Ernst Fleischhack

Aus Deutschlands dunkelster Zeit

T. 1: Schülersoldat

T. 2: Der Spaten war das Zeichen

L
6036
-1/2

14L6036-1/2

Ernst Fleischhack

AUS DEUTSCHLANDS DUNKELSTER ZEIT

Persönliche Erlebnisse und Erfahrungen

1943 - 1945

Teil 1 und 2

Im Wesentlichen unveränderte Abschrift der Manuskripte

von 1964 und 1966

Detmold 1998

01172199

14 L 6036 - 112

Landesbibliothek Detmold

G 99 - 10 16

Vorwort

zu diesem Band und zugleich zum Gesamtbericht

Als letzten Band meiner persönlichen Erinnerungen lege ich hier denjenigen vor, der in zwei Teilen den zeitlich am weitesten zurückreichenden Berichtsabschnitt beleuchtet.

Über meine vierwöchige Ausbildungszeit als Luftwaffenhelfer in der Flak-Kaserne Leipzig-Paunsdorf vom 9.10. bis 4.11.1943 hatte ich in der ersten Jahreshälfte 1964 nach Notizen, die während der Wintermonate 1946/47 niedergelegt worden waren, eine Schilderung unter dem Titel "Die jüngsten Soldaten" angefertigt, der ich noch im gleichen Jahr als Ergänzung die in der Flak-Einsatzbatterie in Kleinpösna gewonnenen Eindrücke mit der Überschrift "Feuerbereitschaft!" folgen ließ. Beide Manuskripte sind nun mit nur geringfügigen sprachlichen Änderungen, Einschüben und Weglassungen unter dem Titel "Schülersoldat" vereinigt. Diese Wortzusammensetzung soll zum Ausdruck bringen, dass die gegen Ende des Zweiten Weltkrieges zum Luftwaffenhilfsdienst Beorderten juristisch zwar noch den Status eines Schülers besaßen, faktisch aber wie Soldaten behandelt und eingesetzt wurden.

Die wegen der immer bedrohlicher werdenden Kriegslage von ursprünglich einem halben Jahr auf zehn Wochen verkürzte, ohnehin weitgehend der vormilitärischen Ausbildung gewidmete Dienstzeit im RAD (Reichsarbeitsdienst) beschrieb ich gut ein Jahr später, ebenfalls nach Notizen aus dem Winter 1946/47, in einem Manuskript, das ich "Der Spaten war das Zeichen" betitelte. Unter Beibehaltung dieser Überschrift und mit nur unwesentlichen textlichen Veränderungen sei jener Darlegung trotz ihres in zeitlicher Hinsicht recht begrenzten Rahmens hier der Rang eines eigenständigen zweiten Teiles eingeräumt.

Der einen wesentlich längeren Zeitraum umspannende 3. Teil über die Infanteriedienst- und Kriegsgefangenschaftszeit liegt unter dem Titel "Untergang und Bewahrung" bereits seit Sommer 1997 vor. Näheres zu den Quellen und zur Entstehungsgeschichte ist seinem Vorwort zu entnehmen.

Den über alle drei Teile gestellten Gesamttitel "Aus Deutschlands dunkelster Zeit" habe ich aus zweifachem Grunde gewählt: Allein schon äußerlich war unser Land durch die wegen Feindfliegerbedrohung angeordneten strengen Verdunkelungsmaßnahmen damals in bedrückende Düsternis gehüllt. Zugleich durchlebte und durchlitt es aber auch in historischer Hinsicht seine schwärzesten Jahre, von deren Folgen es bis zum heutigen Tage noch nicht restlos genesen ist.

Persönliche Lebens- und Erfahrungsberichte können eine wissenschaftlich fundierte Gesamtbewertung einer bestimmten Zeitepoche naturgemäß nicht ersetzen, das gängige Vorstellungsbild über sie aber sehr wohl um die eine oder andere farbliche Variante bereichern. Verglichen mit den Erlebnisinhalten zahlreicher anderer Schilderungen über den Zweiten Weltkrieg, mag sich das auf diesen Blättern hier Niedergelegte bescheiden, ja unbedeutsam ausnehmen. Dennoch sei es als ein unverfälschtes, von Hinzudichtungen jeglicher Art freies Zeitzeugnis all jenen an die Hand gegeben, die das aufrichtige Verlangen erfüllt, sich sachlich und eingehend mit den von Ende 1943 bis Mitte 1945 bestehenden Gegebenheiten und den daraus resultierenden Verhaltensweisen der Menschen auseinanderzusetzen.

Detmold, im Frühjahr 1998

Ernst Fleischhack

Ernst Fleischhack

Schülersoldat

Meine Erlebnisse als Luftwaffenhelfer

vom 9. Oktober 1943 bis 12. Februar 1944

Nach Notizen aus den Wintermonaten 1946/47

Abschrift der 1964 unter den Titeln "Die jüngsten Soldaten"

und "Feuerbereitschaft!" niedergeschriebenen Manuskripte

mit geringfügigen textlichen Überarbeitungen

Des Gesamtberichts "Aus Deutschlands dunkelster Zeit"

erster Teil

Detmold 1998

Inhalt

1. Das letzte Oberschuljahr 3

Flakkaserne Leipzig-Paunsdorf 9.10. - 4.11.1943

2. Durch das stählerne Tor 7
3. Aufgalopp und erste Staucher 9
4. Der Tageslauf 11
5. Besuchstag und Wochenendurlaub 20
6. Befund: "Einfach saumäßig" 23
7. Glänzend bestanden 25

Flakeinsatzbatterie in Kleinpösna bei Leipzig
7.11.1943 - 12.2.1944

8. 'A.d.W.' 31
9. Landluft 33
10. Sonderauftrag 37
11. Urlaub und wie man es nicht machen sollte 39
12. Stürmische Wacht 42
13. Hinter Brettern 44
14. Batterie-Alltag 45
15. Die Wochenenden 50
16. Schulbücher holen 52
17. Lodernder Himmel 54
18. Durch das Trümmermeer 56
19. Heimfahrt mit Hindernissen 59
20. Soldatenweihnacht 61
21. Heiße Debatten 64
22. Flaschenbatterie 68
23. Gefährliche Invasion 70
24. 'Hektor' ante portas 73
25. Überraschungen 75
26. 'Siebzehn - viere' 77
27. Endlich mal Luftwechsel 79
28. Schattenschießen 80
29. Missklänge 81
30. Vale Kleinpösna! 84

Abbildungen 87

1. Das letzte Oberschuljahr

Als ich Anfang Januar 1943 in trauter Familienrunde meinen 17. Geburtstag beging, waren meine Hoffnungen, auch den 18. noch in Waldenburg als Zivilist feiern zu können, bereits auf den Nullpunkt gesunken. Längst standen die Zeichen des Krieges auf Sturm. Nach der furchtbaren Tragödie der 6. Deutschen Armee vor Stalingrad, die die spätere Geschichtsschreibung als Wendepunkt des Zweiten Weltkrieges bezeichnen sollte, musste ich auf Geheiß der Hitler-Jugend vom 17.-20. Februar einen viertägigen sog. Wehrertüchtigungskursus in Oberlungwitz ableisten. Nur mit höchst widerwilligen Gefühlen war ich dieser Aufforderung gefolgt; denn das ohnehin schon von tierischem Ernst geprägte milizhafte Gebaren in dieser Organisation wie überhaupt in der gesamten 'Bewegung' hatte mich von jeher abgestoßen und befremdet. In unmittelbarer Nachbarschaft des Hauses, wo ich meine ersten beiden freundlich behüteten Kindheitsjahre verlebt hatte, musste ich nun bei klammer Kälte zum Appell antreten, musste marschieren, schießen und über frostverkrustete Äcker robben. Am letzten oder vorletzten Abend hatte der HJ-Bannführer uns Lehrgangsteilnehmer vor den Lautsprecher zitiert, um uns hören und erleben zu lassen, wie der Reichspropagandaminister Dr. Goebbels mit deklamatorisch gesteigerter Stimme an die in den Berliner Sportpalast einbestellte Volksmasse die Frage richtete: "Wollt ihr den totalen Krieg?", woraufhin dem Agitator aus vielen tausend Kehlen ein geradezu hysterisches "Jaaa!" entgegenschlug.

Im Mai mussten die letzten meiner dem Geburtsjahrgang 1925 angehörenden Klassenkameraden zum RAD (Reichsarbeitsdienst) bzw. gleich zur Wehrmacht einrücken. Verblieben waren mit mir nur noch sechs des Jahrganges 1926. Wir gelangten im Sommer in die oberste Klasse (= Prima). Das Abitur sollte Ostern 1944 erfolgen, doch war uns bei Beginn des Schuljahres längst klar, dass es dazu nicht mehr kommen würde. Die Musterung unseres Jahrganges hatte schon im Juni stattgefunden, wobei mir der Wehrbezirkskommandant den schlichten, nicht anders erwarteten und doch niederschmetternden Urteilsspruch verpasste: "K.v. (kriegsverwendungsfähig) - Infanterie." Seitdem galt ich als "Rekrut im Wartestand". Wenig später waren die ersten Einberufungen an die 26er ergangen. Und im Spätsommer begegneten mir nur noch wenige Altersgenossen auf der Straße. Unsere Klasse blieb vorerst aber noch verschont. Für die Oberschüler sei ein besonderer Einsatz in der Luftabwehr vorgesehen, hieß es. Zu diesem Zwecke mussten wir uns - wohl Ende August - in Glauchau einer Sonderuntersuchung unterziehen zugleich mit denjenigen Schülern der Klassen 6 und 7, die den Geburtsjahrgängen 1926 und 1927 angehörten.

Inwieweit der Druck, täglich mit dem Einberufungsbefehl rechnen zu müssen und nur noch Zivilist auf Abruf zu sein, sich auf die Psyche meiner Kameraden auswirkte, möchte ich dahingestellt sein lassen. Mich riss dieser unruhevolle Schwebezustand jedenfalls mächtig herum. Trotzdem erfüllte mich nicht nur trübsinniges Zagen. Vielmehr durchlebte ich die letzten Monate und Wochen mit besonders wachen Sinnen und genoss den Rest der ohnehin arg beschnittenen Freiheit mit allen Fasern meines Herzens. Freilich, während es meine Altersgefährten naturgemäß bereits mit aller Macht an Herz und Busen der Weiblichkeit drängte, meldete sich in dieser Hinsicht bei mir noch kein ausgesprochenes Verlangen. Im Grunde genommen hatte ich mich damals ringsum gegen alles Andrängende, sei es staatspolitischer, schulischer oder rein entwicklungsbedingter Art, abgeschottet und mir in Gedanken ein Phantasie- und Traumland errichtet, das ich mir so lange zu bewahren suchte, als es nur irgend ging. So gesehen, hatten mich also weder die an sich obligatorischen Tanzstunden noch sonstige gesellige Vergnügungsveranstaltungen aus dem Gehäuse zu locken vermocht. Nach Bubenart fesselten mich zwar nach wie vor die Ereignisse auf dem Gebiet des Sports, und ich spielte selbst gern noch mit dem Fuß- oder dem Tennisball, daneben aber bewegte ich häufig auch die Tasten des Klaviers oder erging mich in schwelgerischen Nachempfindungen dichterischer Werke der deutschen Klassik und Romantik. Freude und innere Aufrichtung fand ich

nicht zuletzt immer wieder von neuem, wenn ich die geliebten heimatlichen Fluren durchstreifte. In der Muldenaue, im Grünfelder Park, im Gersdorfer Forst und im Ebersbacher Grund waren mir alle Wege und Stege vertraut. Dort liebte ich jeden Baum und Strauch, jeden Tümpel, jeden Bachlauf, ergötzte mich am Jubilieren der Vögel, am Äsen der Rehe wie am Hüpfen der Grasfrösche. Während draußen an den Fronten die Kanonen blutige Ernte hielten, während sie nicht wenige Söhne meines Heimatortes hinwegrafften und über deren Häuser und Familien tiefes Herzeleid brachten, während nächtens die Sirenen immer häufiger aufheulten, zog es mich noch und noch in die unberührte Stille der Wälder, wobei nur das schmerzliche Gefühl beklemmend wuchs, schon der nächste Tag könnte meiner Traumwelt das Ende einläuten und mich unnachsichtig in das feindliche Leben stoßen.

In der 2. Julihälfte hatte eine 14-tägige Reise mit meinen Eltern nach Krummhübel im Riesengebirge einen letzten Höhepunkt gebildet. Zur damaligen Zeit war es schon nicht mehr ganz einfach, eine solche Reise zu unternehmen. Mein Vater konnte sich mangels Vertreter nur schwer von seinen amtlichen Verpflichtungen lösen. Ich selbst bin es wohl gewesen, der meine Eltern mit aller Hartnäckigkeit gedrängt hatte, mir zuliebe diese Reise allen Widerständen zum Trotz zu starten. Und sie wurde ein einmaliges Erlebnis. Wenn die Mägen bei der knapp bemessenen Kriegskost auch knurrten und darbten, so wanderten wir doch unverdrossen auf dem Kamm des geradezu alpin anmutenden Höhenzuges oder durch die romantischen Täler und Gründe in Rübezahls Reich. Wettermäßig war ein Tag schöner gewesen als der andere. Unvergessen haften in meiner Erinnerung noch heute die abendlichen Stunden auf der 1603 m hohen Schneekoppe, als drunten im Hirschberger Talkessel schon die ersten Nebel wallten, während dahinter das ganze weite Schlesierland bis zum Horizont im glutroten Glanz der niedergehenden Sonne schimmerte.

Mittlerweile aber waren neue Sturmzeichen aufgezogen. Die Italiener hatten den Dikatator Mussolini in die Wüste geschickt. An der Ostfront standen die deutschen Truppen in harten, verlustreichen Abwehrschlachten gegen die zahlen- und allmählich auch materialmäßig immer überlegener werdenden Streitkräfte der Roten Armee. Auf der Rückfahrt vom Riesengebirge vernahmen wir in dem gänzlich überfüllten D-Zug erschütternde Augenzeugenberichte vom bisher schwersten Bombardement der alliierten Luftflotte auf Hamburg. Nur wenige Tage nach unserer Rückkehr wurde meine Mutter dienstverpflichtet und als Verwaltungshilfskraft im Waldenburger Reservelazarett eingesetzt.

Noch konnte ich als Schüler Ende September meine Herbstferien antreten. Ich nützte sie am 1. Oktober zu einer in Anbetracht meiner dürftigen Konstitution beachtlichen, zumindest weder vorher noch danach von mir je wieder erreichten sportlichen Energieleistung: Bereits im Frühnebelgrau hatte ich mich auf mein Fahrrad geschwungen und war die bergereiche Strecke über Lichtenstein-Callenberg, Aue, Schwarzenberg bis an die sächsische Landesgrenze nach Johanngeorgenstadt gestrampelt und zurück auf nicht minder bergigen, nur gelegentlich von einem Fahrzeug mit rotem Winkel (= Zulassungszeichen) benutzten Straßen über Eibenstock, Schneeberg, Mülsengrund in einer Gesamtfahrzeit einschließlich Pausen von zehn Stunden. Vom 3.-5. Oktober weilte ich besuchsweise in Leipzig, begeisterte mich am Pferderennen im Scheibenholz, ruderte eine Strecke auf der damals schon stark nach chemischen Ableitungen stinkenden Pleiße, schaute mir zusammen mit meinem alten Herrn, der einen Tag später nachgekommen war, Schillers Drama 'Kabale und Liebe' im Alten Theater am Fleischerplatz an und vergaß auch nicht, noch einmal die Löwen, Affen und Elefanten im Zoo zu beehren.

Doch zwei Tage nach dieser letzten bescheidenen Reise traf mich der Einberufungsbefehl. Da stand es hart, nüchtern und unwiderruflich:
"Am Sonnabend, 9. Oktober 1943, 12 Uhr haben Sie sich in der Flakkaserne Leipzig-Paunsdorf zum Dienstantritt zu melden."

Unser Rektor hatte daraufhin alle beorderten Schüler der drei oberen Klassen für den 9. Oktober punkt 6 Uhr morgens zum Waldenburger Bahnhof bestellt zwecks gemeinsamer Anreise. Nur noch zwei spärliche Tage waren verblieben, gerade Zeit genug, um alle Schulbücher weg- und die als nötig erachteten Sachen für die Kaserne einzupacken, um kurz noch einmal Abschied zu nehmen von Haus und Garten, vom geliebten Grünfelder Park und von der Nachbarschaft. Es würgte mir in der Kehle beim bloßen Gedanken an das Bevorstehende. Doch gab es kein Zurück mehr.

Flakkaserne Leipzig-Paunsdorf

9.10. bis 4.11.1943

2. Durch das stählerne Tor

Um 5 Uhr aus den Federn. Vor den Fenstern dicker, waschküchenartiger Nebel. Ich schlotterte vor Kälte und innerer Aufregung. Meine Eltern sprachen beruhigende und trostvolle Worte, doch standen ihnen selbst die Tränen in den Augen. Ziemlich betreten gesellte ich mich am Bahnhof zu den übrigen 'Leidensgenossen', die sich aber zumeist sehr unbefangen, ja ausgelassen gaben. Kein Wunder, waren die meisten von ihnen doch erprobte Internatsschüler, die das Leben außerhalb des Elternhauses und strenge Gruppendisziplin schon gewohnt waren und bei allem zweifellos mehr zur Schaugestellten als echten vorsoldatischen Kraftmeiertum bis zu einem gewissen Grade tatsächlich heilfroh und erleichtert waren, die schulischen Lehrbücher zuklappen und in ein männlicheres, zeitgerechteres Dasein überwechseln zu können. Unser Mathematikpauker, Dr. Grünberg, wegen seiner erklärten Leidenschaft für Langläufe nach dem finnischen Idol 'Nurmi' genannt, hatte vom Direktor den Auftrag erhalten, uns bis in die Kaserne zu begleiten. Er war an diesem Tage wie verwandelt. Keines seiner gängigen, selbst uns Oberklassianern noch zugemuteten Schimpf- und Schmähworte, wie "ihr Kaffer", "ihr Dünnbrettbohrer" oder "ihr Tuthörner", keine von überlegener Warte aus erteilten Knüffe wie "Mensch, das sieht doch Pietsch im Finstern!" prasselte auf uns hernieder. Er unternahm nicht einmal den Versuch, den stimmgewaltigen Lärm in der Wartehalle zu dämpfen. Ganz offensichtlich ging es ihm sehr nahe, dass seine "Kaffernhorde" von den vertrauten Schulbänken zu den Fahnen gerufen worden war, um nunmehr aktiven Dienst zur Verteidigung des Vaterlandes zu leisten.

Die klapprigen Wagen des 'Muldentalexpresses' waren ungeheizt. In jedem Bahnhof verweilte der Zug ungewöhnlich lange. Der dichte Nebel gestattete dem Auge nicht, noch einmal die so oft durchwanderten Gefilde beiderseits des Flusslaufes zu überfliegen. In Großbothen mussten wir umsteigen. Wir erhielten im Dresdener Zug einen Sonderwagen zugewiesen. Rasch ging dann die Fahrt bis zum Leipziger Hauptbahnhof vonstatten. Dort stiegen wir in die Straßenbahn der Linie 23 und fuhren durch mir bis dahin noch unbekannte Viertel der Reichsmessestadt. Ich las: Eisenbahnstraße, Tauchaer Straße, Torgauer Straße. Große Industriewerke tauchten auf: Hasag-Werke, Erla-Werke. Dann kam die Paunsdorfer Flakkaserne in Sicht. Der Nebel war unterdessen gewichen. Freundlicher Herbstsonnenschein strahlte vom Himmel. Der Kasernenkomplex erweckte einen sauberen, gepflegten Eindruck. Er stand ja erst seit wenigen Jahren. Trotzdem überkam mich nach dem Eintritt durch das große Tor das dumpfe, angstvolle Gefühl, als haben hinter mir eherne Gefängnispforten ins Schloss geschlagen.

In einem größeren Raum des Blocks 15 harrten wir der weiteren Dinge. Eine Gruppe Meeraner Schüler saß bereits dort. Nachzügler trafen noch ein. Es wurde gefrotzelt, geblödelt, hie und da die Skatkarte gedroschen. Plötzlich brüllte ein Stimme "Achtung!" Wir flogen von den Hockern. Ein Hauptmann der Flak-Artillerie betrat den Raum. Er stellte sich vor als "Hauptmann Mellmann" und hielt eine kurze, herrische Ansprache, bei der er jegliche Vokaldehnung vermied, bestimmte Konsonanten dafür wie Schrapnellschüsse herauszischte. Sie gipfelte in dem Satz:

"Ihr seid die jüngsten Soldatten des Führers; ich erwarte von euch, dass ihr euere Pflicht erfüllt."

Dann trat er auf 'Nurmi' zu, um ihm die Hand zu reichen. Dieser verlor für einen Augenblick seine gewohnte Selbstsicherheit und machte vor dem fanatisch-düster wirkenden Offizier eine ungelenke Ehrenbezeigung. Ein nicht unintelligent aussehender, aber vom Basedow-Leiden gezeichneter Unteroffizier namens Seyffarth, dem wir gar bald den Spitznamen 'Froschauge' verliehen, wurde uns als sog. Betreuungsunteroffizier beigegeben. Er führte uns zunächst zum großen Küchen- und Kantinenblock, wo jeder einen gehörigen Schlag Mittag-

essen erhielt. In meiner bedrückten Stimmung konnte ich kaum die Hälfte davon zwingen. Nach der Mahlzeit verabschiedete sich 'Nurmi' von jedem einzelnen von uns mit einem warmen Händedruck und einem freundlichen Wort. Nun war auch der letzte Brückenbogen zur zivilisierten Welt abgebrochen.

Etwas später mussten wir antreten und in rauhen Mengen Bekleidungsmaterial vom Block 15 nach Block 16 schaffen. Ungeheuer schwer waren die Bündel und Ballen. Mir schmerzten bald die Arme. Auf den Treppenabsätzen warf ich hin und wieder einen wehmütigen Blick durch die Fensterscheiben auf das vorstädtische Häuser-, Straßen- und Schienengewirr von Leipzig. Im Hintergrund ragte das massige Völkerschlachtsdenkmal in den Himmel. Wir erhielten unsere Unterkunftsräume im Block 16 und wurden in Stubengemeinschaften eingeteilt. Dann "fassten" wir unsere Abendverpflegung und konnten uns bis zum "Zapfenstreich" in den Stuben einrichten. Die meinige war überbelegt. Zwei Mann mussten sich in einen Spind teilen. Mit den Kameraden aus der 6. und 7. Klasse meiner Schule vermochte ich nicht so recht warm zu werden. Ich verhielt mich völlig passiv, beteiligte mich nicht an ihren Zoten und Witzeleien, ja verstand es nicht einmal, darüber zu lachen. 'Froschauge' machte dem lautstarken Treiben in unserem Raum bald ein schroffes Ende. Dann sanken wir auf die Strohsäcke, doch konnte ich lange Zeit keinen Schlaf finden.

3. Aufgalopp und erste Staucher

Am nächsten Morgen noch vor 6 Uhr schrillte die Trillerpfeife des UvD (Unteroffiziers vom Dienst): "Luftwaffenhelfer aufstehen!" Die Sinne waren mir regelrecht betäubt. Als wenig später der Ruf erscholl: "Kaffeeholer 'raustreten!" drückten mir die Kameraden, da ich offenbar unschlüssig herumstand, eine etwas schnuddelig aussehende Zinkkanne in die Hand und forderten mich auf, das Morgengetränk zu holen.

Vor dem Block mussten alle Kaffeeholer antreten. Da bekam der UvD den - wie ich fand - seltsamen Einfall, die Kannen auf ihre Sauberkeit zu prüfen. Die meinige gegen das Licht halten, sie in hohem Bogen auf die Seite schleudern und mich mit zorndurchbebten Worten zusammenknütteln:
"Wohl völlig wahnsinnig geworden. Sieht ja aus wie eine Scheißhausröhre!" war das Werk einer Sekunde. Ich versuchte - völlig verdattert - das so arg gescholtene und verworfene Stück gründlichst durchzuspülen. Als ich mich am Appellplatz wieder zurückmelden wollte, war der Kaffeeholertrupp längst abmarschiert. So blieb mir nichts anderes übrig, als auf eigene Faust der Küche zuzuhasten. Der 'Bulle' grunzte mich denn auch sogleich an, als ich um Füllung der Kanne bat:
"Wohl noch nicht ganz ausgeschlafen, was?",
ließ dann aber doch die kochend heiße Brühe aus dem riesigen Boiler in das Gefäß rinnen.

Im Laufe des Vormittages mussten wir mehrfach in aller Eile antreten und saßen dann wieder lange Zeit beschäftigungslos in der Stube herum. Gegen Mittag erhielten wir unsere Klamotten. Einzeln mussten wir vor der 'Kammer' antreten. Der 'Spieß', Hauptwachtmeister Witwer, ein bärbeißiger Zwölfender mit herabklaffenden Mundwinkeln, befahl, eine Zeltplane aufzuschlagen. Dann las er laut die einzelnen Ausrüstungsgegenstände vor, und der 'Kammerbulle' beeilte sich, sie auf die Plane zu pfeffern, ohne dabei auf Körperlänge und -umfang des Empfängers auch nur einen Blick zu werfen. Natürlich kam es dabei zu den kuriosesten Zusammenstellungen. So hatten Leute mit großen Häuptern mitunter die kleinsten Käppis erwischt und umgekehrt. Doch jeglicher Umtauschversuch bei der Kammer wurde grob abgeblockt: "Passt! Basta!" Wir tauschten daher vielfach untereinander die Gegenstände aus.

Nach mehreren Appellen wurden wir am Nachmittag ziemlich im Frieden gelassen, da die meisten Ausbilder ihren Ausgang hatten. Ich benutzte die freie Zeit, um mit zwei Kameraden das große Kasernenareal ringsum und kreuz und quer zu durchstreifen, doch konnten mich weder das milde Herbstwetter noch die verhältnismäßig schmucke und moderne Anlage versöhnlich stimmen. Ich fühlte mich wie ein Gefangener. Vor allem der kratzige Stoff der blauen 1. Garnitur mit HJ-Armbinde flößte mir Unbehagen ein. Doch was half es?

Am Abend beorderte der UvD mich und einen Kameraden aus der 6. Klasse, unsere Sachen zu schnappen und in die Stube 68 umzuziehen. "Dort sitzt schon einer drin", fügte er hinzu, "der braucht Gesellschaft". Dieser jemand war zu meiner größten Überraschung und Freude mein Klassenkamerad Kurt Pfau. Er hatte noch seine Zivilsachen an, einen Reisekoffer neben sich gestellt, und kam mir in diesem Aufzug wie der Sendbote aus einer anderen Welt vor. Der Gestellungsbefehl hatte ihn erst am Vortag erreicht und so seine verspätete Anreise bewirkt. Bei seinem etwas behäbigen Naturell schien er allen Dingen mit großer Ruhe und Gelassenheit entgegenzusehen. Und diese Ruhe war es, die an diesem Abend wie auch in den folgenden Wochen wohltuend auf mich ausstrahlte. Kurt half mir in manchen praktischen Dingen, wo ich nicht gleich so zu Rande kam. Ich war deshalb über diese unverhoffte Zusammenlegung sehr beglückt.

Am folgenden Tag traf in der 68 ein weiterer Kamerad aus der Chemnitzer Gegend ein, der aber nicht zu unserer Penne gehörte. Er wurde sogleich in das große Revierreinigen mit eingespannt, das für diesen Tag angesetzt worden war. Revierreinigung hieß, Korridore, Treppenhäuser, Waschräume und Toiletten eimerweise unter Wasser zu setzen und hernach die entstandene Schwemme mittels Gummischrubber und Wischtüchern wieder aufzutitschen. Die ganze Aktion ging in der Regel unter furchtbarem Gewettere und Geschimpfe seitens des UvD und anderer Vorgesetzter vonstatten. Ein besonders saueres Stück Arbeit bot uns unsere eigene Stube, die von den Vorbewohnern in einem geradezu verheerenden Zustand hinterlassen worden war. In den Spinden lagen massenhaft Apfelgriebse, verfettetes Knüllpapier, angeschimmelte Brotschnitten und sonstiger Unrat. Obwohl wir nur zu viert in einem für 12 Mann bestimmten Raume waren, mussten wir sämtliche Spinde gründlich mit Seife ausscheuern, den Fußboden polieren und die gänzlich verdreckten Fensterscheiben flimmern. Obergefreiter Schauer, ein kleiner, rundlicher und gutmütig aussehender Vogtländer, der unserer Stube als Betreuer zugewiesen worden war, legte selbst mit Hand an bei der Reinigungsaktion. Nach 16 Uhr fand sich der Spieß zum Stubenappell ein. Er entdeckte natürlich sofort eine Fülle des Beanstandenswerten. Vor allem fluchte der Grimme über den miserablen Bettenbau und riss sämtliche Decken herunter:

"Schauer, der Bettenbau stinkt zum Himmel. Bringen Sie Ihre Leute erst mal gehörig auf Vordermann!"

Mit diesen Worten verschwand er. Und das gleiche Spiel wiederholte sich wohl bald noch ein halbes Dutzend mal. Jeder Vorgesetzte, der unsere Stube betrat, wollte den Bettenbau wieder eine winzige Idee anders haben als der vorher Durchgegangene. Bei Zapfenstreich hatten wir die Nase reichlich voll.

Am Dienstag, 12. Oktober, trafen weitere Luftwaffenhelfer ein, und unsere Stubenbelegschaft wurde mit acht Thüringer Oberschülern aus Lauscha, Sonneberg und Steinach vervollständigt. Als alteingesessene und schon mit den ersten Barraserfahrungen ausgestattete Bewohner der Stube 68 fühlten wir uns den Neuankömmlingen weit voraus, zumal sie durchweg erst die 6. Klasse besuchten und infolgedessen noch nicht über das gleiche Bildungsniveau verfügen konnten wie wir "stolzen Primaner". Dafür waren die thüringischen Hinterwäldler recht treuherzige Kerle, von Natur aus mit großer Lautstärke und einem derben, schon fränkisch angefärbten Dialekt begabt. So ungefähr jeder Dritte von ihnen hieß Müller. Um die einzelnen Müllers auseinanderhalten zu können, erhielt ein jeglicher dieses Namens eine Ziffer verpasst. Untereinander kennzeichneten sie sich aber meist mit dem Geburtsnamen der Mutter und hängten diesen als Zweitnamen an. Da gab es also einen Müller-Baller, einen Müller-Pfeifer usw.

Noch höhere Leistungen als ihren Stimmbändern forderten die Lauschaer der Verdauungskraft ihres Magens ab. Zumindest im Verzehr der von zu Hause mitgeschleppten und in Kartons verstauten Kuchenberge vollbrachten sie Ungeheuerliches. Sie schienen offenbar in der Vorstellung angereist zu sein, in Leipzig-Paunsdorf eine mehrwöchige Hungerkur durchstehen zu müssen, der nur durch vorheriges unnachsichtiges Vollpfropfen des Magen-Darm-Kanals mit hochkonzentrierter Nahrung einigermaßen begegnet werden könne.

4. Der Tageslauf

Nachdem auch die Thüringer und die anderen nachgekommenen Oberschüler aus Plauen ihre Klamotten empfangen hatten, konnte am Mittwoch der geregelte Dienstbetrieb beginnen. Als Ausbildungsleiter stellte sich uns ein drahtiger junger Leutnant namens Poeck vor, der in jeder einzelnen Arm- und Kopfbewegung den schneidigen Offizier hervorkehrte. Diesem Leutnant standen neben dem schon erwähnten Spieß zwei Oberwachtmeister zur Seite, von denen der eine die Ausbildung an den Messgeräten, der andere die an den Geschützen zu leiten hatte. Etwa 20 Mannschaftsausbilder (Unteroffiziere, Obergefreite und Gefreite) vervollständigten den Stab. Wir Luftwaffenhelfer waren wohl insgesamt 250 Mann und wurden noch am Dienstag in Ausbildungsgruppen und -untergruppen aufgeteilt. Im folgenden will ich den normalen Verlauf eines Ausbildungstages in der Flakkaserne Leipzig-Paunsdorf schildern:

Punkt 5 Uhr 30 schrillte die Trillerpfeife des UvD mit nachfolgendem Ruf: "Luftwaffenhelfer aufstehen!" Sofort warfen wir uns in Jacke und Hose; denn jegliches längeres Verweilen auf der Matratze hätte uns bereits die erste Meldung beim Spieß eingebracht. Im Eilschritt ging es hinaus zum Frühsport, der sich in der Hauptsache aus lauter Laufübungen zusammensetzte. Bei den schon arg niedrigen Morgentemperaturen des Oktobers konnte diese Bewegungsart freilich nur als nützlich empfunden werden. Nachdem wir in geschlossener Formation einige Runden um mehrere Blocks gedreht hatten, schwenkten wir wieder in unseren Wohnblock ein.

Kaum in die Stube zurückgekehrt, gellte der nächste Pfiff des UvD: "Kaffeeholer 'raustreten!" Den abscheulichen, aus gedörrten Rübenschnitzeln, Kleierückständen und sonstigen schwarzgetönten Bitterstoffen hergestellten Morgenabsud, der zur damaligen Zeit ungeniert als "Kaffee" bezeichnet wurde, hatte stets einer der beiden Stubendienste heranzuholen. Der Stubendienst wechselte täglich von Bett zu Bett. Bei einer Stubenbelegschaft von 12 Mann in 6 Doppelstockbetten kam man also aller 6 Tage an die Reihe. Ich hatte immer mit meinem Klassenkameraden Kurt Pfau zusammen diesen Dienst zu versehen.

Kurt amtierte außerdem noch als Stubenältester. Er trug somit die Hauptverantwortung für das ordnungsgemäße Säubern und Instandhalten des Raumes und musste dem jeweiligen Stubendienst entsprechende Weisungen erteilen. Als alter Internatspennäler eignete er sich vorzüglich für diesen Posten. Sobald sich der Kaffeeholer mit seiner Kanne auf den Weg gemacht hatte, ging die eine Hälfte von uns in die Waschräume, während die andere sich bereits intensiv mit dem Bettenbau befasste. Dann wurde umschichtig verfahren. Wer gewaschen, gekämmt, fertig angezogen war und sein Bett gemacht hatte, schob seinen Hocker an die lange hölzerne Tafel und frühstückte. Die Kaltverpflegung hatten wir stets schon am Nachmittag vorher empfangen. Der Morgenimbiss bestand in der Regel aus ein paar vom Kommissbrot abgeschnittenen Scheiben (manche Kameraden hieben sich allerdings wahre Faustkeile davon ab), belegt mit Butter oder Margarine und Kunsthonig. Lange verweilen durfte man bei dieser Beschäftigung aber nicht; denn der Stubendienst drängte, um ausfegen zu können.

Wenn der UvD den Raum betrat, hatte derjenige, der ihn zuerst erblickte, rasch "Achtung!" zu schreien, worauf Kurt als Stubenältester die Meldung erstattete: "Stube 68, belegt mit 12 Mann. Alles auf und gesund." Wer sich krank fühlte, hatte liegen zu bleiben und sich dann auf besondere Anweisung des UvD zum Revier zu begeben. Nicht selten brüllte um diese Zeit aber auch schon der Spieß durch die Gänge. Schon wenn wir ihn von weitem mit garstig verkniffener Flappe auf unsere Stube zusteuern sahen, rutschte uns das Herz in die Hosentasche. Er brachte es z.B. fertig, einen vollen Mülleimer mit dem Fuß umzustoßen, so dass der Inhalt in den Raum stiebte, drei oder vier

soeben erst mühevoll aufgerichtete Betten mit grimmigen Bemerkungen wie "saumäßiger Bettenbau" oder "erbärmliche Forzmulden" wieder auseinander zu reißen und uns obendrein allesamt noch auf den Gang hinaus zu jagen, wobei er wutschnaubend auf uns losbellte:

"Ein ganz großer Saustall ist diese Bude! In zwei Minuten ist alles in Ordnung, verstanden?! Rein, marsch-marsch!"

Während der Stubendienst ausfegte, lüftete und Staub wischte, hatten sich die übrigen Insassen beim allgemeinen Revierreinigen draußen im Gang, in den Waschräumen, Toiletten, Treppenhäusern oder im Außenrevier zu betätigen, wobei der UvD jeweils die Einteilung vornahm. Hernach hatte sich alles wieder auf die Stuben zu begeben. Nach dem Pfiff "Fertigmachen zum Raustreten!" konnte zumeist nur noch eine rasche gegenseitige Anzugskontrolle durchgeführt werden; denn wenig später erfolgte der Befehl: "Batterie 'raustreten!"

Vor dem Gebäude ließ der UvD den gesamten Lehrgang nach Zügen antreten, ausrichten, um dann dem Spieß die Vollzugsmeldung zu erstatten. Sofern man nicht bei "Stillgestanden!" den Blick stur geradeaus richten musste, starrte jedermann wie gebannt auf das verwünschte dicke Strafbuch, das dem Spieß drohend aus der Rocktasche lugte. Dieser ließ zunächst die 1. Reihe sechs Schritte, die 2. drei Schritte vortreten und übergab den Unterführern die einzelnen Reihen zur genauen Durchsicht, während er sich selbst auf einzelne, freilich sehr geharnischte Stichproben beschränkte. Wen die Ausbilder mit irgendeinem Makel - sei es einem fehlenden oder lose sitzenden Knopf, nicht blank genug poliertem Koppelschloss oder einem Schmutzspritzer auf der Hose - ertappt hatten, jagten sie scheltend auf den rechten Flügel. Dort notierte der Spieß die Namen der Unglücklichen gierig in das erwähnte Buch, wobei er jeden Betroffenen grob anraunzte - etwa so:

"Heute abend um 18 Uhr bei mir mit 1a geputztem Schuhwerk melden! Verstanden?!"

Darauf riss der Gerügte die Hacken zusammen und antwortete: "Jawoll, Herr Hauptwachtmeister!"

Doch der Spieß hielt seine hohle Hand ans Ohr: "Ich höre kaum ein leises Lispeln. Verstanden?!"

"Jawoll, Herr Hauptwachtmeister", wiederholte der Delinquent aus Leibeskräften.

Doch noch immer löste der Spieß die Hand nicht von der Ohrmuschel und donnerte: "Mensch, Du piepst ja wie ein taubstummes dreijähriges Mädchen! An den Geräteschuppen weg, marsch-marsch! Achtung! Fünf mal wiederholen: 'Ich soll gefälligst lauter sprechen'!"

Nach der dritten Wiederholung schien der Gequälte seine letzten Lungenbläschen aus dem Leibe gehaucht zu haben, so dass der Spieß der Verfahren abkürzte: "Eintreten, marsch-marsch!"

Schon froh, der grausamen Prozedur entronnen zu sein, ereilte den Gemaßregelten der nächste Zusammenstaucher: "Achtung! Marsch-marsch habe ich gesagt. So 'was nennt der Kerl laufen. Wohl ganz verrückt geworden. Drei Runden um die ganze Abteilung weg, marsch-marsch!"

Sobald der Leutnant in Sicht kam, ließ der Spieß den gesamten Lehrgang erneut antreten, akkurat ausrichten und erstattete dann dem Offizier eine zackige Meldung. Mit Feldherrenaugen musterte dieser die Reihen und führte seinerseits weitere Anzugskontrollen durch. Von dem einen ließ er sich das Taschentuch vorzeigen, beim anderen zählte er die Zwecken auf der Schuhsohle nach, ob auch keine fehle, beim dritten prüfte er die Fingernägel. Auf diese Weise trug er kräftig bei, das Strafbuch des Spießes mit weiteren Namen zu füllen. Danach erteilte er den Ausbildern noch einige Instruktionen für den Tagesdienst und ließ uns auf die Stuben wegtreten. Das hatte mit einer zackigen Kehrtwendung und dem kräftigen Ausruf eines "Hurra!" zu geschehen und selbstverständlich im größtmöglichen Tempo.

"Ich will von dem ganzen Haufen nur noch rauchende Absätze sehen!" kläffte der Spieß zur Bekräftigung noch hinterher.

Nur wenige Augenblicke später, nachdem wir unsere Stuben erreicht hatten, mussten wir erneut draußen antreten. Der Vormittag gehörte meistens der Geräteausbildung. Wie schon erwähnt, waren wir in zwei Ausbildungsstaffeln eingeteilt worden: in die Geschützstaffel und in die Messstaffel. Ich gehörte zur letztgenannten. Sie gliederte sich in drei Unterabteilungen: Kommandogerät-Gruppe, Funkmessgerät-Gruppe und Malsi- oder Umwertungsgruppe. Dieser war ich zugewiesen. Die Umwertungsgruppe bestand aus etwa 35 Luftwaffenhelfern, bunt zusammengewürfelt aus allen Schulen und sämtlichen Stuben. Die Messstaffel marschierte geschlossen durch das große Kasernentor nach dem etwa 2 km entfernt liegenden Eichberg bei Thekla, einem jener sanften, sandigen Moränenhügel, die das Landschaftsbild der Leipziger Tieflandbucht etwas auflockern. Dort befand sich eine Einsatzbatterie der Flak mit sechs 8,8-cm-Geschützen und sämtlichen Messgeräten. Die Anmarschstrecke führte zunächst ein Stück an den Erla-Werken entlang, dann durch freies Gelände. Auf dem Wege mussten wir nicht nur kräftig singen (auf Sächsisch: bläken) solche geisttriefenden Gesänge etwa wie "Fern bei Sedan, auf der Höhe ..." oder "Erika"; es gab dabei auch allerlei "nette" Einlagen, sog. Übungen für praktische Bodenkunde. Da prasselten dann die Kommandorufe nur so: "Hinlegen! Sprung auf, marschmarsch! Hinlegen!" Man lernte sie schließlich mit einigem Gleichmut zu ertragen, ohne freilich einen tieferen Sinn dahinter zu erblicken.

Nachdem wir die Zufahrtsschranke am Fuße des Eichberges passiert hatten, ging es den von Ackergelände überdeckten Hang hinauf an einem Teil der Geschütze und an den Wohnbaracken der Kanoniere entlang bis zum Scheitelpunkt. Hier befanden sich drei größere quadratische Ausschachtungen für die drei Messgeräte, die zusammen die sog. B 1 (= Befehlsstelle 1) bildeten. Das Kommandogerät bestand aus einem drehbaren Rechnungskasten mit aufmontierter 4 m langen Basis. Diese diente zur optischen Anpeilung der Flugzeuge und gleichzeitigen Feststellung der jeweiligen Zielseiten-, Zielhöhen- und Vorhaltewinkel. Das FuMG (Funkmessgerät) war ein besonders hochentwickeltes Gerät. Auf einem breiten Sockel ruhte in einem Gelenk ein großer Parabolspiegel, der die Aufgabe hatte, das Ziel mittels Radarstrahlen anzupeilen und auf diese Weise die exakte Entfernung zu messen. Zwischen diesen beiden Geräten stand vertieft in der Erde die Umwertungsbaracke mit dem Malsigerät 42.

Dieses war ein im Vergleich zu den beiden anderen Apparaturen bescheidenes, ja primitiv anmutendes Hilfsmittel, das vor Jahresfrist ein Luftwaffenmajor namens Malsi konstruiert hatte. Zur Bedienung erforderte es indessen nicht weniger als neun Mann. Es bestand aus einem kreisrunden, drehbaren Messtisch aus Holz, auf dem ein Koordinatensystem mit den sog. Luftraumtrapezen und einer Seitenwinkeleinteilung aufgezeichnet war. Der Mittelpunkt dieses Tisches stellte den Standort der eigenen Batterie dar. Quer über den Tisch führte eine Schiene mit einem an ihr entlanggleitenden Schreibstift. Dieser wurde von der sog. Eingangstrommel aus bewegt, die seitlich vom Messtisch angebracht war, und zeichnete den Weg des angepeilten bzw. bekämpften Flugzeuges auf das Trapeznetz. Die Arbeit ging folgendermaßen vonstatten: Der U 1 (Umwerter 1) empfing durch Kopfhörer laufend vom Kommandogerät den Zielseitenwinkel und drehte den Messtisch mit Hilfe einer Spindel nach den angesagten Werten ein. U 2 und U 3 saßen ebenfalls mit übergestülpten Kopfhörern vor der mit Höhen- und Entfernungslinien versehenen Eingangstrommel und stellten auf dieser die vom Kommandogerät bzw. FuMG durchgegebenen Werte ein. Die Trommel übertrug die Bewegung dann auf den in der Schiene laufenden Schreibstift. Der am Messtisch postierte U 4 meldete den vom Stift aufgezeichneten Verlauf des Zielfluges durch Kehlkopfmikrophon an die vorgesetzte Dienststelle (Untergruppe), indem er laufend die Plantrapeze ablas. Wichtig wurde das Malsigerät besonders dann, wenn Kommandogerät oder FuMG oder beide zugleich ausgefallen waren; denn dann wurden die von der Nachbarbatterie übernommenen Werte auf die eigenen Batterie umgewertet (daher der Name des Gerätes!). U 1, U 2 und U 3 bekamen in diesem Falle die Werte vom Kommando- und Funkmessgerät der Nachbarbatterie zugesprochen, deren Standort auf dem Messtisch mit aufgezeich-

net war und nunmehr den neuen Mittelpunkt bildete. Der U 4 gab dann den Schusseitenwinkel an die Geschütze durch, während U 5 und U 6 unter dem Messtisch von der dort angebrachten Ausgangstrommel den Zünder (d.i. die Zielentfernung) und den Schusshöhenwinkel ablasen und mittels Kehlkopfmikrophon an die Geschütze weitervermittelten. Durch eine besondere Kommandozusatzvorrichtung, die auf den Schreibstift angeschraubt wurde, war es sogar möglich, das Malsigerät als eigenes Kommandogerät zu benutzen, wobei dem U 7 und dem U 8 die Aufgaben zufielen, vom Kommandozusatz die Vh (= Horizontalgeschwindigkeit) abzulesen und den Geschützen den daraus resultierenden Vorhaltewinkel mitzuteilen. Bei dieser Art des Einsatzes hatte der U 9 die Feuerglocke zu bedienen. Daneben gab es noch eine ganze Menge Dinge zu beachten, die sich im einzelnen hier nicht aufführen lassen.

An diesem Malsi-Umwertungsgerät 42 wurde ich also ausgebildet, insbesondere als U 4. Da wir 35 Mann nicht alle zugleich an der Apparatur tätig sein konnten, wurden wir in 3 gleichstarke Gruppen eingeteilt, von denen abwechselnd die eine jeweils für eine halbe Stunde praktisch am Malsi-Gerät herumexperimentierte, die zweite das dort Gelernte theoretisch rekapitulierte und die dritte entweder der Übung der ersten Gruppe zuschauend beiwohnte oder Pause machte. Die praktische Geräteausbildung lag in der Hand des Obergefreiten Bülow, der seine Sache zwar instruktionsgerecht machte, uns aber die genaueren Begründungen über die Funktionen des Gerätes oft schuldig blieb. Sie erteilte dafür der Leiter der Messstaffel, Oberwachtmeister Wegner, wenn er sich zu uns begeben hatte, mit überzeugender Klarheit. Er war ein Mann, der Intelligenz ausstrahlte, akademisch vorgebildet und geistig nicht nur dem Betreuer der Geschützstaffel, Oberwachtmeister Willke, weit überlegen, sondern auch Leutnant Poeck, dem Lehrgangsleiter. Bei den An- und Abmärschen motivierte er uns auch mal zu einem nicht ganz so tierisch ernsten Liedgesang. Wenn er z.B. anstimmen ließ:

"In Rio de Janeiro
in einer winzig kleinen Hafenbar
saß einst ein alter Gaucho
mit schwarzbraunem Haar,
Um Dolores zu vergessen,
die sein Liebstes war gewesen,
sprach er zu Don Philippo,
dem alten Spelunkenwirt:
'Caramba, caracho, ein Whisky!
Caramba, caracho, ein Gin!
Verflucht sacramento, Dolores,
und alles ist wieder hin!'"

konnte er unserer begeisterten Zustimmung sicher sein, dürfte damit aber den Idealvorstellungen der 'Bewegung' schwerlich entsprochen haben.

Poeck überzeugte sich hin und wieder ebenfalls vom Stand unserer Ausbildung, wobei er mit schroffer Schärfe nachforschte. Wenn ein Luftwaffenhelfer seine Antwort nicht zackig genug hervorbrachte, jagte er ihn dreimal um die Baracke herum, gegebenenfalls verfuhr er so auch gleich mit der gesamten Gruppe oder ließ diese 10 Kniebeugen pumpen. Die theoretischen Wiederholungsübungen draußen im Freien nahm Obergefr. Schauer vor, der, wie schon erwähnt, zugleich als Stubenbetreuer der "68" fungierte. Bei ihm ging es verhältnismäßig gemütlich, zumindest wenig aufregend zu. Sein Vokabular an Schimpfworten war gegenüber demjenigen anderer Ausbilder recht begrenzt und auch nicht mit derselben Schärfe gewürzt. Wenn es hoch kam, stupste er den tatsächlich ziemlich schlafmützig wirkenden Luftwaffenhelfer Benedix mit den Worten zusammen:
"Mensch, Benedix, Sie seltsamer Harlekin, Sie ulkige Nachteule, nehmen Sie gefälligst Ihre Hacken zusammen, wenn Sie mit Ihrem Vorgesetzten sprechen!"
Aber boshaft klang das nicht gerade. Und mitunter musste er über seine eigenen Bemerkungen schmunzeln.

Am angenehmsten waren ganz entschieden die Pausen. Da saßen wir dann meistens auf dem rings um die Malsi-Baracke aufgeschütteten Erdwall, erzählten uns Witze oder ließen Streiche aus der hinter uns liegenden Schulzeit wieder lebendig werden. Manche Kameraden suchten wiederum unermüdlich die Typen der Flugzeuge zu bestimmen, die gerade den Himmel überkreuzten. Ich beteiligte mich jedoch nicht immer an dieser allgemeinen Unterhaltung, sondern setzte mich zuweilen auch mal ein Stück abseits und schaute auf die weite, vom sanften Lichtschein der herbstlichen Sonne beschienenen Landschaft. Aus südwestlicher Richtung grüßten - meist jedoch in Dunst gehüllt - die Türme und Dächer der Messestadt. Im Süden erstreckten sich die verzweigten Industrieanlagen der Gegend um Paunsdorf und Engelsdorf. Hinter diesem häßlich verbauten Landstrich aber ragte stattlich und einsam das Monument der Leipziger Völkerschlacht. Wendete sich das Auge nach Norden, so überflog es dörfliche Gefilde. In sanften Bogenlinien umrahmte das Parthe-Flüsschen Wiesen, Felder und kleinere Ansiedlungen. Schmale Erlen- und Pappelhaine säumten seine Ufer. Nur knapp einen Kilometer entfernt trutzten die uralten massiven Mauern der Wehrkirche zu St.Thekla von einer Anhöhe. Die in bunter Farbenpracht schimmernden Büsche und Bäume des davor liegenden Friedhofes milderten die feierliche Strenge des gedrungenen Gotteshauses wohltuend ab. Doch Gräben, Baracken und Unterstände im Vordergrund mit den drohend in den Himmel ragenden Rohren der 8,8-cm-Geschütze konnten über den Ernst der Stunde nicht hinwegtäuschen. Und so grübelte ich während jener Ausbildungspausen oft darüber, welchen Fortgang der so schwer auf unserem Lande lastende Krieg wohl nehmen und welches Ende er ihm bescheren werde. Zwingender als je zuvor spürte ich die tiefe Kluft zwischen der angestammten Liebe zu Volk und Vaterland, als dessen Verteidiger ich hier mit aufgeboten war, und dem ingrimmigen Hass auf eine Führung, die solche natürlichen Bindungen hemmungslos missbraucht, große Teile des deutschen Volkes betört und verblendet hatte und nun die ganze Nation auf Grund ihres grenzenlosen Machtdranges in immer schrecklichere und verhängnisvollere Blutopfer stürzte.

Ein greller Pfiff riss mich rasch wieder aus solchen Gedanken. Im nächsten Augenblick schon stand ich stramm ausgerichtet in Reih' und Glied, führte als braver Rekrut die befohlene Hackendrehung aus und marschierte je nach Befehl entweder wieder in die Malsibaracke oder in geschlossener Kolonne zur Flakkaserne zurück. Unter dem Marschtritt der Stiefel wallte eine dicke Staubwolke auf; denn es hatte seit geraumer Zeit nicht mehr geregnet. Und zur Mittagsstunde meinte die Sonne es fast so gut wie an den heitersten Sommertagen. Nach dem Kommando "Weggetreten!" stürmten wir mit dem anbefohlenen "Hurra!" auf unsere Stuben.

Nicht selten bot sich uns dort ein Anblick der Verheerung dar. Einige Betten waren völlig auseinander gerissen, mitunter sogar die Strohsäcke umgestülpt worden. Einmal lag der gesamte Besenspind der Länge lang mitten im Raum, sein Inhalt verstreut darum herum. Wir wussten natürlich sofort Bescheid: Der Spieß hatte während unseres Außendienstes gründlichst seines Amtes gewaltet und unsere Stubenordnung als "saumäßig" empfunden. Bis zum Mittagessen blieb meistens nicht mehr Zeit genug, die angerichteten Schäden zu beheben. Zuvor mussten ja auch noch die Uniform überbürstet und die Hände gewaschen sein. Auch die Essbestecke hatte man selbstverständlich in gesäubertem Zustand vorzuweisen, wenn der UvD durchkontrollierte. Vor der Essensausgabestelle kam es häufig zu Stauungen. In der Regel mussten wie den Flakkompanien den Vortritt lassen. Aber selbst dann, wenn unser Lehrgang endlich einrücken konnte, schoben sich noch einige Herren Unteroffiziere oder Wachtmeister aus anderen Einheiten dazwischen. Mit der unbekümmerten Brutalität der Bevorrechteten sorgten sie dafür, dass uns der Vorschmack auf die warme Mahlzeit noch ein wenig verlängert wurde. Die Essensportionen waren immer reichlich bemessen, kräftig und gehaltvoll, wenn man bedenkt, dass wir uns bereits im 5. Kriegsjahr befanden und es an Nahrungsmitteln im zivilen Bereich schon ganz empfindlich mangelte.

Nach dem Mittagessen stand bis 14 Uhr kein Dienst auf dem Plan. Wir benutzten die Zeit, um Schäden an unseren Klamotten auszubessern oder um - wenn es sich einrichten ließ - einen Brief nach Hause zu schreiben. Der Stubendienst hatte während der Mittagspause die Kaltverpflegung für den Abend und den nächsten Morgen vom Furier im Block 15 abzuholen. Er bewaffnete sich zu diesem Zweck mit einem großen Tischkasten, den wir mit Papier ausgeschlagen hatten, sowie unseren gesamten Verpflegungskarten. Sobald der Stubendienst mit den erlangten Schätzen zurückgekehrt war, ging es an die Verteilung der Portionen. Meist nahm sie Kurt als Stubenältester vor, wurde bei dieser Tätigkeit aber von den anderen mit Argusaugen überwacht. Jedem Luftwaffenhelfer standen pro Tag ein halbes Kommißbrot, ein Stück Wurst, ein verhältnismäßig kleines Quantum Butter, mitunter auch nur Margarine, zu. Auf die gesamte Stube entfielen ferner jeweils noch ein paar Riegel Schmelzkäse und ein Batzen Kunsthonig.

Punkt 14 Uhr erfolgte der Pfiff zum Raustreten. In der ersten Nachmittagsstunde war häufig Flak-Schießlehre für den gesamten Lehrgang angesetzt. In der Regel unterrichtete Leutnant Poeck selbst. Er klärte uns über die Vorgänge beim Schuss, über Vorhaltewinkel und dergleichen auf, allerdings in so sturer Einbimsmethode, dass uns der theoretische Lehrstoff bald zum Halse heraushing. Doch wehe, wer dabei geistig abschaltete und "nicht richtig spann", wie sich der Leutnant auszudrücken beliebte! Sofort hatte er ihn beim Wickel und ließ ihn bis zum Unterrichtsende stehend verharren. Ab und an stellte er Wiederholungsfragen und rief wahllos diesen und jenen aus der Masse der etwa 250 Lehrgangsteilnehmer heraus. Der Angesprochene hatte dabei wie ein Blitz vom Schemel zu springen, zackig seinen Namen anzusagen und eine ebenso zackige wie präzise Antwort zu geben. Als einmal ein Kamerad aus Thüringen sich etwas pomadig vom Sitz hochgeschraubt und dann sich noch recht langatmig im unverfälschten Heimatdialekt als "Luuftwoaffenhelfer Aanschütz" vorgestellt hatte, war er von dem aufgebrachten Leutnant so fürchterlich zusammengestaucht worden, dass er bei uns fortan seinen Spitznamen weg hatte und statt mit "Anschütz" nur noch mit "Anschiss" angeredet wurde. Wenn Poeck glaubte, die ganze Abteilung kämpfe mit dem Schlummer, trat ihm die Zornesader aus der Stirn. Dann schrie er uns an:

"Alles aufstehen! Hinsetzen! Aufstehen! Hinsetzen! Auf die Schemel! Unter die Schemel! Aufstehen! Hinsetzen!"

Vielleicht klappte die Sache nach solcher körperlichen wie geistigen Aufrüttelung tatsächlich wieder etwas besser. Doch freuten wir uns immer, wenn der UvD zur Tür eintrat und dem Herrn Leutnant meldete, die Zeit sei um.

Im Anschluss an die Flak-Schießlehre fand gewöhnlich Dienst auf der Stube unter der Leitung des Stubenbetreuers statt. Das war der harmloseste Teil des ganzen Tages. Hierbei belehrte der kleine Schauer uns 12 "ulkigen Vögel", wie er häufig zu sagen pflegte, über das Verhalten gegenüber Vorgesetzten, über Rang- und Dienstgrade bei der Flakartillerie sowie über die allgemeine Kasernen-, Stuben- und Spindordnung.

Der unangenehmste Dienst folgte anschließend: Ordnungsübungen auf dem Kasernenübungsplatz. Ihn leitete abwechselnd mal der Leutnant, mal der Spieß. Rückblickend lässt es sich schwer sagen, wer von beiden der schlimmere Schleifer war. Zunächst begann der Spaß mit Einzelübungen. Jeder Unterausbilder erhielt 10-15 Mann zugeteilt, denen er vorschriftsmäßiges Grüßen, Rechtsum-, Linksum- und Kehrtwendungen sowie tadellose Grundstellung beizubringen hatte. Aufs äußerste verhasst waren mir dabei die völlig unnatürlichen und verkrampften Grußprozeduren. Dabei mussten wir reihum einzeln an dem Vorgesetzten vorbeimarschieren, ihn unaufhörlich anstarren, sechs Schritte vor ihm den rechten Arm blitzschnell zum 'deutschen Gruß' emporreißen, wobei er kerzengerade gestreckt zu sein und die Hand in Höhe der Augenbrauen zu enden hatte. Zwei Schritte hinter dem Vorgesetzten mussten wir den rechten Arm auf schnellstem Wege abwinkeln, den bis dahin steif nach unten gerichteten linken Arm kräftig durchschlagen und zugleich den Kopf wie ein Schrapnell wieder gerade-

ausrucken. Es gelang mir kaum, alle diese Vorgänge in harmonischen Einklang zu bringen. Entweder verhedderte ich mich bei den Schritten oder hielt den Arm zu hoch oder schaute dem Vorgesetzten nicht forsch genug ins Gesicht. "Sie erbärmlicher Knülch staksen ja schlimmer als ein lahmbeiniger Storch durch's Gelände", hagelte die Schimpfkanonade auf mich hernieder. Den anderen Kameraden erging es aber auch nicht unbedingt besser.

Besonders ungemütlich wurde es, wenn der Oberwachtmeister Willke das Zugkommando übernahm. Diesem aufgeblasenen dummstolzen Patron, der nie ohne blaues Fliegerhemd mit schwarzem Schlips und nie ohne Glacé-Handschuhe zu sehen war, um mit solchem äußeren Aufwand seine geistige Hohlheit zu übertünchen, bereitete es offensichtlich vollste innere Befriedigung, seine Untergebenen nach Herzenslust zu schikanieren. Wenn er kommandierte, verlieh er aus gespreiztem Vornehmheits- und Überlegenheitsdünkel den Endvokalen jeweils eine betonte Dehnung. Das hörte sich, als er einmal den Unterausbilder Obergefr. Henke wegen seiner Meinung nach zu lascher Behandlung der ihm Anvertrauten dümpfte, so an: "Henkee, Mensch, Scheißee! Sauereiii verfluchtee!" Überhaupt ließ allein schon sein Wortschatz auf die unvergleichliche "Höhe" seiner Bildung schließen. Besonders gern pflegte er, wenn einer bei "Stillgestanden!" nicht gleich angewurzelt wie ein Ölgötze verharrte, zynisch durch die Nase zu quetschen: "Mensch, Sie Komiker dahinten im 3. Glied, werden Sie man ja nicht fickerig!"

Allem Schliff wurde aber die Krone aufgesetzt, wenn die Pfeife des Leutnants bzw. des Spießes über den Platz trillerte. Dann hatten sämtliche Luftwaffenhelfer einschließlich der Ausbilder Front nach dem Kommandeur zu machen. Mit schnarrender Stimme ließ dieser den gesamten Lehrgang antreten. Dann wurde, was hast du, was kannst du, Antreten und Marschieren in der Kolonne mit "Gesang" geübt. Die gesamte Ausbilderschaft umschwärmte dabei unseren Zug. Der eine hatte auf die richtige Körperhaltung, der andere auf das Durchschlagen der Arme, der dritte auf den Abstand zum Vordermann und der vierte auf die Seitenrichtung Obacht zu geben. Während der Leutnant die Marschbefehle erteilte und wir unter brüllendem Singsang um den Kasernenplatz unsere Kreise zogen, hagelte es von rechts und von links, von vorn und von hinten zur zusätzlichen Aufmunterung auf uns hernieder: "Arme durchschlagen! Finger lang! Kopf hoch! 80 Zentimeter Abstand! Vordermann! Lauter singen! Hebt die Knochen gefälligst! Kinn an die Binde! Seitenrichtung beachten! Brust raus, Bauch rein!" So ähnlich musste es einem Getreidekorn zu Mute sein, das durch eine Schrotmühle gedreht und an allen Ecken und Kanten abgeschliffen wird. Wie alles auf Erden, so fand aber auch dieser Dienst sein Ende. Das Herz wollte uns schon vor Freude zum Halse hüpfen, wenn die Zugspitze vom Kasernenplatz abschwenkte und unserem Wohnblock zumarschierte. Doch hatten wir nicht immer unsere Rechnung mit dem Leutnant gemacht. Wenn diesem plötzlich noch etwas missfallen hatte, brachte er es fertig, uns noch einmal auf und über den Kasernenplatz zu jagen.

Waren die Ordnungsübungen überstanden, zeigte die Uhr meistens die 5. Stunde an. Die Sonne hatte schon Abschied genommen. Als letzter Tagesdienst stand "Putz- und Flickstunde" auf dem Plan. In dieser Zeit hatten wir uns mit Schuh- und Koppelriemenputz, dem Ausbürsten des Anzuges, dem Befestigen lose hängender Knöpfe und dgl. zu befassen. Dabei ging es in unserer Stube jedoch recht zwanglos zu. Die Flachsereien flogen nur so kreuz und quer über die Tischplatte. Der kleine Schauer tat dabei feste mit und gab allerlei Kalauer aus seiner Heimat zum besten. Als Vater zweier Kinder sehnte er sich begreiflicherweise nach dem nächsten Urlaub, insbesondere aber auch nach den köstlichen vogtländischen Kartoffelklößen, in deren Herstellung seine Frau - dem schwärmerischen Bericht zufolge - eine unvergleichliche Meisterschaft entwickelt haben musste.

Zwischen 17.30 und 18 Uhr pfiff uns der UvD zum "Fassen" des Abendessens heraus. Soviel ich weiß, bestand eine reichsamtliche Anordnung, die allen militärischen Verbänden der Luftabwehr auferlegte, den bei ihnen Dienst verrichtenden Luftwaffenhelfern eine zusätzliche Milchmahlzeit zu verabfolgen.

Dies war - von der Urlaubsregelung abgesehen - allerdings auch die einzige Sondervergünstigung, die uns gegenüber den regulären Soldaten zustand. Die Küche der Paunsdorfer Kaserne kam dieser Verpflichtung in der Weise nach, dass sie in der Kantine 1 täglich während dergenannten Zeit einen Kessel gesüßter Milchsuppe mit Nudel-, Graupen- oder Haferflockeneinlage im Wechsel bereitstellte. Gegen Markenabgabe konnte sich jeder von uns einen Teller, meist auch noch einen Nachschlag, zureichen lassen. Um noch eine weitere Portion herauszuschinden, musste man den Küchenbullen bei der Markenabgabe allerdings beschummeln, was in der Hektik des Austeilens mitunter gelang, einmal sogar mir, als ich mich nach dem Absolvieren der Ordnungsübungen auf dem Platz so gezwiebelt und getriezt gefühlt hatte, dass mir der Bauch vor Wut kochte und ich nur durch eine zusätzliche Nahrungsaufnahme glaubte, ihn wieder einigermaßen besänftigen zu können. Nicht alle von uns leibten sich freilich dieses Sondermahl mit Vergnügen ein, sei es, dass sie von zu Hause schon mit allerlei leckeren Zutaten bedacht waren, sei es, dass es ihr Gefühl bereits erlangter Männlichkeit verletzte, sich jetzt noch mit nachgereichter Babynahrung aufpäppeln zu lassen.

Die freie Zeit zwischen 18 und 20 Uhr verging meistens wie im Fluge. Wenn nicht schon während der Mittagspause, wurde jetzt die Post im UvD-Zimmer ausgegeben. Jede Stube hatte einen Mann abzukommandieren, der die Briefschaften abholte. Natürlich herrschte große Freude bei denen, die ein paar Zeilen oder gar ein Päckchen empfangen hatten. Ausgegeben wurden in diesem Zeitraum auch andere Gegenstände wie Seife, Rasierseife u. dgl. Man konnte sogar bei der Kammer vorstellig werden, um unpassende Sachen zu tauschen. Im allgemeinen ließen uns die Vorgesetzten auf den Stuben unbehelligt. Auf Fluren und Gängen war man vor ihnen jedoch nie sicher. Einmal wollte ich den Waschsaal aufsuchen, doch versperrten mir mehrere Ausbilder, die laut scherzend miteinander sprachen, den Weg. Ich hielt es deshalb für das geratenste, wieder umzukehren und das Abbrausen der Füße auf später zu verschieben. Doch genau in dem Augenblick schnauzte mich einer von ihnen an: "Warum reißen Sie denn wieder aus, Sie Matschpflaume?"

Daraufhin drehte ich mich auf der Stelle um, 'baute' mich hackenschlagend vor den Grimmigen hin und schnurrte vorschriftsmäßig den Satz ab: "Bitte Herrn Unteroffizier, vorbeigehen zu dürfen."

"Was?" erwiderte dieser. Vorbei g e h e n? Vorbei f l i t z e n meinen Sie wohl?! Bei Preußens geht es immer Tempo-Tempo, Mann Gottes. Das scheinen Sie überhaupt noch gar nicht begriffen zu haben. Auf die Stube zurück, marsch-marsch!"

Da hatte ich also mein Fett weg. Bei anderer Gelegenheit wollte ich den Fehler nicht wiederholen und bat den im Wege stehenden Unteroffizier, vorbei-"flitzen" zu dürfen.

Doch der das hören und mich anfahren, geschah in einem Zuge: "Was, Sie haben wohl einen Knall, wo gleich Zapfenstreich ist, noch wie besessen durch die Gänge zu rasen. Machen Sie gefälligst, dass Sie in Ihre Falle kommen!"

Punkt 20 Uhr 15 tönte der UvD: "Die heute aufgefallenen Leute 'raustreten zum Revierreinigen! Stubendienste anfangen mit Ausfegen!" Dann verlas er namentlich die schwarzen Schafe aus jeder Stube. Wie war es einem doch gleich um das Herz leichter, wenn der eigene Name nicht auf der berüchtigten Liste stand! Vorher konnte man nämlich nie ganz sicher sein. Es ist mehr als einmal vorgekommen, dass einer tagsüber nicht aufgefallen und trotzdem abends auf der Liste verzeichnet war. Dagegen half auch kein Reklamieren beim Spieß. Einmal musste sich unsere gesamte Stubenbelegschaft am abendlichen Revierreinigen beteiligen, weil der Stubendienst vergessen hatte, vor Dienstbeginn den Schlüssel im UvD-Zimmer abzugeben. Hier ging es also getreu nach dem Grundsatz: "Einer für alle; alle für einen." Wir hatten es so eingerichtet, dass sich spätestens 20 Uhr 30 alle auf den Strohsack geschwungen haben mussten, damit die beiden Stubendienst-Leute ungestört sauber machen konnten.

Ein Viertel vor 21 Uhr pfiff der UvD: "Fertigmachen zum Zapfenstreich!"

Dann hieß es aber, 'ranzukrachen, um alles zur rechten Zeit in Ordnung zu haben.

"Guckt schnell noch mal auf den Lampenschirm, dass da auch kein Stäubchen hängt!" rief Kurt als besorgter Stubenältester von der Bettkante den beiden Ausfegern zu. "Ihr wisst, heute ist Brockdorff UvD. Der Hund hängt seine Nase in alle Ecken. Habt Ihr auch über dem Türrahmen gewischt? Und ist der Mülleimer leer?"

Um 21 Uhr pfiff es im Gang zweimal langanhaltend. Das bedeutete "Zapfenstreich". Schnell verschwand einer der beiden Stubendienste in seiner Kapsel, während der andere in voller Uniform wartete, bis der UvD zur Abnahme erschien. Mitunter vergingen noch bange Minuten. Der Stubendienst lauschte derweilen an der Tür und unterrichtete uns laufend über den Stand der Dinge.

"Drüben in der 66 hat er jetzt alle aus den Betten geschmissen", meldete er mit fliegendem Atem, wobei uns ein gelindes Grausen in banger Vorerwartung eines ähnlichen Geschickes über den Rücken lief.

Endlich trat der Erwartete durch die Tür. Der Stubendienst stand vor ihm stramm und surrte seine Meldung ab: "Stube 68, belegt mit 12 Luftwaffenhelfern, 11 davon in den Betten."

"Alles sauber gemacht?" forschte jener.

"Jawoll, Herr Unteroffizier."

"Wirklich? Na, ich werde Dir beweisen, dass n i c h t sauber gemacht worden ist."

Daraufhin fuhr er mit seinem Finger an den Tischbeinen entlang, doch erbeutete er kein Fäserchen. Die Spindleisten waren ebenfalls pik-sauber, und die zinkene Kaffeekanne glänzte wie eine Sonne. Endlich zog er seinen Finger unter einem Schrank hervor und hielt ihn dem Stubendienst mit unverhohlener Genugtuung unter die Nase.

"Was ist das?" frug er barsch.

"Das, das - Staub, Herr Unteroffizier", antwortete jener nunmehr ziemlich kleinlaut.

"Jawohl, Staub, echt abwaschbarer Staub!" wiederholte der Zürnende mit allem Nachdruck. "Das nächste Mal will ich nicht e i n Stäubchen wiedersehen. Verstanden?"

"Jawoll, Herr Unteroffizier."

"Wirklich?"

"Jawoll, Herr Unteroffizier."

Dann ging der UvD noch einmal rings im Raum herum und überzeugte sich, dass alle vorschriftsmäßig in den Betten lagen, nahm die Post vom Tisch und verschwand mit einem "Gute Nacht!" in der Tür.

"Gute Nacht, Herr Unteroffizier!" brüllten wir ihm im Chore nach und vollbrachten damit unsere letzte Dienstleistung vom Tage. Nun hatten wir unseren Wehrsold ehrlich verdient und konnten beruhigt unser Haupt auf das Strohkissen drücken. In der Anfangszeit tauschten wir noch manches mehr oder minder deftige Witzchen aus, ehe wir ernstlich an das Einschlafen dachten. Später legte sich das aber. Die meisten waren vom anstrengenden Dienstbetrieb um diese Zeit schon so müde, dass es sie nach nichts anderem mehr als Schlafen verlangte.

5. Besuchstag und Wochenendurlaub

Am Sonntag, 17. Oktober, durften wir in der Kaserne zum ersten Mal Besuch empfangen. Meine Mutter hatte es sich nicht nehmen lassen, von Waldenburg anzureisen, um mal zu sehen, wie es ihrem Jungen in der neuen Umgebung zu Mute ist. Gegen 11 Uhr traf sie mit etlichen anderen besorgten Müttern und Vätern ein. Mit einem gewissen Stolz zeigte ich ihr meinen Spind und das backsteinförmig gebaute Bett. Sie lobte, wie ordentlich alles gemacht sei, wobei zwischen ihrer Ansicht und derjenigen des Spießes allerdings ein Abgrund geklafft haben dürfte. Nach dem Mittagessen verblieb uns noch etliche Zeit. Da draußen ein prachtvolles Spätsommerwetter herrschte, zogen wir es vor, anstatt in der Stube zu verharren, ein wenig auf den Straßen innerhalb des Kasernenkomplexes spazieren zu gehen und uns dabei über alles, was uns zur Stunde bewegte, auszutauschen. Mich interessierten vor allem die neuesten Meldungen des Londoner Rundfunks, den ich nun ja nicht mehr abhören konnte. Gegen 16 Uhr mussten wir uns wieder trennen. Mutter ließ mir noch allerlei Mitgebringsel da wie Äpfel, Kekse, Traubenzucker; und ich nötigte ihr für zu Hause ein ganzes Kommissbrot auf; denn damit waren wir in der Kaserne reichlich versorgt.

In der folgenden Woche - wohl in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag - gab es Fliegeralarm. Wir mussten etwa zwei Stunden lang im Keller sitzen. Die Flak schoss ringsum heftig. Wir hörten aber auch die Detonationen von Bombenabwürfen. Zum ersten Mal war ein größerer Angriff auf Leipzig erfolgt, der in den östlichen Vororten der Stadt etlichen Schaden angerichtet hatte. (285 angreifende Flugzeuge und eine Bombenabwurfmenge von 1085 Tonnen.)

Für das nächste Wochenende - Sonnabend/Sonntag, 23./24. Oktober - hatte Leutnant Poeck dem gesamten Lehrgang großzügig Urlaub gewährt. Da unsere Vereidigung, vor der es in aller Regel noch keinen Urlaub gibt, noch nicht stattgefunden hatte, durften wir das als eine besondere Anerkennung werten. Zwar hatten die Herren Ausbilder in den bisherigen 14 Tagen wahrlich nicht mit geharnischten Strafpredigten und gepfefferten Ausdrücken über unsere schlaffe militärische Disziplin gegeizt, mussten im Grunde aber doch wohl anerkennen, dass die "jüngsten Soldatten des Führers" recht gut spurten, besser vielleicht als manche altgedienten Flakser. Am Freitag nachmittag und Sonnabend vormittag mussten wir freilich noch etliche durchgreifende Appelle und Bemusterungen über uns ergehen lassen. Mehr als einmal hatten wir uns dem Spieß in der 1. Garnitur vorzustellen.

"Mensch, mit diesem elenden Koppelzeugputz wollen Sie sich erdreisten, draußen das Gelände unsicher zu machen. Sie haben wohl einen Vogel, was?!" donnerte er. Oder: "Es ist einfach unverantwortlich, Sie in einem so unmöglichen Aufzug auf die Menschheit loszulassen."

Ich war glückselig, als ich nach der letzten Anzugskontrolle das Kasernentor mit einem Trupp anderer Waldenburger passieren konnte. Es war noch viel Zeit bis zur Abfahrt unseres Zuges. Statt auf die Straßenbahn, schwangen wir uns auf einen zufällig vorfahrenden Furagewagen aus der Kaserne, der uns bis in die Nähe des Hauptbahnhofes brachte. Während dieser Anfahrt bekamen wir etliche Brandschäden vom Luftangriff vor zwei Tagen zu sehen. U.a. hatte es ein großes Verlagsgebäude in erheblichem Maße getroffen. Verkohlte Papierfetzen flogen noch in Massen umher.

Der Zeiger der Bahnhofsuhr war gerade auf 11 Uhr vorgerückt, als wir die große Halle betraten. Die restliche Wartezeit verkürzten wir uns im Soldatenkino. Bei strahlendem Sonnenschein ging es zunächst nach Rochlitz und dann mit dem 'Muldentalexpress' weiter in Richtung Heimat. Während vor 14 Tagen bei der Anreise dicke Nebelschwaden das Tal eingehüllt hatten, leuchtete jetzt das Laub in praller Buntheit. Je näher das Ziel unserer Reise heranrückte, desto ausgelassener wurde unsere Stimmung. Wahrscheinlich, um sich

Landesbibliothek Detmold

erst einmal von der Öffentlichkeit gebührend bestaunen zu lassen, verlangte es die Kameraden zunächst nach einem kühlen Umtrunk in der Bahnhofsgaststätte. Ich hielt das jedoch für unnötige Zeitverschwendung und eilte spornstreichs zum heimatlichen Hafen. Überflüssig zu sagen, dass meine und der Eltern Freude groß war. Nur widerstrebend ließ ich mich von meinem Vater im Garten zweimal auf die Fotoplatte bannen. Danach hatte ich aber nichts eiligeres zu tun, als die ungemütliche Uniform abzustreifen und mit den Zivilklamotten zu vertauschen. Jetzt sollte der ganze Kommisskram für gut einen Tag mal völlig im Winkel schmoren. Gleich nach dem Kaffeetrinken gingen meine Mutter und ich eine Runde durch den herrlich bunt gefärbten Grünfelder Park. Ich besuchte am Sonntag vormittag den Gottesdienst, streifte nach Tisch allein für ein bis zwei Stunden durch Park und Aue, spielte anschließend im Hof ein bisschen Tennis mit meinem Vater und ließ es mir im übrigen rundum wohlergehen. Konnte es denn etwas Schöneres geben, als abends in sein eigenes Bett zu sinken?

Doch allzu rasch war die Abschiedsstunde herbeigekommen. Am Montag früh 9 Uhr sollte der Dienst wieder beginnen. Es wäre darum wohl vernünftig gewesen, schon am Sonntag abend nach Leipzig zurückzureisen. Da wir unseren Urlaub aber bis zur letzten Neige auskosten wollten, hatten wir miteinander vereinbart, uns erst morgens 4 Uhr mit dem Fahrrad vor dem Glauchauer Tor in der Waldenburger Oberstadt zu treffen und von dort aus gemeinsam nach Glauchau zu radeln. Von Glauchau aus wollten wir den ersten Frühzug nach Gößnitz benutzen und die Räder per Bahn nach Waldenburg zurückexpedieren lassen. Dieser Plan sollte sich aber als um eine Idee zu kühn erweisen. Schlaftrunken schreckte ich nach 3 Uhr aus den Federn. Draußen konnte ich im dicksten Waschküchennebel die Hand nicht vor den Augen erkennen. Da auf Grund der Luftschutzbestimmungen die Bleuchtung des Fahrrades bis auf einen winzigen Spalt abgedunkelt zu sein hatte, wurde diese Tour nach Glauchau zu einer regelrechten Blindfahrt. Stürze und kleinere Karambolagen blieben nicht aus. Hans-Robert Lott, der sich schon bei unserer letzten Klassenfahrt im Mai nach Gnandstein als gefürchteter 'Todesfahrer' ausgewiesen und mit einem ungestümen Schlenker seines Drahtesels unseren so wacker mithaltenden Klassenlehrer 'Knorz' in den Staub der Landstraße geschickt hatte, schloss auf dieser nächtlichen Partie mehrfach Umarmungen mit Schotterhaufen, die in stattlicher Zahl am Chauseerand aufgetürmt waren. Wir mochten wohl etwa die Hälfte der Strecke zurückgelegt haben, als vorn an der Spitze plötzlich ein dumpfer Plauz erdröhnte, dem sogleich das Geklirr mehrerer übereinander purzelnder Räder folgte. Aus dem entstandenen Wirrwarr wälzten sich stöhende und fluchende Menschenleiber. Unser Spitzenreiter, Karl-Heinz Junge, seiner beträchtlichen Länge von 1.92 m wegen 'Lulatsch' genannt, war mit ziemlicher Wucht an die Remser Gaststätte Colosseum aufgeprallt, weil er in der Stockdusternei gänzlich übersehen hatte, dass die Straße dort einen Knick macht.

Während ich halbwegs unbeschadet den Glauchauer Bahnhof erreichte, ereilten mich dort die Missgeschicke. Zuerst platzte mir der Henkel vom Koffer ab. Dann fand ich meine Fahrkarte einfach nicht wieder und musste neu lösen. Mit Ach und Krach erreichte ich noch den Gößnitzer Zug. In Gößnitz aber traf der zum Bersten volle Leipziger Zug erst mit einer Stunde Verspätung ein. In meinem Abteil konnte ich praktisch nur auf einem Bein stehen. Brenzliger Kriegstabaksqualm tat das seinige, um die ohnehin schon miefige Luft im Wagen noch völlig zu vernebeln. Grau und nieslich brach draußen der Tag an. Es war bereits 8 Uhr 15, als unser Zug in die Halle des Leipziger Hauptbahnhofes einrollte. Vor dem Sperrschalter drängten sich die Menschenmassen. Dann hasteten wir zur Straßenbahnlinie 23. Zwar hatte ich das Glück, gleich mit der ersten Bahn mitzukommen, doch als ich mit meinem henkellosen Koffer unter dem Arm das Kasernentor passierte, war es bereits 2 Minuten vor 9 Uhr. Und, o Schreck und o Graus, vor unserem Block stand schon der UvD mit dem angetretenen Lehrgang und schrieb die Namen aller jetzt erst Eingetroffener in sein Notizbuch.

"Ja, meine Herren", fauchte er, "Sie sind wohl nicht recht bei Troste,

Landesbibliothek Detmold

wenn punkt 9 Uhr Dienstbeginn angesetzt ist, um diese Zeit noch dezent mit dem Koffer angeschlichen zu kommen. Haben Sie noch nichts von militärischer Pünktlichkeit und Disziplin gehört? Na, das hat noch sein Nachspiel. Da werden wir Ihnen die Hammelbeine aber gründlich langziehen!"

Gleich anschließend gab es einen Ordnungsdienst, der sich gewaschen hatte. Ich geriet ausgerechnet in die Gruppe des unsympathischen Oberwachtmeisters Willke und wurde an diesem Vormittag mit so vielen Kosenamen bedacht, dass ich zuletzt gar nicht mehr recht wusste, welcher zoologischen Kategorie ich denn nun eigentlich zuzuzählen sei. Glücklicherweise nahm der Spieß davon Abstand, unsere geringfügige Zeitüberschreitung noch mit einem besonderen Strafdienst zu ahnden.

6. Befund: "Einfach saumäßig"

Über das nächste Wochenende durften wir nicht nach Hause fahren. Wohl aber hatte uns der Leutnant für Sonnabend abend und Sonntag nachmittag jeweils Stadtausgang in Aussicht gestellt. Zuvor galt es jedoch, sich dieser Auszeichnung durch gründliche Revier-, Stuben-, Spind- und Sachenreinigung würdig zu erweisen. Alles scheuerte, schrubbte, bürstete und wienerte am Sonnabend nachmittag mit Feuereifer.

Kurz vor 16 Uhr pfiff der gelbbeschnürte UVD: "Fertigmachen zum Stubendurchgang!", wenig später dann: "Stubendurchgang beginnt." Die Herren mussten an diesem Tage ungewöhnlich sorgfältig zu Werke gehen; denn es verstrich geraume Zeit, bis sie über die Schwelle unserer Stube traten.

Der kleine Schauer, unser Stubenbetreuer, hatte uns in Linie zu zwei Gliedern antreten lassen, rief "Achtung!" und meldete dem Leutnant: "Stube 68 mit 12 Mann zur Stubendurchsicht angetreten." Darauf sekundierte Kurt vorschriftsmäßig: "Stubenältester Luftwaffenhelfer Pfau" und anschließend der für diesen Tag bestimmte Stubendienst: "Stubendienst Luftwaffenhelfer Koch und Luftwaffenhelfer Huhn".

Leutnant Poeck und hinter ihm das "dreifache W'eh", Hauptwachtmeister Witwer und die beiden Oberwachtmeister Wegner und Willke, stürzten sich sogleich auf die Einrichtungsgegenstände und beschnüffelten eingehend jede Ecke und Ritze. Auf Stäubchenjagd kroch der Spieß sogar unter die Bettgestelle, um uns hernach triumphierend mit leicht angegrautem Finger vor dem Gesicht herumzufuchteln. Der Leutnant ließ einige Spinde abrücken und tastete deren Bodenwände ab. Die beiden Oberwachtmeister stiegen auf Stühle und besahen sich Vorhangleisten und Lampenschirme. Nach dieser eingehenden Untersuchung fiel dann das vernichtende Urteil des Leutnants:

"Schauer, Ihre Bude ist einfach saumäßig. Überall Dreck in den Ecken. Warum bringen Sie Ihre Leute nicht auf Vordermann, verdammt noch mal?! Der Bettenbau spottet jeglicher Beschreibung. Seid Ihr denn völlig von Sinnen", wandte er sich nunmehr uns zu,"mir solche kotzjämmerlichen Forzmulden zu präsentieren? Seht Euch gefälligst den Bettenbau in der Nachbarstube an! Wie aus Eisen und Stahl gegossen! Hier aber hat man den Eindruck, sich in einem Zigeunerlager zu befinden. Die Stube sehe ich mir morgen noch einmal an. Aber dann ist alles tip-top in Ordnung. Vor allen Dingen ein erstklassiger Bettenbau! Verstanden?"

"Jawoll, Herr Leutnant", erscholl es wie aus einem Munde.

"Was?" versetzte der Offizier mit verzerrten Gesichtsfalten und hielt die Hand an die Ohrmuschel, so dass wir unsere Antwort noch zwei oder drei mal bis zum Bersten der Stimmbänder wiederholen mussten.

Darauf erfolgte kurz und bündig das Kommando: "An die Spinde!"

Als Poeck an den meinigen herantrat, knallte ich laut Vorschrift die Hacken zusammen und meldete: "Spind des Luftwaffenhelfers Fleischhack."

Dann begann eine unnachsichtige Durchforschung. Zunächst betrachtete der Leutnant die quadratisch geschichtete Unterwäsche, fuhr die Bretter und Innenleisten nach Staub ab, fand aber nichts auszusetzen. Dann ließ er sich Trinkbecher, Butterbüchse und Seifenschachtel vorweisen, doch erwiesen sich auch diese Gegenstände als einwandfrei. Mittlerweile hatte der Spieß einen scharf gespitzten Bleistift aus der Jackentasche gezückt, um damit die Wichsschicht meiner Stiefel aufzukratzen. Da sein Verdacht, das Putzmittel könne den darunter sitzenden Dreckbelag lediglich übertüncht haben, sich nicht bestätigte, er aber dennoch unbedingt etwas rügen wollte, begnügte er sich mit dem pauschalen Anknurrer: "Stiefelputz könnte besser sein." Doch dann blitzten seine Augen in gehässiger Schadenfreude förmlich auf: "Die Innennähte sind ja noch ganz schwarz! Mensch, die müssen mit einer Münze blütenweiß gescheuert sein, wenn man ordnungsgemäß zum Appell erscheinen will!"

Schließlich musste ich dem Leutnant noch Kamm und Zahnbürste reichen. Jenen

hielt er gegen das Licht, schielte drei bis vier mal hindurch, setzte ihn jedoch ohne Bemerkung wieder ab. Die Zahnbürste freilich, der unglücklicherweise noch ein paar Chlorodontspritzer anhafteten, erregte sofort seinen zürnenden Unwillen: "Total verschlammt. Hier, Hauptwachtmeister, schreiben Sie diesen Menschen auf! Der Kerl ist ja vollkommen versaut."

Es war ein gewisser, wenngleich schwacher Trost, dass es den anderen Stubenkameraden bei der Kontrolle kaum besser ergangen war. Nachdem das wütende Heer unseren Raum verlassen hatte, schöpften wir alle erst einmal ganz tief Luft. Dann aber ließen sich die Unmutswogen nicht mehr zurückdämmen: "So ein infamer Hund, der Poeck!" "Und der Spieß erst, dieses Mistluder!" Die getretene Volksseele kochte. Es ehrte unseren guten Schauer, dass er den an seine Adresse gerichteten Anranzer geduldig ertrug und nicht voller Zorn auf uns abwälzte.

Erst gegen 18 Uhr durften wir zum Tore hinaus. Ich hatte mir vorgenommen, meinen in der Kronprinzenstraße wohnenden Großeltern einen Besuch abzustatten. Die alten Herrschaften freuten sich sehr über mein Kommen, hatten zu so später Stunde aber nicht mehr damit gerechnet. Lange konnte ich ohnehin nicht bei ihnen verweilen, war von der zeitaufwendigen Anfahrt her doch zu ermessen, dass die Rückfahrt eine nicht geringere Spanne in Anspruch nehmen werde.

Ich versprach, am nächsten Nachmittag wiederzukommen, sofern der Ausgang nicht noch gestrichen werden sollte. Das war zum Glück nicht der Fall, wohl aber durfte ich wegen meiner 'verschlammten' Zahnbürste zusammen mit etlichen anderen aufgefallenen Leuten erst eine Stunde später in die goldene Freiheit entweichen. Die meisten meiner Kameraden zog es ins Kino oder Varieté. Einige wollten gar - wenigstens rekogniszierender Weise - das berüchtigte Goldhahngässchen in Augenschein nehmen. Ich für meinen Teil glaubte jedoch, nirgendwo eine bessere Entspannung vom Kasernenhofdrill finden zu können als in der altväterlich eingerichteten Wohnstube meiner Großeltern bei einer Tasse Kaffee, bei etwas Kuchen und gemütlicher Unterhaltung.

7. Glänzend bestanden

Ende Oktober stieß zu unserer Lehrgangsbatterie noch eine zweite aus der Magdeburger Gegend, die schon längere Zeit im Luftwaffenhilfseinsatz gestanden hatte und jetzt noch auf 8,8-cm-Geschütze umgeschult werden sollte. Zugleich verstärkte sich die Zahl der Ausbilder. Die Gerüchte, unsere Grundausbildung solle in Kürze zum Abschluss, wir anschließend in verschiedene Einsatzbatterien gelangen, verdichteten sich, bis die amtliche Bestätigung erfolgte: Besichtigung des Lehrganges am Donnerstag, 4. November, durch Hauptmann Mellmann. In keiner Woche zuvor sind wir so gezwiebelt, gedrillt und geschurigelt worden wie vom Montag bis Mittwoch vor dem Besichtigungstag. Die Zunge hing uns regelrecht zum Halse heraus. Leutnant Poeck befand sich in diesen Tagen überall und nirgends, wollte er doch mit unserem Lehrgang unbedingt Staat einlegen und bei Mellmann eine gute Nummer herausschinden. Dieser Hauptmann, der das Kommando der Flakuntergruppe Nord führte und der mit seiner soldatischen Zackigkeit unseren 'Nurmi' bei der Begrüßungszeremonie fast aus dem stabilen Gleichgewicht gebracht hätte, ging der Ruf voraus, ein "Soldat bis auf die Knochen" zu sein, unerbittlich gegen seine Untergebenen, aber auch gegen sich selbst. Unsere sonst so großschnäuzigen Ausbilder zitterten insgeheim nicht minder als wir vor dem entscheidenden Tag. Mellmann sollte es nämlich schon fertiggebracht haben, einem Wachtmeister vor angetretener Front die Schulterklappen abzureißen, einen Unteroffizier wegen unvorschriftsmäßigen Grüßens zu degradieren und einen anderen wegen eines geringfügigen Vergehens vor das Kriegsgericht zu stellen. Sogar Offiziere hätte er schon verdonnert.

Am Donnerstag wurden wir bereits um 4 Uhr früh von der Matratze aufgestöbert. Überall in den Gängen wie in den Stuben herrschte nervöse Unrast. Nach gründlicher Revierreinigung traten wir 5.30 Uhr vor dem Block in unserer 1. Garnitur an. Die Sprache unserer Vorgesetzten war an diesem Morgen auffallend gedämpft. Selbst die sonst so verdrossene Schlechtwetter-Miene des Spießes überkam ein unvermuteter Anflug besorgter Väterlichkeit. Er gab uns den aufmunternden Ratschlag, den Hauptmann, wenn er uns abfrage, ja ordentlich anzuschreien. Das bewirke immer den besten Eindruck. Im übrigen sollten wir uns geistig vor Augen halten, dass er im nackten Zustand nicht anders ausschauen würde als gewöhnlich Sterbliche auch.

Beide Lehrgangsbatterien zwängten sich dann in 3 bereitstehende Sonderwagen der Straßenbahn, und ab ging die Fahrt zunächst zum Hauptbahnhof und dann weiter in nördliche Richtung über Eutritzsch, Wiederitzsch bis nach Neuwiederitzsch. Regentrübe Novemberwolken zogen hastig über Häuser, Straßen, abgeerntete Vorstadtgärten und kleinere Parkanlagen, in denen das herabgefallene braune Laub kräuselte. Von der Endhaltestelle Neuwiederitzsch marschierten wir in einzelnen Formationen über die Eisenbahnlinie zur Hauptverkehrsstraße, die über Wittenberg nach Berlin führt. Auf dieser ging es noch ein Stück entlang, bis wir unmittelbar vor dem Kriegsflugplatz Leipzig-Wiederitzsch zu einer Doppel-Flakbatterie mit 12 Geschützen gelangten. Hier sollte sich unsere Examination ereignen.

Naßkalter böiger Wind strich über die große Wiesenfläche, auf der wir Aufstellung nahmen. Das Ausrichten der Züge erfolgte unter scharfen Kommandoworten. Schließlich wurde ein langes Seil gespannt und uns - was sonst strikt verpönt war - befohlen, nach dem Kommando "Richt euch!" auf die Füße zu blikken, diese mit den Spitzen exakt an das Seil vorzusetzen, um sie hernach nicht mehr von der Stelle zu bewegen. Die Seitenrichtung sollte wie mit dem Lineal gezogen erscheinen.

Nach bangen Minuten des Wartens erreichte uns die Mitteilung: "Befehlswagen in Sicht". Hauptmann Mellmann, der Gefürchtete, trat heraus. Leutnant Poeck baute eine oberschneidige Meldung. Mit dunkel-dräuendem Fanatikerblick ging der Chef der Untergruppe Nord unverzüglich ans Werk. Zunächst schritt er

die gesamte Front ab, tadelte hier eine Grundstellung, dort eine Blickwendung, ja bemäkelte sogar die Seitenrichtung, obwohl diese nach der Seilspannung akkurater doch gar nicht sein konnte. Darauf befahl er dem ersten Glied sechs, dem zweiten drei Schritte vorzutreten und nahm nun jeden einzelnen Mann, die Ausbilder inbegriffen, aufs Korn. Mit äußerst scharfen Stichproben durchpeilte er uns auf Haut und Haar. Hier kontrollierte er den Stiefelputz, dort die Koppelschlösser, bei anderen wollte er sehen, ob die Innennähte der Jacken sauber gebürstet waren. Etliche mussten Taschentücher und Fingernägel vorweisen. Von meiner Reihe verlangte er, Schuhe und Strümpfe auszuziehen, und beäugte sich unsere unter dem rauhen Novemberhimmel entblößten Füße. Während ich bei dieser Prozedur ohne Beanstandungen davonkam, waren ihr etliche Leute zum Opfer gefallen, zu unserer stillen Genugtuung auch einige Ausbilder. Den Wachtmeister Pichler und einen mir besonders verhassten Unteroffizier mit langer Nase stauchte Mellmann ganz gewaltig zusammen. Sie seien große Schweinehunde, aber keine Ausbilder. Diesem hatte nämlich eine Zwecke auf dem linken Schuh gefehlt, während jener es versäumt hatte, sich die vorschriftsmäßigen Koppelhaken anzuschaffen. In Mellmanns Augen waren das Kapitalverbrechen. Nach diesem "heiteren" Beginn konnte man nur gespannt sein, welche Donnerwetter sich noch entladen sollten. Ehe uns der Hauptmann an unsere Geräte wegtreten ließ, gab er noch bekannt, dass in Kürze auch Oberst Schmidt, der Oberbefehlshaber der gesamten Flakartillerie im Leipziger Raum, unseren Lehrgang inspizieren wolle. So war noch ein weiteres Beunruhigung stiftendes Element hinzugetreten.

Beklommenen Mutes trat ich mit meiner Gruppe in die hier recht geräumige Umwertungsbaracke ein. Kaum hatte der letzte Mann die Tür hinter sich geschlossen, als auch schon Hauptmann Mellmann mit Poeck und einem Stab weiterer Offiziere eilenden Schrittes auf unser Gehäuse zugesteuert kam. Sogleich standen wir wie die Angeklagten im Kreuzfeuer des Staatsanwaltes. Hart und präzise prasselten die Fragen auf uns hernieder. Die meisten wurden exakt erwidert. Ein paar Antworten fielen ungenau, ja verkehrt aus und riefen ein zürnendes Aufflackern in Mellmanns und ein ebenso entsetztes in Poecks Gesicht hervor. Glücklicherweise kam ich nur mit einer höchst bescheidenen Frage an die Reihe. Zum Schluss bemerkte Mellmann nur ganz kurz, es stecke noch manches "Unsoldattische" in uns und wir sollten uns ja recht zusammenreißen, wenn anschließend Oberst Schmidt kommt.

Einesteils froh, dass Mellmann uns wieder verlassen hatte, doch andernteils mit etwas gemischten Gefühlen harrten wir nun der Ankunft des Oberst. Ganz unvermittelt und ohne einen Schwanz begleitender Ordonanzen und Adjutanten betrat plötzlich ein stattlicher, etwa 50 Jahre alter und schon merklich zur Korpulenz neigender Flakoffizier mit silbern geflochtenen Schulterstücken, auf denen zwei goldene Sterne prangten, die Umwertungsbaracke. Es war der Oberst. Nach der Meldung durch Obergefr. Bülow hielt er erst einmal behäbig Umschau im Raum, nahm dann seine dicke Hornbrille ab und wandte sich uns zu. In freundlich-väterlichem Ton frug er diesen und jenen nach Alter, Herkunft und Schulbildung. Als ein Plauener Kamerad getreu der Anweisung unserer Ausbilder seine Antworten in beträchtlicher Phonstärke dem Obersten ins Gesicht schleuderte, klopfte dieser ihm begütigend auf die Schulter und bemerkte:
"Ich habe, Gott sei Dank, noch ein gutes Gehör, mein Junge. Brauchst deshalb Deine Stimme nicht so anzustrengen."
Danach bestimmte er 9 Mann, das Umwertungsgerät Malsi 42 zu besetzen, darunter auch mich. Ich musste ihm nun ganz genau die Funktionen des U 4 erklären. Obwohl die aristokratische Erscheinung des Oberst allen Respekt abforderte und er einen wesentlich höheren Rang bekleidete als Mellmann, blieb ich doch ganz ruhig und antwortete ohne jegliche innere Verkrampfung. Er unterhielt sich noch eine Weile mit uns in beinahe plauderndem Tonfall, sah dann aber plötzlich erschrocken auf seine Uhr und sagte, jetzt müsse er aber unbedingt weitergehen, sonst komme er gar nicht mehr bei sämtlichen Gruppen durch. Nun fühlten wir uns alle rechtschaffen erleichtert, die Gerätebesichti-

gung insgesamt so gut überstanden zu haben. Was wir einzelnen scharf gezielten Fragen Mellmanns schuldig geblieben waren, glaubten wir durch das günstige Abschneiden beim Oberst doch weitgehend wettgemacht zu haben. "Der Oberst war schwer in Ordnung", lautete das übereinstimmende Urteil.

Es verging noch mindestens eine Stunde, bis zum Antreten gepfiffen wurde. Wir marschierten wieder zu der vor der Batteriestellung gelegenen Wiese, wo uns Poeck im Karree aufstellen ließ. Dann hielt Hauptmann Mellmann eine kurze Kritik. Hatte man bisher noch kein einziges Wort des Lobes aus seinem Munde vernommen, so zeigte er sich nunmehr doch recht beeindruckt vom Ergebnis unserer Ausbildung. Was er in der Umwertung, am Funkmessgerät, Am Kommandogerät sowie an den Geschützen zu sehen bekommen habe, hätte seine Erwartungen weit übertroffen. Nun sollten wir aber weiter an uns arbeiten, uns vervollkommnen und uns als ganze Soldaten im Dienste für Führer, Volk und Vaterland bewähren. Dann sprach auch Oberst Schmidt noch einige Worte. Er hob hervor, wir seien der erste Luftwaffenhelfer-Lehrgang im Leipziger Raum gewesen und hätten wirklich glänzend bestanden. Künftig gelte es aber, auch beim Feuereinsatz in den einzelnen Batterien, denen wir nun zugeteilt werden sollten, unseren Mann zu stehen. Das würde zum Anfang wohl noch etliche Überwindung kosten, doch mache sich unser Dienst notwendig, um bei dem verstärkten Druck des Feindes mehr ausgebildete Flaksoldaten an der Frontlinie einsetzen zu können als bisher. Wir sollten unsere Eltern von ihm grüßen und ihnen ausrichten, dass nicht die Absicht bestehe, uns im Luftwaffenhilfsdienst extremen Gefahren auszusetzen. Sie müssten jedoch das Opfer bringen, ihre Jungen der Heimatflak zur Verfügung zu stellen, da es jetzt schlechthin um Leben und Existenz Deutschlands gehe. Es waren jedenfalls, wie immer man die Sache als solche auch beurteilen mochte, gradlinige Worte, denen der menschliche Beiklang nicht fehlte und die sich wohltuend von den sonst üblichen völkisch-herrischen Phrasen der Parteigewaltigen abhoben. Und ich dachte bei mir, wenn Deutschland mehr Männer solchen Zuschnitts in Staat, Verwaltung und Wehrmacht hätte und wenn seine Staatsführung in ihrer hochfahrenden Großmachtsgier diesen erbitterten Krieg zu einem wesentlichen Teil nicht selbst heraufbeschworen hätte, würde ich zweifellos mein junges Leben nicht gezwungenermaßen, sondern willig, ja freudig dieser Aufgabe widmen.

Zum Schluss frug Oberst Schmidt den Leutnant, wieviel Urlaub wir im Anschluss an die um 16 Uhr stattfindende Vereidigung erhalten sollten.

"Bis Sonnabend 12 Uhr, Herr Oberst", antwortete Poeck.

"Gut", erwiderte der Kommandant, "verlängern Sie den Urlaub um 24 Stunden. Da haben die Jungens noch den ganzen Sonnabend und können sogar noch ein Stück vom Sonntagsbraten mit abbekommen."

Der Leutnant warf zwar ein, dass wir vereinbarungsgemäß bereits Sonntag früh unseren Einsatzbatterien übergeben sein sollten, doch blieb der Oberst ausdrücklich bei seiner Anordnung. In sichtlich gehobener Stimmung schwenkten wir von der Flakbatterie-Stellung zur Straßenbahnendhaltestelle Neuwiederitzsch ab, wo die drei Sonderwagen schon bereitstanden und uns wieder nach der Paunsdorfer Kaserne beförderten.

Nach dem Mittagessen, das an diesem Tag außergewöhnlich gut und reichlich ausgestattet war, wartete der sonst so griesgrämige Spieß mit einer ganz besonderen Überraschung auf. Er hatte auf Grund unseres guten Abschneidens bei der Besichtigung unverzüglich eine aus lauter Flaksoldaten bestehende Tanzmusik-Kapelle organisiert, deren näselnd-rhythmischen Weisen wir bis 14 Uhr im Speisesaal lauschen durften. Doch so 20 Minuten vor Schluss betrat Leutnant Poeck zornbebend den Raum, jagte uns auf der Stelle hinaus und kanzelte draußen vor versammelter Mannschaft den Spieß derart scharf ab, wie selten zuvor einen aus unserer Mitte. Er sei wohl wahnsinnig, uns bis 14 Uhr Freizeit zu gewähren, wo punkt 15 Uhr Hauptmann Mellmann sämtliche Stuben und Spinde in allerbester Ordnung sehen wolle. Also, weg marsch-marsch zur Stuben-, Revier- und Spindreinigung! Der Schreck war uns gehörig in die Knochen gefahren. Mit solch einer Visitation Mellmanns hatten wir nicht gerechnet

gehabt, legten uns nun aber mit wahrer Verbissenheit ins Zeug, um den in Wiederitzsch frisch erworbenen Ruhm nicht nachträglich noch zu gefährden. Allein, die verbliebene Stunde verrann wie im Fluge, und unsere Stube schien uns noch längst nicht in dem Stande zu sein, um vor Mellmanns stählernem Blick bestehen zu können. Beim letzten Stubendurchgang hatte uns wesentlich mehr Zeit zur Verfügung gestanden - und doch war die 'Schauer-Bude' für saumiserabel befunden worden. Herrje, wie kümmerlich sahen allein die Betten aus! Der Hauptmann konnte es fertigbringen, uns noch den Urlaub zu sperren!

"Hauptsache ist, laut brüllen!" hörten wir draußen im Flur den Spieß einen Kameraden der Nachbarstube polternd belehren. "Der Herr Hauptmann gibt darauf verteufelt viel. Ihr müsst den Mann mit solcher Lautstärke anschreien, dass er ärschlings durch die Türfüllung zurückfliegt!"

"Mensch", stieß mich Kurt von der Seite an, "der Benedix mit seiner piepsigen Mädchenstimme kann sich unmöglich als Stubendienst melden. Da haben wir doch bei Mellmann sofort verschissen."

Sogleich fand er aber auch den rettenden Ausweg und bestimmte Müller-Baller aus Lauscha, sich anstatt des turnusmäßig an der Reihe befindlichen Benedix als Stubendienstler vorzustellen. Dieser thüringische Hinterwäldersohn war zwar so ungefähr der liederlichste Bursche der ganzen Stube, besaß aber unbezweifelbar das kraftvollste Organ und ein Mundwerk, das auch äußerlich schon die entsprechenden Proportionen aufzuweisen hatte. Und derartige Vorzüge sollten dem Hauptmann fürwahr nicht vorenthalten werden.

Der Uhrzeiger wies genau auf die Drei, als Mellmann vorfuhr. Und nur eine Minute später - genau wie am Vormittag in der Umwertungsbaracke - stand er bereits vor unserer Türschwelle. Verflixt und zugenäht, warum musste er ausgerechnet bei uns anfangen, während die anderen Stubenbelegschaften inzwischen noch diesen und jenen Handgriff verrichten konnten? So ein Pech! Auch Leutnant Poeck zog ein höchst bedenkliches Gesicht, dass Mellmann nun gerade die letztlich so schmählich durchgefallene 'Schauer-Bude' als erste zu besehen wünschte. Doch die Meldung klappte vorzüglich. Obergefr. Schauer baute sein strammstes Männchen. Schon Kurts Mitteilung: "Stubenältester Luftwaffenhelfer Pfau" schien dazu angetan, das Ohr eines Tauben zu erwecken. Müller-Ballers "Stubendienst Luftwaffenhelfer Müller V" aber erdröhnte danach mit einer so durchdringenden Urgewalt, dass in diesem Augenblick wohl sämtlichen Helden Homers vor Schrecken die Knie geschlottert hätten. Unwillkürlich blinzelte ich mit einem kurzen Schrägblick nach der Türfüllung, ob sie in der Tat nicht nachgeben und mitsamt Mellmann auf dem Flur landen würde. Doch der war nun mal ein standhafter Soldat. Ein gelindes Schmunzeln konnte er sich indessen bei dieser knalligen Meldung nicht verkneifen. Dann aber schritt er aufs Ganze, verlangte dieses und jenes aus den Spinden zu sehen, strich mit dem Finger über die Türleiste und beugte sich sogar unter ein Bett. Wir zitterten innerlich vor Spannung und Unruhe, aber es fand sich tatsächlich nichts, das dem Gestrengen beanstandenswert erschien.

Daraufhin stellte er sich vor Schauer und schnarrte: "Ihre Stube ist in tadelloser Ordnung."

Anschließend richtete er das Wort an seine Begleiter: "Ich bin stolz darauf, so vortreffliche Ausbilder in meiner Untergruppe zu haben wie diesen Obergefreiten und vor allem so einen frischen soldattischen Nachwuchs wie die Luftwaffenhelfer Ihres Lehrganges, Poeck. Der Obergefreite bekommt über das Wochenende einen Sonderurlaub."

Nach diesem Satz wandte er sich zur Tür. Schauers Achtungsruf schnappte beinahe über vor freudiger Erregung. Es fehlte nicht viel, da wären wir uns alle um den Hals gefallen.

16 Uhr stieg die Vereidigungsfeier auf dem großen Kasernenplatz. Wir standen im Geviert vor einem mit Immergrün geschmückten Rednerpult. Zu dessen rechter und linker Seite gemahnten garbenförmig ineinander gestellte Gewehre an den besonderen Ernst der Stunde. Ein Blasorchester intonierte die Weise des Altniederländischen Dankgebetes: "Wir treten zum Beten vor Gott, den Gerechten.."

Inmitten der feierlichen Klänge kam noch eilends eine mickrige HJ-Führer-Gestalt im braunen Hemd angewankt. Noch galten wir ja zu unserem Kummer nicht schlechthin als Wehrmachtsangehörige, sondern als zum Hilfsdienst bei der Wehrmacht abgeordnete und der Hitlerjugend unterstehende Oberschüler. Dann hielt Mellmann eine kurze Rede in hackigem Deutsch, und anschließend hatten wir die vorgesprochene Eidesformel zu bekräftigen. Der Text war zu meiner Erleichterung nicht unmittelbar auf die Person Hitlers bezogen, so dass ich - im Unterschied zu den späteren Gelöbnissen bei Arbeitsdienst und Heer - keine Passage zu verschlucken brauchte. Er lautete kurz und knapp etwa so: "Ich verspreche, als Luftwaffenhelfer allezeit meine Pflicht zu tun, tapfer und einsatzbereit zu sein, wie es einem Hitlerjungen geziemt."

Mit der deutschen Nationalhymne und dem leidigen Horst-Wessel-Wurmfortsatz endete die Feierstunde. In geschlossener Formation marschierten wir unter Marschmusikbegleitung rund um den gesamten Kasernenbereich. Nach dem "Stillgestanden!" vor unserem Block erfolgte das ersehnte Kommando: "In den Urlaub weggetreten!" Mit einem überaus zackigen "Hurra!" verschwanden wir in unseren Stuben, packten rasch unsere Sachen und verabschiedeten uns von einander, insbesondere aber auch von unserem freundlichen Stubenbetreuer, der im Vorgenuss seiner geliebten Vogtländer Klöße über alle Backen strahlte. Wir erhielten verhältnismäßig schnell unsere Urlaubsscheine im UvD-Zimmer ausgehändigt und eilten dann zur Straßenbahn.

Ich weiß nicht mehr, was sich die anderen Waldenburger noch für eine Extratour vorgenommen hatten. Jedenfalls begab ich mich allein zum Hauptbahnhof und setzte mich bis zur Abfahrt meines Zuges in das Bahnhofsrestaurant zu einem sehr bescheidenen Stammgericht und einem Glas Bier. Es wimmelte dort aber von Fronturlaubern und anderen Durchreisenden und war entsprechend unruhig. Pünktlich 21 Uhr lief der Zug aus der Halle. Auch klappte in Gößnitz der Anschluss programmgemäß. Glauchau erreichte ich gegen Mitternacht und traf dort auf die übrigen Waldenburger. Da auf der Muldentalstrecke um diese Zeit kein Zug mehr verkehrte, liefen wir zusammen über Reinholdshain bis zur Remser Muldenbrücke. Als Altstädter trennte ich mich dort von ihnen und setzte meinen Weg allein fort. Dabei überdachte ich noch einmal die hinter mir liegenden vier Wochen, die mich doch namentlich anfangs etliche Überwindung gekostet hatten. Nun hatte ich die erste, wenngleich noch bescheidene Bewährungsprobe beim Kommiss bestanden. Was würden die kommenden Wochen und Monate bringen? Noch lag das so im Dunkeln wie die Häuser, Wiesen und Hecken, die ich auf meiner Nachtwanderung berührte. Nach über 7 km Fußmarsch ward der Koffer allmählich schwer in der Hand. Als ich aber die ersten wuchtigen Eichenstämme aufragen sah, die den Gersdorfer Forst ankündigen, belebten sich noch einmal die ermüdeten Glieder. Kühl umfing mich der taufeuchte Erdgeruch des blätterübersäten Waldbodens. In einsamer Stille schritt ich den Dammweg entlang, bog um den nebelverschleierten Dreiinselteich, dessen schmaler Abfluss murmelnd durch das mitternächtliche Schweigen gluckste, und überquerte die Eichenallee. Ein Käuzchen schrie in der Ferne sein unheimliches "Ki-witt, ki-witt". Ich schlich um das elterliche Haus und warf ein Kieselsteinchen gegen das Schlafzimmerfenster der Eltern. Nach einer Weile rief die freudeerfüllte Stimme meiner Mutter in die Finsternis:

"Da bist Du ja!"

Flakeinsatzbatterie in Kleinpösna bei Leipzig

vom 7.11.1943 bis 12.2.1944

8. 'A.d.W.'

Nach der harten und aufreibenden Grundausbildung in der Paunsdorfer Flakkaserne hatten die geruhsamen Urlaubstage in der Waldenburger Heimat Leib, Seele und Geist mit neuer Lebenskraft erfüllt. Am Sonntag, 7. November, begab ich mich in der 6. Morgenstunde gestiefelt und gespornt bei strömendem Regen zum Bahnhof und fuhr über Großbothen nach Leipzig zurück. Ich hatte mir noch einen kleinen Bummel durch die Messestadt ausgerechnet, da wir erst um 12 Uhr das Kasernentor passiert zu haben brauchten. Während der Fahrt trat jedoch eine Verspätung von fast einer vollen Stunde ein, dazu schüttete es kübelweise vom Himmel auf Leipzigs Straßen, so dass ich mir fortwährend das Wasser aus den Brillengläsern wischen musste und es bald für das geratenste hielt, gleich Kurs auf Paunsdorf zu nehmen. Zwei Straßenbahnen fuhren überfüllt an der Haltestelle vorbei. Erst die dritte konnte ich im triefnassen Uniformmantel erklimmen.

In der Kaserne herrschte bereits geräuschvolle Aufbruchstimmung. Die meisten Kameraden waren schon eingetroffen, hatten die Bettlaken abgezogen und die Spinde geleert. Jedermann erhielt aus der Kammer einen geräumigen Flak-Rucksack, um darin die gesamte Habe zu verstauen. Nach dem Mittagessen bekamen wir noch eine kombinierte Impfspritze verpasst. Dann meldeten sich die einzelnen Abholkommandos aus den Einsatzbatterien zur Stelle, um mit den ihnen zugeteilten LW-Helfer-Kontingenten abzuziehen. Schließlich blieben wir Waldenburger Schüler mit denen aus Lauscha und Sonneberg allein noch zurück. Es hieß, wir sollten gemeinsam nach Kleinpösna kommen, einer winzigen Ortschaft östlich der Messestadt. Keiner von uns kannte sie auch nur dem Namen nach.

Nach 16 Uhr mussten wir vor dem Kasernenblock antreten. Ein schmaler, hochaufgeschossener Unteroffizier namens Schuldt, der sich in Begleitung eines Obergefreiten befand, stellte sich uns als neuer Mannschaftsbetreuer vor. Er habe, so gab er bekannt, den Auftrag erhalten, uns zu unserer Einsatzbatterie nach Kleinpösna zu führen. Mit Hauptwachtmeister Witwer, unserem bisherigen Spieß, wechselte er noch ein paar Worte. Dann befahl er den Abmarsch. Mit aufgeschultertem Gepäck zogen wir zur Ortsmitte von Paunsdorf. Von dort brachte uns die Straßenbahn bis zur Endhaltestelle nach Engelsdorf, wo ein bereitstehender Fuhrwagen unsere schweren Rucksäcke aufnahm und vorausbeförderte. Bei einbrechender Dunkelheit marschierten wir über den angrenzenden Ortsteil Baalsdorf in unbekannte östliche Richtung. Zwar regnete es jetzt nur noch schwach, doch schlug uns ein garstiger Wind pfeifend um die Ohren und peitschte über die Pfützen der Landchaussee. Die morschen Latten und Schindeln der Gartenlauben entlang des Weges klapperten heftig unter den böigen Wirbelstößen. Als der stattliche Engelsdorfer Wasserturm im wallenden Nebelgrau hinter uns verschwunden war, lagen vor unseren Blicken nur noch Felder, Grasflächen und sumpfiges, von Wassergräben durchzogenes, hin und wieder mit alten Kopfweiden bestandenes Ödland.

Endlich nach etwa einstündigem Marsch tauchte vor uns schemenhaft eine Kirchturmspitze auf, um die sich breitflächige Bauerngehöfte gruppierten.
"Das ist Kleinpösna", beschied Schuldt uns mit vorgestrecktem Zeigefinger. "Auf Marschordnung gehen! Ein Lied!"
Wenig später hielt unser Trupp vor einem größeren Gebäude. Schuldt kehrte bald darauf mit einem nur mäßig großen, schlankwüchsig wirkenden Offizier zurück, dessen Gesichtszüge sich jedoch nicht klar ausmachen ließen, da sich unterdessen vollständige Finsternis ausgebreitet hatte. Dieser Offizier, ein Leutnant, begrüßte uns mit einer kurzen Ansprache. Seine Stimme hallte kraftvoll durch Wind und Wetter und verriet einen süddeutschen Akzent. Er sei, so führte er aus, der stellvertretende Batteriechef und heiße Grißhammer. Erst vor drei Wochen sei die Batterie aus dem Rheinland hierher versetzt worden und habe sich bis jetzt nur provisorisch einrichten können. So habe sich denn auch noch nicht für sämtliche 50 Mann von uns eine Unterkunft be-

schaffen lassen. Er sehe sich deshalb gezwungen, ein Viertel von uns auf vier Tage gleich wieder nach Hause zu schicken. Daraufhin ließ er uns geräteweise antreten. Von der Malsigerätbesatzung, zu der ich gehörte, bezeichnete er die Umwerter U 5 bis U 9 als vorderhand entbehrlich. Sie sollten sich anschließend in der Schreibstube ihre Urlaubsscheine ausstellen lassen. Zwei Mann beorderte er in die Telefonvermittlung, fünf von der Kommando- und Funkmessgerätbesatzung in ein Sonderquartier am Ortsausgang in Richtung Batteriestellung. Der Rest, darunter ich, musste nach dem Abladen der Gepäckstücke in das große vor uns liegende Gebäude einrücken, das sich bei näherer Betrachtung als ehemaliger Dorfgasthof entpuppte.

Durch einen dunklen Gang gelangten wir in den sog. Saal. Hier bot sich uns ein Anblick dar, der uns fast die Sprache verschlug. Auf staubbedecktem Fußboden lagen etwa 30 nackte Strohsäcke. Schränke, Spinde, Tische und Schemel fehlten gänzlich. Die schirmlose Lampe spendete einen fahlen Lichtschein auf diesen Kahlschlag, während die hässlichen hohen Fenster mit einer schmutzig-blauen, allerdings bereits erheblich zerkratzten Verdunkelungstünche jeglichen Lichtaustritt verwehren sollten. Die Wände mussten früher mal mit einem giftigen Grün bestrichen gewesen sein, das sich z.Z. jedoch im Zustand völliger Entblätterung befand. Den einzigen Schmuck boten mehrere vergilbte Großfotografien vom "Sängerfest in der Parthenaue" anno 1898 oder 1906, auf denen lauter wohlgenährte Herren mit martialisch hochgezwirbelten Kaiser-Wilhelm-Schnauzbärten ihre geblähten Bierbäuche der Kamera entgegenreckten, bestärkt in biedermännischer Genugtuung, von ihrem Monarchen "herrlichen Zeiten entgegengeführt" zu werden. Schließlich fand sich in einer Ecke noch ein total abgenutztes Klavier. Einige Musikbeflissene ließen es sich nicht nehmen, diesem alterswackeligen Instrument sogleich einige ohrenmarternde Missklänge zu entlocken. Selbst jene von uns, die schon vor dem Abmarsch arg geunkt hatten, musste angesichts dieses erbärmlichen Domizils ein zusätzlicher Schock der Ernüchterung überfallen. Kein Wunder, dass sogleich das deftige Schmähwort fiel: "Kleinpösna - das ist der AdW (auf hochdeutsch: das Hinterteil der Welt)".

Als die 12 Urlauber aus der Schreibstube kommend unsere "liebliche" Behausung, vor der sie für die nächsten vier Tage bewahrt bleiben sollten, erschauten, schnellte begreiflicherweise ihr Freudenbarometer gleich noch um etliche Striche in die Höhe. Der blondgelockte 'Pampel' Heinig fuchtelte wie besessen mit seinem Urlaubsschein in der Luft herum und schrie gleich einem entfesselten Fußballfan über sämtliche Köpfe hinweg: "Holzhausen! Holzhausen!", weil er herausgefunden hatte, dass vom AdW bis Holzhausen, dem nächsten Haltepunkt der Leipzig-Chemnitzer Eisenbahnlinie, wohl nicht mehr als 3 km zurückzulegen seien. 'Lulatsch' Junge traktierte derweilen das Wirtshausklavier in der Mimik des ertaubten Beethoven bei Gewitter mit heftigen Fausthieben, gelangte aber trotz erheblichen Muskeleinsatzes nie über die ersten beiden Takte der Schicksalssinfonie des großen Meisters hinaus. Wahrlich kein erhebender Kunstgenuss.

Wenig später wurden wir noch einmal in die stockfinstere Nacht gerufen und auf verschlammter Dorfstraße in das Nebengebäude eines Bauerngutes geführt. Nacheinander mussten wir uns auf einer steilen Holztreppe emporwinden. Aus einem winzigen, mit Tranfunzel erleuchteten Räumchen flogen jedermann zwei Wolldecken entgegen, deren Empfang er beim Ausgang mit steifem Handgelenk kritzelnd zu bestätigen hatte. Im Gasthofssaal verzehrten wir noch einen Teil unseres von der Kaserne mitgebrachten Proviantes und hauten uns dann, angezogen wie wir waren, auf die muffigen Strohsäcke zur ersten Nachtruhe.

9. Landluft

Am nächsten Morgen stöberte uns Schuldt erst gegen 8 Uhr von dem Strohsacklager auf. Bei Tageslicht konnten wir unsere neue Umgebung näher in Augenschein nehmen. Der Gasthof sah von außen kaum minder verkommen und verwahrlost aus als von innen. Schon vor längerer Zeit musste sein Betrieb eingestellt worden sein. Zu unserem Quartiersaal gelangten wir durch den ehemaligen Kaffee- oder Biergarten, der als solcher noch an den Spalierbäumen kenntlich war. Dem Gasthof gegenüber befand sich die Dorfschule, an deren Plumpe wir uns waschen mussten, da unser 'feudales Etablissement' eine eigene Waschanlage nicht zu bieten hatte.

Nachdem wir den gröbsten Dreck aus dem Saal gefegt hatten, ließ Schuldt uns antreten und führte uns erst einmal durch den Ort. Kleinpösna erwies sich als ein typisches, etwa 300 Einwohner großes Angerdorf, durch dessen Mitte der Pösna-Graben floss. Entlang der gegabelten Dorfstraße reihten sich die z.T. recht stattlichen Bauerngüter. An Geschäften gab es nur einen kleinen Gemischtwarenladen. Die Kirche war nach neogotischem Schnittmuster gebaut und hatte - im Gegensatz zu den im Leipziger Flachland sonst häufig anzutreffenden gedrungenen Wehrkirchen - einen schlanken Turm. Wir marschierten zunächst eine Runde durch den saftigen, vom Dorfdung getränkten Novembermatsch, dabei sinnigerweise das Lied auf den Lippen:

"Frühmorgens singt die Amsel,
frühmorgens singt der Star
die schönsten Liebeslieder
im Frühling Jahr für Jahr."

Einige Dorfbewohner blieben gaffend stehen. Anschließend schwenkten wir in die Batterie-Stellung ein, die etwa 5 Minuten vom Dorfrand entfernt linkerhand der nach Hirschfeld führenden Straße mitten im Feldgelände lag. In der Nähe der sechs 8,8-cm-Geschütze befanden sich einige Geräteschuppen, Baracken und Rundzelte. Die B 1 (Befehlsstelle 1) mit den Messgeräten lag noch weiter vom Ort entfernt und war nur auf einem schmalen Lattenroststeg zu erreichen. Funkmessgerät und Kommandogerät standen jeweils vertieft und mit schützendem Erdwall umgeben auf einem Kiesuntergrund, dazwischen - ebenfalls in einer Ausschachtung und von einem Finnenzelt aus Kabak (Presspappe) überkleidet - das Umwertungsgerät. Zwei größere Holzbaracken dienten der Messstaffel-Besatzung als Unterkunftsräume, während die Kanoniere der Geschützstaffel verteilt auf Bauerngütern im Ort untergebracht waren.

Nach dem Befehl "Weggetreten!" betrachtete ich mir ein wenig die weitere Umgebung. Ganz so trostlos wie beim gestrigen Anmarsch in Dunkelheit und unter Regenschauern sah sie jetzt zwar nicht mehr aus, zumal sich die Sonne emsig bemühte, die Wolkenreste vom Vortage zu vertreiben und das ganze Gefilde in ein freundlicheres Licht zu rücken. Dennoch bestätigte sich der erste Eiundruck in vieler Hinsicht. Das Land war nahezu tellerflach. Der Blick konnte weit in die Runde greifen, anders als im hügelreichen Gelände unserer mittelsächsischen Heimat. Es gab in diesem weitflächigen Auenrevier etliche Ortschaften der gleichen Größenordnung wie Kleinpösna, jeweils von Obstgärten und Äckern umrandet, die eine gewiss ebenso lehmfette Krume aufzuweisen hatten wie die hiesige beschaffen war. Dazwischen erstreckten sich große Weideflächen und landwirtschaftlich unbenutzbare, mit allerlei Gesträuch bewachsene Landstreifen. Mehrere Grabenrinnen durchzogen die Gegend, sammelten das Wasser auf und leiteten es in nördliche Richtung der Parthe entgegen. Hochstrebende Pappeln, die fast überall die Straßenränder säumten, verliehen dem sonst unweigerlich in melancholische Breite fliessenden Landschaftsbild einige herbe vertikale Linien. Im Südwesten begrenzte die Bodenschwelle des Kolmberges bei Liebertwolkwitz den Horizont und weiter im Osten der etwas höhere und offenbar mit Nadelholz bestandene Kohlenberg, der sich als letzter Ausläu-

fer des großen Brandis-Naunhofer Forstes in die Leipziger Tieflandbucht vorgeschoben hatte. Linkerhand davor ragten von einem Hügel Kirche und Wehrturm der Landgemeinde Beucha. Nicht zu übersehen war am westlichen Horizont das auch auf die beträchtliche Entfernung noch machtvoll wirkende Völkerschlachtsdenkmal. Von der Messestadt selbst ließen sich im übrigen nur die äußeren Häuserfronten des Ortsteiles Stötteritz mit dem Stötteritzer Wasserturm wahrnehmen. Dem kleinen nördlich von Kleinpösna gelegenen Nachbardorf Hirschfeld war eine bereits fertiggestellte, zur Zeit aber noch isoliert in der Landschaft stehende Autobahnbrücke vorgelagert. Unmittelbar neben ihr befand sich eine weitere Flakbatterie mit sechs 8,8-cm-Geschützen, Baracken und Geräteschuppen, im Gegensatz zu unserer Kleinpösnaer Batterie allerdings ohne Funkmessgerät und Umwertungsgerät ausgestattet.

Von der Stellung marschierten wir ins Dorfzentrum zurück. In der Schreibstube, die unmittelbar neben dem Gasthof in einem stattlichen Gutsgehöft untergebracht war, mussten wir dem Spieß der Batterie unsere Personalien angeben. Dieser verkörperte einen ganz anderen Typ als der bärbeißige Witwer in der Kaserne. Er war wesentlich jünger als dieser, von ziemlich schmächtiger Gestalt und stand erst im Range eines Wachtmeisters. Um seine Lippen spielte ein spitzbübisches, nicht immer ganz durchschaubares Lächeln. Seine singende kölnische Aussprache wirkte aber entschieden angenehmer auf das Ohr als das von Paunsdorf her gewohnte brutal-barsche preußische Kasernenhofgebelfer.

Das Mittagessen erhielten wir an einer Feldgoulaschkanone, die sich in einem Obstgarten am Ortsausgang in Richtung Hirschfeld befand. In den Kochgeschirrdeckel bekam jedermann eine Kelle heißer Brühsuppe eingefüllt, in das übrige Gefäß Kraut, Sauce und Fleisch. Die Pellkartoffeln sackte der Küchenbulle in die aufgefaltete Feldmütze. Danach suchte sich der jeweils Abgefertigte gleich in unmittelbarer Nachbarschaft der Goulaschkanone einen passenden Holzklotz als Sitz, wobei er nur höllisch Obacht geben musste, bei der Platznahme nicht einen Klacks Hühner- oder Entenkacke mit der Gesäßpartie breitzuwalzen. Bei solcherart genossener Freiluftmahlzeit empfanden wir uns schon so halb und halb wie echte Frontlandser unmittelbar hinter der Kampflinie.

Am Nachmittag absolvierten wir bereits den ersten praktischen Übungsdienst in der Batterie, dem in den nächsten Tagen verschiedene theoretische Unterweisungen folgten.Allerdings verging noch eine reichliche Woche, ehe ein wirklich geregelter Dienstbetrieb einsetzte. Ltn. Grißhammer und der Spieß sorgten zunächst dafür, den unwirtlichen Gasthofssaal etwas wohnlicher auszustatten. So hatten sie ein paar handwerklich versierte Flaksoldaten beordert, Decke und Wände zu waschen und mit einem frischen Anstrich zu versehen. Gartenklappstühle, ein paar Tische und die ersehnten Spinde rollten an. Schließlich wurden auch noch Doppelstockbetten eingebaut. Diese ganze Umgestaltungsaktion ging jedoch mit viel Unruhe und Ungemütlichkeit vor sich. Dauernd sah man sich gezwungen, seinen Kram wieder umzupacken und anders zu schichten. Die triefende Nässe der frisch gekalkten Decke und Wände sorgte für zusätzliches Ungemach.

Am Freitag, 12. November, kehrten die zwölf Urlauber wieder zurück. Grißhammer bestimmte das nächste Dutzend, bei dem ich zu meinem Leidwesen wieder nicht dabei war. Da sich unter diesem zweiten Dutzend Kurt Pfau befand, der den Posten des Kameradschaftsältesten für unseren gesamten Trupp hatte übernehmen müssen, bürdete Schuldt mir dieses Amt für die Dauer seiner Abwesenheit auf. Etwas Schrecklicheres hätte er mir kaum antun können. Kommandieren, befehlen und anordnen lag mir ganz und gar nicht, vor allem nicht unter den noch so ungewohnten Verhältnissen. Aber es blieb mir nicht erspart, früh die Kameraden auf den Antreteplatz zu jagen, wobei sich die Thüringer Radaubrüder besonders widerborstig zeigten, den Stubendienst zum Saubermachen aufzufordern und dafür zu sorgen, dass er an jedem Tag zur festgesetzten Stunde Briketts für den Ofen holt. Auch tagsüber vor jedem Dienstbeginn oblag mir die Aufgabe, die Kolonne antreten zu lassen und dem jeweiligen für die Dienstabhaltung zuständigen Vorgesetzten Meldung zu erstatten.

Während dieser vier Tage kehrte der Batteriechef, Oberleutnant Ansmann, von einem Kursus zurück und stellte sich uns vor. Die Flaksoldaten hatten uns schon während seiner Abwesenheit versichert, er sei "schwer in Ordnung". Hinsichtlich seines äußeren Erscheinungsbildes hinterließ er jedenfalls einen sehr ruhigen, besonnenen, wenn auch keinen unbedingt freundlich-gewinnenden oder gar mitreißenden Eindruck. Er war gebürtiger Oldenburger mit rötlich-blondem Haarwuchs und wohl von der schwerblütigen, etwas unnahbaren Beschaffenheit der im nordwestdeutschen Landstrich beheimateten Menschen, die aber, wenn es darauf ankommt, oft große Energie und Tatkraft zu entfalten vermögen. Seine Begrüßungsworte waren knapp gehalten und ohne das zackige Pathos eines Mellmann oder Poeck. Ansmann war Reserveoberleutnant, also kein Berufsoffizier. Im Zivilleben hatte er ein Lehramt naturwissenschaftlicher Fachrichtung entweder an einer Oberrealschule oder höheren Gewerbeschule bekleidet. Der stellvertretende Batteriechef, Leutnant Grißhammer, aus Nürnberg stammend, verkörperte dagegen einen ganz anderen Typ. Er war wesentlich jünger, äußerlich schmächtiger und einen halben Kopf kleiner als der schon ziemlich gesetzt wirkende Ansmann, verfügte dafür aber über eine sprühende Beweglichkeit in körperlicher wie geistiger Hinsicht. Obwohl er beim Sprechen durch Anstoßen der Zunge einen leicht lispelnden Unterton erzeugte, redete er recht wortgewandt einher, vermochte aber seine mitunter scharfe und verletzende Wesensart, die jeglichen Anklang an Süddeutschen oft angestammte gemütsbetonte Leutseligkeit vermissen ließ, schlecht zu zügeln. Grißhammer, der sich rühmte, HJ-Führer gewesen zu sein, später aber - wie man sagte - ein theologisches Studium aufgenommen hatte, genoß wenig Beliebtheit innerhalb der Batterie und verscherzte sich bald auch bei uns Luftwaffenhelfern viele Sympathien, zumal nachdem er jeglichem Haarwuchs, der die Streichholzlänge überragte, grimmige Fehde angesagt hatte. Dabei wetterte er vor allem lebhaft gegen die seiner Ansicht nach viel zu langen Koteletten, mit denen sich manche Kameraden um einige Grade interessanter zu machen trachteten. In sprachlich inkorrekter Weise verlieh er jenen über den hinteren Wangenabschnitt sich erstreckenden, nicht wegrasierten Haarauswüchsen das gleiche Plural-S wie den in die Pfanne geworfenen, ansonsten gleichlautenden Rippenstücken, was uns immer wieder von neuem zu Hohngelächter herausforderte.

Neben diesen beiden Offizieren und neben dem Spieß gab es noch einen Oberwachtmeister namens Kretschmar, einen gewitzten, freilich auch mächtig aufgeblasenen Berliner, der die Messstaffel befehligte. Der Mannschaftsstamm setzte sich in der Hauptsache aus Leuten vom Niederrhein zusammen, in welchem Gebiet die Batterie vordem im Einsatz gestanden und wo sie sechs oder sieben Abschüsse erzielt hatte. Die wohl etwa 50-60 Flakkanoniere, meist nicht mehr die jüngsten und vorwiegend Familienväter, zeigten sich wenig beglückt über ihre Versetzung in den Leipziger Raum. Nicht vergessen sollen die 12-15 Unteroffiziere sein, die aus allen Teilen des Reiches stammten, z.T. auch aus Österreich. Hinzu kamen nun wir 50 sächsischen und thüringischen Luftwaffenhelfer. Außerdem gehörten zur Batterie noch ein Dutzend kriegsgefangener Russen, die in einem Finnenzelt inmitten der Batterie - freilich unter ständiger Bewachung - wohnten. Sie wurden zu allen groben Arbeiten herangezogen und mussten sich bei Feuereinsatz sogar als Ladekanoniere (K 3) betätigen.

Die Feldpost ging zu jenem Zeitpunkt noch über Münster, so dass ein Brief nach Hause ungefähr 8-10 Tage Zeit in Anspruch genommen hätte. Wir halfen uns, indem wir unsere Briefe frankierten und in den Ortsbriefkasten steckten.

Ich sehnte den Tag herbei, der mich von der Qual, den Kameradschaftsältesten vertreten zu müssen, erlösen und mir erlauben sollte, mit dem dritten Schub in den Urlaub zu fahren. Das allgemeine Provisorium war höchst ungemütlich. Der Tagesdienst mit seinen häufigen Arbeitseinsätzen - Lattenroste legen oder reparieren, krumme Nägel geradehämmern, Balken schleppen usw. - stand wenig nach meinem Sinn, und vollends die Abendstunden im noch halb vorgerichteten Gasthofssaal bei geradezu ohrenbetäubendem Geschrei aus dreissig rauen Kameradenkehlen, das andauernd zu dämpfen einfach meine Kräfte überstieg,

waren mir ein Greuel. Es ging wirklich manchmal schlimmer zu als auf dem Rummelplatz. Da klimperte einer wie besessen auf dem verstimmten Klavier herum, ein zweiter trällerte lauthals eine abgeschmackte Schlagermelodie vor sich hin, während ein dritter mit den Füßen einen Rhythmus stampfte, der weder zu dieser noch zu jener Weise irgendwie im Einklang stand. Zwei gerieten sich wegen eines geringfügigen Vorwandes mit Furor in die Haare, selbstverständlich nicht ohne dazugehöriges homerisches Heldengebrüll. Darüber hinweg blökte eine Stimme wie angestochen in den höchsten Tönen: "Ruhe! Ruhe", was eine andere Gruppe jedoch in keiner Weise daran hindern konnte, zum selben Augenblick in tosendes Gelächter über den Witz des Tages auszubrechen. Ich vermeinte, wahnsinnig zu werden. Darum stahl ich mich einige Male heimlich aus dem Saal und prominierte bei klarem Mondenschein ein kleines Stück auf der Straße in Richtung Baalsdorf, um wenigstens ein paar vernünftige Gedanken zu fassen. Hier störte mich kein Laut. Nur vom Dorfe her schlug zuweilen ein Hofhund an oder klirrten die Ketten eines gerade abgeschirrten Fuhrwagens. Doch gar zu weit durfte ich mich nicht vom Quartier entfernen; denn es konnte unverhofft Fliegeralarm gemeldet werden. Einigemale geschah es in den ersten beiden Wochen etwa zwischen 20 und 22 Uhr, als wir uns schon auf den Strohsäcken ausgestreckt hatten, dass ein Batterieangehöriger in den Saal gepoltert kam, "Alarmbereitschaft!" brüllte und rasch wieder verschwand. Dann fuhren wir hastig in unsere Sachen, warfen den Mantel über, nahmen den Stahlhelm zur Hand und flitzten, so rasch uns die Füße trugen, bis zur etwa 1 km entfernt liegenden Stellung. Dabei hatten wir es bis zur B 1 noch etwas weiter als unsere Kameraden von der Geschützstaffel. Einmal verschärfte sich die Alarmbereitschaft zum Befehl "Feuerbereitschaft!" In diesem Falle waren die feindlichen Flugzeuge unmittelbar in den Raum Leipzig eingedrungen, und die Batterie musste gefechtsklar sein. Das FuMG fasste die Ziele auf, wir verfolgten ihren Flug auf dem Malsi-Tisch, und ich in meiner Eigenschaft als U 4 teilte ihren Verlauf durch Kehlkopfmikrophon der Untergruppe mit. Tatsächlich feuerten wir an dem genannten Abend mehrere Gruppen (Salven) ab. Der Knall dröhnte fürchterlich in den Ohren, und den heftigen Luftdruck der Abschussdetonationen verspürten wir selbst in unserer Vertiefung ganz unmittelbar, doch gewönten wir uns schnell an diese Begleiterscheinungen und verrichteten unsere Funktionen so ruhig und exakt wie im Übungsfalle.

10. Sonderauftrag

Ein Tag in der zweiten Woche bescherte mir eine unverhoffte Abwechslung. Zwar hatte er begonnen wie jeder andere auch mit Wecken, Waschen, Sachen-in-Ordnung-bringen, Antreten, Marsch zur Batterie und Einteilung zum Arbeitsdienst, doch plötzlich kam Oberwachtmeister Kretzschmar auf mich und drei andere Kameraden zugeschossen und befahl ohne weitere Erklärung:

"Sofort 1. Garnitur anziehen und auf der Schreibstube melden!"

Was mochte das für eine Bewandnis haben? Einer von uns wollte gehört haben, Reichsmarschall Hermann Göring hielte an diesem Tag in Leipzig eine Rede.

"Vielleicht müssen wir da als Abgeordnete unserer Batterie an der anberaumten Kundgebung teilnehmen?"

In der Schreibstube erfuhren wir jedoch sogleich den wahren Grund. Wir sollten zwei Obergefreiten beim Transport dreier sehr schwerer Akkumulatoren zur Aufladestation nach Leipzig behilflich sein. Ein LKW stand schon abfahrbereit vor der Schreibstube. Wir bugsierten die gewichtigen Dinger hoch, schwangen uns selbst über die Planken, und ab ging die Fahrt bis Liebertwolkwitz. Der Fahrer legte ein Höllentempo vor. Wir mussten uns mit aller Energie festklammern,um beim Überjagen der unzähligen Schlaglöcher nicht völlig durcheinander gewirbelt zu werden. Dennoch war mir beinahe wandervogelfrei zu Mute in dem beschwingten Gefühl, Kleinpösna mal für einige Stunden hinter mir lassen zu können.

In Liebertwolkwitz stiegen wir mit unserer Last in die Straßenbahn und fuhren über Probstheida am Völkerschlachtsdenkmal und am Messegelände vorbei bis zum Ostplatz. Die Akkus sollten wir in der Aufladestation Varta in der Oststraße abliefern. Zwei Mann fassten je einen Sammler und ächzten damit los. Es stellte sich jedoch bald heraus, dass wir noch eine gehörige Strecke zurückzulegen hatten. Immer drückender wurde die Last, und immer häufiger mussten wir absetzen. Schließlich winkte der mit dem Kommando beauftragte Obergefreite einem Laufburschen, der pfeifend einen leeren zweirädrigen Karren vor sich herschob, drückte ihm ein Trinkgeld in die Hand - und schon lagen die Akkus auf dem Karren. Nun ging es gleich wesentlich zügiger voran. Enttäuscht waren wir nur, als es in der Aufladestation hieß, die Sammler könnten nicht, wie erwartet, am Nachmittag, sondern erst am übernächsten Tag abgeholt werden; denn das bedeutete das vorzeitige Ende unseres dienstlichen Auftrages. Was tun?

"Nach Pösna kehren wir vor Abend nicht zurück", entschied der Obergefreite. "Wir machen erst mal ein bisschen Stadtausgang. Da sich von Euch wohl jeder etwas anderes vornehmen möchte, schlage ich vor, wir treffen uns spätestens 16 Uhr vor dem Café Corso am Augustusplatz und fahren dann von dort aus gemeinsam zurück. Die Verantwortung übernehme ich ganz allein. Ich verstehe es schon, dem Spieß in dieser Hinsicht blauen Dunst vorzumachen. Verlasst Euch drauf!"

Ehe wir uns trennten, suchten wir noch eine Stehbierhalle auf, um die Anstrengungen des vorangegangenen Transportes mit ein bis zwei Hellen herunterzuspülen. Da es vom Ostplatz bis nach Stötteritz nicht allzu weit zu sein schien, entschloss ich mich, der alten Tante Suse in der Langen Reihe einen Besuch abzustatten. Ich traf sie zunächst nicht an, doch als ich mich schon zum Gehen gewendet hatte, entdeckte ich sie zufällig auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Ihre Wohnung trug noch erhebliche Spuren vom Luftangriff im Oktober. Noch hatten nicht alle Fenster wieder verglast werden können, die Wände zeigten bedrohliche Risse und Sprünge. Ebenso Türe und Schränke. Überhaupt waren im Ortsteil Stötteritz nicht wenige Treffer niedergegangen und hatten dort mannigfachen Gebäude- und Sachschaden angerichtet.

Da Tante Suse mittag verabredet war, hielt ich mich nicht allzu lange bei ihr auf, sondern entschloss mich zu einem Spaziergang über Napoleonstein,

Kaiserin-Augusta-Straße bis zur Wohnung meiner Großeltern in der Kronprinzstraße. Der Himmel hatte sich recht regenbedrohlich umzogen, doch ließ ein steifer Wind - Schwaden letzter vergilbter Ahorn- und Platanenblätter mit sich reißend - die düsteren Wolken nicht zur Entladung kommen, so dass nur dann und wann ein schwerer Tropfen klatschend auf dem Asphalt niederschlug. Bei meinen Großeltern saßen gerade zwei ältere Damen, die mir den großen Gefallen erwiesen, sich baldigst zu verabschieden. Im übrigen musste ich den richtigen Riecher gehabt haben; denn Großmutter trug zum Mittagessen Karpfen auf, wovon ich eine schöne Portion mit abbekam. Bis gegen 15 Uhr plauderten wir in aller Gemütlichkeit. Mein Großvater ließ sich eingehend über die letzten politischen Ereignisse aus, während meine Großmutter verschiedene Pläne hinsichtlich eines Wohnungstausches bzw. einer Untervermietung erörterte, Pläne, die sich gut drei Wochen später bereits als gegenstandslos erwiesen haben sollten.

Als ich mich kurz vor 16 Uhr am Café Corso einfand, regnete es in Strömen. Und bis Engelsdorf besserte sich die Wetterlage nicht im geringsten. So mussten wir von dort aus nach Kleinpösna im Eilschritt durch die Saunässe patschen. Völlig durchweicht und doch erfüllt von der Genugtuung, für einen Tag dem üblichen Dienstbetrieb enthoben gewesen zu sein, erreichten wir schließlich unseren Gasthofssaal.

11. Urlaub und wie man es nicht machen sollte

Am Dienstag abend, 16. November, war es endlich so weit, dass ich mit dem dritten Schub den ersehnten 4-Tage-Urlaub antreten durfte. Tagsüber musste ich allerdings noch emsig Dienst schieben, weil die derzeitigen Urlauber erst am Nachmittag wieder in der Batterie einzutreffen brauchten. Am Vormittag gab es insofern eine große Überraschung für uns, als der Rektor unserer Waldenburger Oberschule in Kleinpösna aufkreuzte. Mitten während des Unterrichts in Flakschießlehre betrat Dr. Haufe zusammen mit Batteriechef Ansmann den seit unserem Ankunftstag schon etwas manierlicher gewordenen Gasthofssaal und beschnarchte wie ein Generalinspekteur in Großpose alle Ecken und Winkel, nachdem er uns mit seinem altgewohnt herrischen "Heil Hitler!" begrüßt hatte. In erster Linie wollte er sich nach den Möglichkeiten des Schulunterrichts umschauen; denn dieser sollte, obwohl wir bei der Einberufung geglaubt hatten, die Schule sei nun ein für allemal abgetan, nach jüngster Darstellung weitergeführt werden.Unser Rex musste sich aber einstweilen mit Ansmanns Bescheid zufrieden geben: "Solange in Kleinpösna die restlose und ordnungsgemäße Unterbringung aller Luftwaffenhelfer nicht hergestellt ist, kann ein geregelter Schulbetrieb noch nicht beginnen." Haufe wechselte mit diesem und jenem von uns noch ein paar Worte und verschwand gegen Mittag wieder von der Bildfläche.

Nach 16 Uhr packte ich meinen Koffer und stürzte mich in die 1. Garnitur. Leider musste ich vor der Schreibstube mit den anderen Kameraden noch bis 17.30 Uhr, als es draußen schon längst stockfinster geworden war, warten, ehe ich die erforderlichen Papiere - Urlaubsschein, Verpflegungsmarken, Fahrschein und Wehrsold - in der Hand hielt. Mit mir strebten Ahnert, Junge und Pohle nach Waldenburg. Auf dem Urlaubsschein stand: "Gültig bis Sonntag, 21. November, 14.30 Uhr".

"M-Mensch", sagte Karl-Heinz Junge, "wir beantragen für Sonntag nachmittag gleich noch mit S-Stadtausgang. D-Da brauchen wir erst abends wieder zurück zu sein und k-k-können von Waldenburg erst mit dem Mittagszug abfahren. Bei der Sperre sch-schwindeln wir uns dann schon durch. Mensch, - d-d-das ist überhaupt die Idee!" berauschte er sich an seinen eigenen, im unrhythmischen Stotterton hervorgesprudelten Worten. "I-Ich gehe jetzt noch mal zum Spieß und erledige das für Euch gleich mit", fügte er hinzu und verschwand.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück und verkündete in der selbstgefälligen Herablassung eines Triumphators aus 1.92 m Höhe: "Alles in Ordnung gebracht."

Nun aber nichts wie los, sagten wir uns und stiefelten im Geschwindmarsch gen Engelsdorf, das wir bereits nach einer Dreiviertelstunde erreichten. Dort sahen wir uns freilich genötigt, den entstandenen inneren Brand erst mal mit einem kühlen Bier zu löschen, ehe wir in die Straßenbahn stiegen. In der Wartehalle des Hauptbahnhofes kam es zu einer Meinungsverschiedenheit zwischen uns. Meine drei Kameraden glaubten felsenfest, mit dem Großbothener Zug eher zu Hause zu sein als mit dem über Gößnitz. Mir war aber bekannt, dass jener Zug nur bis Penig verkehrte, doch wollten sie sich nicht überzeugen lassen. So überließ ich sie ihrem Schicksal und setzte mich etwas verstimmt allein in den Gößnitzer.

Wie vor 14 Tagen erreichte ich gegen Mitternacht Glauchau und begab mich von dort auf den 9 km langen Fußmarsch nach Waldenburg. Ein Gefühl weltenferner Entrücktheit überkam mich einsamen Nachtwanderer, als ich auf der Höhe zwischen Reinholdhain und Remse meinen Koffer zu kurzer Rast abstellte und in den von Millionen Lichtquellen erfüllten Sternenhimmel blickte. So klar und rein war die Luft, dass selbst das nebelhafte Band der Milchstraße beinahe plastisch hervortrat. Doch rasch rief mich die durch nichts zu verdrängende Urlauberfreude ins Irdische zurück und begleitete mich, bis ich übermüdet, doch glückstrahlend im Flur des elterlichen Hauses den Uniformmantel an den Haken hängen konnte.

Natürlich machte ich es mir während der Urlaubstage daheim so behaglich, wie es nur ging. Meine Mutter hatte sich einen Nachmittag vom Lazarett freigeben lassen. Da unternahmen wir gemeinsam einen Spaziergang nach Uhlsdorf, in dessen Gasthof wir trotz des 5. Kriegsjahres sogar noch ein Stück markenfreien Kuchen vorgesetzt bekamen. Nach dem Abendessen rezitierte mein Vater im Familienkreis aus klassischen Werken, was er immer - so auch diesmal - mit idealistischem Schwung und mit Bravour tat. Am Freitag war die bisher heitere, wenn auch kühle Witterung in Schneeregen umgeschlagen. Mehr der Not gehorchend als dem eigenen Triebe und wohl auch nur aus dem Grunde, dass Direktor Haufe bei seinem Kleinpösnaer Aufenthalt eine dahingehende Erwartung zum Ausdruck gebracht hatte, stattete ich am Sonnabend vormittag meinem alten 'Kasten' einen Besuch ab. Ich sprach jedoch nur kurz mal mit 'Papa' Schwenke, unserem alten Konrektor, und empfahl mich rasch wieder. In der Stadt begegnete mir Kamerad Ahnert und berichtete, wie er und die beiden anderen Gefährten in der Anreisenacht tatsächlich nur bis Penig gelangt und schließlich nach einem anstrengenden Fußmarsch entlang der Bahnschienen erst gegen 4 Uhr morgens völlig erschöpft in Waldenburg angekommen seien.

Obwohl wir nach Karl-Heinz Junges Versicherungen am Sonntag nicht vor 21 Uhr nach Kleinpösna zurückgekehrt zu sein brauchten, hielt ich es doch für geraten, schon mit dem Frühzug nach Leipzig zu fahren, da der Urlaubsschein den Zeitvermerk 14.30 Uhr trug. Meine Mutter begleitete mich auf dieser Fahrt; denn sie wollte die Großeltern besuchen. Wir verbrachten den Rest des Vormittages bei ihnen gemeinsam. Ich aß noch mit zu Mittag, verabschiedete mich dann, indem ich den Großeltern in der Tür noch versprach, sobald als möglich wieder meine Schritte nach der Kronprinzenstraße 85 zu lenken, und begab mich zur Pferderennbahn ins Scheibenholz. Als ich das letzte Mal dort weilte, hatte die Sonne in voller Pracht vom Himmel gestrahlt. Da hatte eine Blasmusikkapelle zur Unterhaltung aufgespielt und waren Scharen sommerlich gekleideter Menschen über die Terrassen geströmt. An diesem nebeltrüben Novembersonntag nahm sich der äußere Rahmen dagegen recht trist aus: Nur verhältnismäßig wenige sportbegeisterte Zuschauer standen auf den Rängen, keine Musik erklang, und das Rennbahnhaus mit seinen beiden ziegelroten Turmspitzen trug ausgebrannte Fensterhöhlen zur Schau. Es hatte beim Luftangriff im Oktober etliche Brandbombentreffer erhalten. Die Rennen selbst verliefen aber höchst spannend. Zwar hatte ich keine Wetten abgeschlossen, doch begeisterte es mich, wie im Hauptrennen des Tages der prachtvolle Rappe Hetman, auf dessen Sieg ich gehofft hatte, sich kurz vor dem Ziel aus der Spitzengruppe löste und mit zwei Längen Vorsprung über die Markierung galoppierte. Ich wartete noch ein weiteres Rennen ab, entschloss mich dann aber zur Abfahrt in Richtung Kleinpösna, dies nicht zuletzt aus dem Grund, dass sich der Himmel bedrohlich umzogen hatte und wenig zu weiterem Verweilen einlud.

Nachdem ich den Ortsteil Baalsdorf hinter mir gelassen und die freie Landstraße erreicht hatte, verging noch geraume Zeit, ehe sich vor meinen Augen die Kleinpösnaer Kirchturmspitze allmählich aus dem nebeligen Grau herausschälte. Nun war der letzte Rest von Urlaubsstimmung verflogen. Wenige Minuten später stand ich in der Schreibstube und meldete dem Spieß meine Rückkehr vom Urlaub. Der saß legere im Pullover vor seinem Schreibtisch - ein Urbild sonntäglicher Beschaulichkeit offenbar. Doch der Schein trog gewaltig. Denn unvermittelt fuhr er auf und donnerte mich an, was mir denn einfiele, zwei Stunden zu spät zum Dienst zu erscheinen. Ich war meiner Sache aber so sicher, dass ich ziemlich forsch kontra gab:

"Herr Hauptwachtmeister meint: Zwei Stunden zu früh."

Ich verwies auf Kamerad Junge und die von ihm für uns vier Waldenburger erwirkte Erlaubnis zum Stadtausgang.

Doch da wurde der Spieß erst recht wild: "Mönsch, Sie sind ja wohl janz verrückt jeworden! Wat habben Se sich da bloß für 'ne närrische Vojel in de Kopp gesetzt. Morjen mölde ich Sie dem Chef, und dann sind Se an d'Samstag mit d'beii."

Punktum. Wenn der Spieß zu einem sagte: "Nächsten Samstag sind Se mit d'-beii", dann bedeutete das für den Betreffenden, dass er sich am kommenden Sonnabend nach Beendigung des allgemeinen Batteriedienstes einem besonderen Strafdienst zu unterziehen habe. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Schließlich erfüllte mich eine Stinkwut auf den langen Lulatsch, seiner haltlosen Großsprecherei und des Schlamassels wegen, den er damit angerichtet hatte. Nicht minder zornig aber war ich auf mich selbst, seiner Zusicherung so ungeprüft Glauben geschenkt zu haben.

Im Gasthofssaal hieß es, für mich als Messstaffelangehörigen sei weder Bett noch Spind mehr frei. Ich solle deshalb den z.Z. unbesetzten fünften Schlafplatz in der im unteren Ortsteil befindlichen Gesindestube beziehen, die den bei der Messstaffel Tätigen vorbehalten sei. Zunächst aber tappte ich erst mal in rabenschwarzer Finsternis zu jenem Gut im oberen Ortsteil, in welchem die Batterie eine Abstellkammer zur Unterbringung unserer Sachen gemietet hatte. Vor dem Urlaub hatte ich dort meinen Rucksack mit Wäsche und verschiedenen Ausrüstungsgegenständen deponiert. Jetzt vermochte ich mich nur schrittweise mit ausgestreckter Hand voranzutasten, verlor trotzdem den Weg unter den Füßen, landete an Zäunen und Pfählen und besaß schließlich überhaupt keine Orientierung mehr. Zu allem Übel fiel mich auch noch ein großer Schäferhund bellend an, so dass mir der Herzschlag vor Schreck fast auszusetzen drohte. Es musste eine halbe Stunde vergangen sein, ehe ich das Gehöft erreichte auf einer Strecke, die mich bei Tageslicht höchstens 5 Minuten gekostet hätte. Der Gang zu dem mir zugewiesenen Quartier gestaltete sich kaum minder beschwerlich. Ich atmete auf, als ich alles geschafft hatte.

Das Gesindestübchen war in zwei schmale Kammern unterteilt. In der einen standen drei, in der anderen zwei hölzerne Bettgestelle, in der größeren außerdem ein Tisch mit Stühlen und ein altertümlicher Berliner Ofen, dessen Kachel-Glasur an verschiedenen Stellen arge Risse und Sprünge aufwies. Eine niedrige Decke lastete drückend über den Räumchen. Die Wände wölbten sich förmlich vor Altersschwäche, und die Tapete war restlos verblichen, zudem rußbehaftet und an manchen Stellen auch gar nicht mehr vorhanden. Nicht zuletzt boten die verzogenen Dielenbretter mit ihren mausgroßen Löchern eine Augenweide für sich. Verglichen aber mit dem öden Gasthofssaal empfand ich die beiden Kammern trotz ihrer Altersgebrechen als urgemütlich. Der Kachelofen strahlte eine wohlige Wärme aus. Am Tisch saßen Redslob, Petermann und Mittelbach in offenen Hemden und draschen einen zünftigen Dauerskat. Kurz vor Zapfenstreich traf ziemlich abgeäschert Kamerad Pohle ein. Er hatte sich mit 'Lulatsch' Junge und Ahnert sowohl im Zug als auch an der Bahnhofssperre peinlichen Verhören wegen "eigenmächtiger Urlaubsüberschreitung" unterziehen müssen und war soeben in der Schreibstube vom Spieß noch wesentlich heftiger zusammengestaucht worden als ich zuvor am Spätnachmittag.

Eine Woche konnte ich in dem Idyll wohnen bleiben, ehe ich wieder zurück in den Gasthofssaal ziehen musste. In dem kleinen Kameradenkreise hatte ich mich jedenfalls wesentlich wohler gefühlt als nunmehr wieder unter der Masse der lärmigen Thüringer und übrigen Waldenburger. Und wenn nachts die Mäuse auch wahre Tanzorgien auf dem Fußboden veranstaltet haben und mitunter sogar über die Bettdecke hinweggeflitzt sein mochten, hatte mir das kaum viel ausgemacht. Wer die Regel beachtete, beim Schnarchen die Schlundröhre nicht gerade klafterweit geöffnet zu halten, konnte vor den hurtigen kleinen Nagern doch einigermaßen sicher sein.

Montag mittag musste ich mich mit den drei anderen Waldenburger Sündern, in 1. Garnitur eingekleidet, bei Oberleutnant Ansmann in dessen Wohnung zum Rapport einfinden. Der Batteriechef sprach uns eine sehr ernste Verwarnung aus, jedoch ohne wütendes Gebrüll und nicht ohne wohlwollenden Unterton. Ich habe ihn eigentlich nie sympathischer gefunden als in dieser Situation, die wir einwandfrei durch unsere eigene Dusseligkeit heraufbeschworen hatten. Am folgenden Sonnabend absolvierten wir unseren Strafdienst, und damit hatte die ganze unrühmliche Angelegenheit zum Glück ihr Bewenden.

12. Stürmische Wacht

Am Dienstag abend, 23.11., musste ich erstmalig zwischen 18 und 19 Uhr auf Flugmeldeposten stehen. Der Batteriechef hatte uns Luftwaffenhelfern diese Tätigkeit für die dienstfreien Tages- und Abendstunden übertragen, so dass die Flaksoldaten nur noch nachts den Wachdienst zu übernehmen brauchten. Jeweils eine Stunde lang stand dann einer von uns im Geschützbereich, ein anderer am Zielfernrohr der B 1. Dabei hatten wir Obacht zu geben, dass sich keine unbefugte Person der Stellung nähert. Außerdem sollten wir mit dem Fernrohr den Himmel nach feindlichen Flugzeugen absuchen. Letztere Aufgabe war allerdings bei Dunkelheit nicht durchführbar und auch sonst faktisch illusorisch, da bei Einflügen feindlicher Verbände ins Reichegebiet ohnehin gleich Alarmbereitschaft gemeldet wurde und jedermann dann seinen zugewiesenen Posten zu besetzen hatte.

An jenem besagten Dienstag abend war es wieder so stockduster wie am Sonntag nach der Rückkehr vom Urlaub. Außerdem regnete es in Strömen. Eine Ewigkeit lang tastete ich mich vergeblich nach dem Lattenrostweg, der zur B 1 führt, stolperte dabei über Telefondrähte und glitt mit einem Bein in einen morastigen Kabelgraben. In klatschnassen und schlammüberzogenen Sachen musste ich dann eine Stunde lang auf Posten ausharren und mit zugelaufenen Brillengläsern angestrengt in die wallende Finsternis starren. Der Wind heulte in allen Tonlagen und trieb zuweilen einen wirbelnden Funkenregen aus den Rauchabzügen der beiden B-1-Wohnbaracken. Unbarmherzig prasselte der Regen auf die sich blähenden Zeltbahnen, die man den Messgeräten zum Schutze übergestreift hatte. Endlich war es 19 Uhr. Ein Flakkanonier trat mit Stahlhelm und aufgeschulterter Knarre aus einer der beiden Wohnbaracken und rief: "Ablösung!" Daraufhin bahnte ich mir meinen Weg ins Dorf zurück. Alle Vorsicht und Behutsamkeit konnten jedoch nicht verhindern, dass ich in abgrundtiefe Schlammpfützen trat, deren braune Brühe mir von oben in die Stiefel rann.

In der Stube striffelte ich sogleich die durchnäßten Sachen vom Leib herunter, warf mich in einen Wollpullover und streckte meine Beine behaglich unter dem Tisch lang, um mir meine Abendsuppe schmecken zu lassen, die mir die Kameraden fürsorglich in der Ofenröhre warmgehalten hatten. Doch kaum hatte ich den ersten Löffel zum Munde geführt, als ein Thüringer höchst erregt in den Raum stürmte und "Alarmbereitschaft!" brüllte. Mein mordsmäßiges, heute nicht mehr wiedergebbares Schimpfen vermochte der bitteren Tatsache jedoch nicht abzuhelfen. Also rasch das Essen abermals in die Ofenröhre und Arme und Beine wieder in die triefenden Uniformklamotten geschoben, Stahlhelm aufs Haupt gedrückt und in die Stellung zurückgehastet.

Der Alarmbereitschaftsbefehl erreichte einen überhaupt selten im günstigsten Augenblick, sei es, dass man sich eben gerade in die Decken zur Nachtruhe gerollt oder dass man sich auf einem gewissen anderen Örtchen zu einer längeren Sitzung niedergelassen hatte. Häufig erfolgten diese Einsätze zwischen 21 und 22 Uhr. Etliche Male wurden wir aber auch gegen Mitternacht aus dem Tiefschlaf geholt. Manchmal erfolgte nur eine Vorwarnung. Da brauchten wir uns noch nicht in die Stellung zu begeben, sondern hatten uns lediglich im angezogenen Zustand bereitzuhalten. Das geschah aber nur beim Einflug einzelner Störflugzeuge. Sonst wurde in der Regel gleich volle "Alarmbereitschaft" durchgegeben. Wenn die Feindverbände unmittelbar den Leipziger Luftraum ansteuerten, verschärfte sich der Befehl "Alarmbereitschaft" zu "Feuerbereitschaft!". Dann surrte der Betriebsstrom des Kommando- und des Funkmessgerätes auf, während die Leipziger Stadtsirenen schauerlich durch die Nacht jaulten. In jedem Augenblick konnte es nun zum Schuss kommen. Sobald wir bei "Alarmbereitschaft" unser Umwertungsgerät erreicht hatten, führten wir Leitungsproben mit den Geschützen und den anderen Messgeräten durch. War eine unmittelbare Bedrohung Leipzigs nicht zu befürchten, erlaubte uns der Batteriechef bzw.

sein Vertreter, in die warme B-1-Baracke einzurücken. Dort saßen wir dann beim trüben Lichtschein einer Hindenburgkerze auf Schemeln oder Betträndern und lauschten gespannt auf die Meldungen, die der Flaksender durchgab. Waren wir zum Schuss glangt und hatte der Nachtalarm über eine Stunde gedauert, erhielten wir am nächsten Tag eine zusätzliche Alarmverpflegung, die meist aus einem größeren Stück Wurst, einem Kanten Kommissbrot und einigen Süßwaren bestand. Konnte man es uns Jungens mit den fast immer aufnahmebereiten Mägen verargen, wenn wir uns bei so verlockenden Aussichten über jede Gruppe freuten, die in die Luft krachte? Sobald der Uhrzeiger aber die 60-Minuten-Grenze überschritten hatte, harrten wir mit Ungeduld dem Entwarnungssignal. Nach länger währendem Luftalarm gab der Batteriechef dem UvD Anweisung, uns am nächsten Morgen eine halbe oder ganze Stunde später zu wecken.

13. Hinter Brettern

Der wärmeschmeißende Kachelofen in der Gesindestube hatte mich arg verwöhnt; denn als ich wieder im Gasthof nächtigen musste, fror es mich jämmerlich. Glücklicherweise brauchte ich das aber nur noch für ganz kurze Zeit, weil der Bau eigener Wohnbaracken für uns Luftwaffenhelfer in unmittelbarer Nähe der Batterie - genau auf halber Höhe zwischen dem Kleinpösnaer Ortsende und der Hirschfelder Autobahnbrücke - schon begonnen hatte. Als die erste Baracke fertiggestellt war, beorderte Ltn. Grißhammer die aus fünf Mann bestehende Stammbelegschaft der Gesindestube - zu ihr gehörten meine beiden Klassenkameraden Uli Redslob und Hans-Robert Lott sowie Mittelbach, Petermann und Pohle - dorthin. Er stellte den Genannten anheim, sich ihre Kumpels für die restlichen drei Plätze aus der Messstaffel-Mannschaft auszusuchen. Dabei fiel die Wahl auf Weber, Bauer und mich. Ich war darüber sehr beglückt, konnte ich doch nun dem alten, trotz Renovierung immer noch häßlichen und ungeliebten Gasthofssaal endgültig Valet sagen.

Einige Tage später standen auch die beiden anderen Holzbaracken bezugsfertig da. Beide boten jeweils 20 Mann Platz, wirkten aber wesentlich unfreundlicher und rummeliger als unsere kleine in der Mitte. Deren Raumaufteilung sagte mir zu. Durch die Eingangstür gelangte man zunächst in einen Windfang, von dem aus seitlich eine Tür in den Wohnraum führte. Dieser war zwar ziemlich winzig, bot uns acht Mann aber doch immerhin so viel Platz, um leben und atmen zu können. Von den beiden kleinen Fensterchen wies eins nach Kleinpösna. Das andere gab den Blick auf die B 1 frei. Aus Wandbank, etlichen Hockern, einer hölzernen Tafel und einem neuwertigen Füllofen bestand das Inventar. Eine Seitentür führte in den größeren Schlafraum mit vier aus globigem Holz gefügten Doppelstockbetten und den Spinden. Als nachteilig empfanden wir die völlig ungeschützte Lage im Gelände und das fehlende elektrische Licht. In der ersten Zeit mussten wir uns abends mit einer altertümlichen Karbitlampe behelfen, die entsetzlich stank und ein unangenehm stechendes Licht von sich gab. Außerdem konnte man vor explosionsartigen Entladungen nie ganz sicher sein. Später erhielten wir aber eine Stromzuleitung von der Batterie. Recht übel war ferner, dass wir unser Wasser aus dem letzten Ziehbrunnen von Kleinpösna - in einer Entfernung von immerhin einem halben Kilometer - herbeischleppen mussten. Außerdem zeigte es eine so bedenklich trübe Färbung, dass wir es gar nicht gern benutzten und unsere Kochgeschirre lieber mit dem reichlich vorhandenen Ersatzkaffee ausspülten. Einige tauchten sogar ihren Rasierpinsel in diese schwarze, mit Süßstoff versetzte Tinktur, die - ihrem eigentlichen Zwecke entsprechend - innerlich angewendet, herzlich wenig Genuss bot.

Doch alle diese offenkundigen Mängel vermochten meine Freude über den Platzwechsel nicht zu beeinträchtigen; denn viel wichtiger war es mir, dass ich hier rasch guten Kontakt zu den Kameraden fand. Zwar waren wir in Wesen und Charakter recht verschiedenartig ausgeprägt, hielten aber von Anfang an gut zusammen und gelangten ohne ernsthafte Zerwürfnisse oder gar unkameradschaftliche Akte über alle Runden, die noch folgen sollten.

14. Batterie-Alltag

Nach dem Umzug in die Baracken setzte endlich ein geregelter Dienstbetrieb mit einem geordneten Tagesablauf ein. Ehe ich in meiner chronologischen Berichterstattung fortfahre, möchte ich schildern, wie ein Tag in der Kleinpösnaer Flakstellung für gewöhnlich ablief.

Punkt 7 Uhr trillerte der UvD vor sämtlichen drei Baracken und ließ die bekannte Aufforderung folgen: "Luftwaffenhelfer aufstehen!" Die Reaktion auf diesen Ruf richtete sich ganz nach der Person des jeweiligen UvD. Hatte z.B. der Uffz. Gentzsch vom FuMG, der als besonders 'scharfer Hund' galt, die gelbe Schnur um, sprangen alle Mann unverzüglich aus den Betten. War es aber der schlaksige Uffz. Busch von der Geschützstaffel, ein Bauernsohn aus der Wurzener Gegend, fühlte sich kein Mensch bemüßigt, schon am frühen Morgen mit Geschwindigkeitsrekorden aufzuwarten. Wenn uns dieser sächsische Gemütsmensch beim Betreten der Baracke noch samt und sonders in den Betten liegend vorfand, polterte er nur ein wenig ungehalten, eher besorgt in aufmunternder Absicht los:

"Nu awer offsteh'n, meine Härrschaften, damit'r mir blooos nich zu späde zum Abbell gommt!"

Einige aus meiner Baracke hatten folgende Taktik entwickelt: Sie erhoben sich zwar sogleich nach dem Weckruf, warteten, bis der UvD den Raum verlassen hatte, und hauten sich danach noch für fünf bis zehn Minuten aufs Ohr. Allerdings konnten wir uns ohnehin nicht alle zugleich waschen, besaßen wir doch nur eine einzige Blechwaschschüssel in der Baracke. Die zur Verfügung stehende Wassermenge war streng kontingentiert: Vier Mann mussten sich in eine Zinkkanne teilen. Wir hatten uns einen genauen Waschplan ausgearbeitet. Danach frühstückte ich stets vor dem Waschen. Ein Viertel vor 8 Uhr mussten die Betten gebaut, der Tisch abgeräumt und die Dielen gefegt sein. Der Stubendienst verfuhr dabei nach folgendem Rezept: Er nahm ein Kochgeschirr voll Allzwegkaffee, sprengte damit den Fußboden und kehrte Krümel und Staub zusammen, die er draußen vor der Baracke dem Spiel der Winde übergab. Der Rest, der durchaus nicht auf die Schaufel wollte, verschwand in einer Spalte des Fußbodens, deren Aufnahmevermögen unbegrenzt erschien. Mit dem Ausfegen wechselten wir uns von Tag zu Tag ab. Im übrigen musste aber jedermann ein festes Amt wahrnehmen: Petermann, den wir einmütig zum Stubenältesten erkoren hatten, trug die Verantwortung für das Ganze. Außerdem heizte und betreute er den Ofen. Redslob und Mittelbach holten gemeinsam Briketts und übriges Feuerungsmaterial von der Ausgabestelle im Dorf. Weber schleppte früh eine Zinkkanne mit dem schon erwähnten Kaffee herbei und mittags die Vorsuppe. Lott und Bauer betätigten sich als Wasserträger. Pohle brachte mittags vier Kochgeschirre mit Essen von der Küche und abends nach Dienstschluss die Abendsuppe bzw., wenn es keine gab, noch einmal Kaffee, während ich mittags die restlichen Kochgeschirre und abends die Kaltverpflegung besorgte. Diese Ämterteilung bewährte sich vorzüglich. Und wenn einer mal aus Urlaubs- oder sonstigen Gründen ausfiel, sprang stets ein anderer bereitwillig für ihn ein.

Ein Viertel vor 8 Uhr traten sämtliche Flakhelfer vor den Baracken an. Kurt Pfau als Stubenältester der 1. Baracke und zugleich Kameradschaftsältester unseres gesamten Haufens übernahm, sofern sich nicht schon unser Betreuungsunteroffizier eingefunden hatte, das Kommando und führte uns zu dem vor der Kantinen-Baracke gelegenen Appellplatz. Zu gleicher Zeit kamen die Flakkanoniere aus ihren Baracken bzw. ihren Unterkünften im Dorf herbei. Dann ließ der UvD die gesamte Batterie antreten, ausrichten und durchzählen. Auch die kriegsgefangenen Russen, z.T. schwarzsträhnige mongolide Gestalten mit breiten Backenknochen, mussten dem Appell mit beiwohnen. Nach üblichem Muster meldete der UvD dem Spieß die Mannschaftsstärke, und dieser gab dann geschäftliche Mitteilungen, Batteriebefehle u. dgl. bekannt und führte Anzugskontrol-

len durch, bei den Kanonieren weniger genau als bei uns Luftwaffenhelfern. Um oder kurz nach 8 Uhr erschien dann - als Krönung der ganzen Prozedur - der Chef oder Ltn. Grißhammer. Manchmal kamen auch beide gemeinsam, gaben den Tagesdienst bekannt und ließen die Batterie wieder wegtreten.

Für uns von der Messstaffel sah der Plan während der ersten Vormittagshäfte meist theoretischen Dienst in der B-1-Baracke vor. Das konnte sein: Flugzeugerkennungsdienst, bei dem wir die verschiedenen deutschen und feindlichen Flugzeugtypen unterscheiden lernen sollten, ferner Flakschießlehre oder Gerätelehre. Diese theoretische Ausbildung besorgte vorrangig Uffz. Fettelschloß vom Kommandogerät, ein langer, schmaler, etwas farblos wirkender, doch nicht unsympathischer Rheinländer. Anfangs lauschten wir seinen Erklärungen noch mit einem gewissen Interesse, langweilten uns später aber entsetzlich über die endlosen Wiederholungen. Die Obergefreiten, Gefreiten und Kanoniere der Messstaffel hatten solche Unterweisungen z.T. schon mehr als zwei Jahre lang über sich ergehen lassen müssen, ohne dadurch aber merklich klüger geworden zu sein. Manchmal gaben sie Antworten zum Davonlaufen. Etwas Stureres als ein altgedienter Obergefreiter bei der Flak erschien uns damals kaum vorstellbar. Oberwachtmeister Kretzschmar, der als Messstaffelleiter häufig den Unterricht beaufsichtigte, konnte sich über solche passive Resistenz mörderisch erbosen und bombardierte die alten Hasen mit gesalzenen Berliner Schusterjungenausdrücken, durch die sie sich aber in keiner Weise aus ihrer Ruhe schrecken ließen. Dieser Kretzschmar spielte gar zu gern auf der Klaviatur seiner Schnodderigkeit und gefiel sich in seinen pfiffigen Witzen, die vor dem Ordinären oft nicht Halt machten. Dabei war das Rücksichtslose in seiner Wesensart ebensowenig zu verkennen wie der beinahe verbissene Bildungs- und Aufstiegsdrang, der ihn beflügelte. Auch sein äußeres Erscheinungsbild vermittelte keinen unbedingt gewinnenden Eindruck. Sein mühsam auf Taille gepresster Rumpf trug einen mächtigen Eckschädel mit einer auffallend hohen Stirn, deren imposante Wölbung einem Olympier alle Ehre gemacht hätte, wenn nicht der spärliche Ringellockenwuchs seiner hellen Haare, die etwas roh zugeschnittene Stumpfnase sowie seine häufig zu breitmäulig-frivolem Feixen verzogenen Mundpartien den Eindruck des Erhabenen gänzlich ins Gegenteil verkehrt haben würden. Vor dem Kriege soll Kretzschmar mit einem kleinen Speditionsdreirad durch die Reichshauptstadt gezuckelt sein. Beim Kommiss hatte er es immerhin schon zum Oberwachtmeister und Anwärter auf den Leutnantsrang gebracht. Sein Verhalten uns Oberschülern gegenüber besierte jedoch auf gewissen Minderwertigkeitskomplexen, die unterschwellig in seinem Inneren rumoren mochten. Immer wieder bedrängte er uns mit sog. Bildungsfragen, die uns heute geradezu lächerlich erscheinen wollen, dieser etwa: "Was für ein berühmtes Buch hat Reichsleiter Alfred Rosenberg geschrieben?" Sobald er einen von uns mit seinem lexikalisch Zusammengelesenen auf das Glatteis geführt hatte, gebärdete er sich wie ausgelassen und triumphierte mit unverhüllter Schadenfreude: "Mann, wo bleibt hier Ihre höhere Schulbildung?!" Uns stand es ja nicht zu, Revanche zu nehmen und 'Bildungsfragen' an ihn zu richten.

Nach den theoretischen Unterweisungen kam die praktische Geräteausbildung an die Reihe. Der für die Umwertungs-Mannschaft verantwortliche Unteroffizier hieß Eigenmann und war eine echte Münchener Type. Er versuchte, uns mit viel Wortschwall und echt bajuwarischem Temperament die Funktionen des Malsi-Gerätes begreiflich zu machen, obwohl wir darüber schon in Thekla ausgiebige Instruktionen genossen hatten. Wenn er wild in der Luft herum gestikulierte und mit den Händen über die Plantrapezlinien fuhr, unterliefen ihm hin und wieder Versehen und Ungenauigkeiten. Er konnte es aber für den Tod nicht ausstehen, wenn wir ihn darauf aufmerksam machten, und erging sich dann in geradezu ausfälligen Wendungen wie:

"Herrgott-Sakra-Kreizdonnerwetter noch a-moal. I' hau Dir gleich ein paar in die Foatzen, sau-junger Spund, damischter Du, net-woar! Wenn i' rede, rede halt i', und Ihr habt mir da-dabei nicht reinzuquatschen, net-woar!"

Solche grobgewirkten Redeergüsse vermochten Eigenmann allerdings nicht

gerade in den Rang einer Respektsperson zu erheben. Seines ewigen "Net-woar" wie auch seines scharf geschnittenen Profils wegen, das lebhaft an dasjenige eines damals bekannten Wiener Filmkomikers erinnerte, hatten wir ihm den Spitznamen 'Moser' verliehen. Von Beruf war er Dekorateur. Er stand, sofern ich mich recht erinnere, im 37. Lebensjahr, wiewohl seine faltigen und schon etwas verlebten Gesichtszüge auf gut zehn Jahre mehr deuten mochten. Gleich Kretzschmar versuchte er fortwährend, uns gegenüber seine vermeintliche Überlegenheit unter Beweis zu stellen, was ihm freilich noch viel schlechter gelang als jenem. Denn im Unterschied zu Kretzschmar verfügte Eigenmann über eine wesentlich dürftigere geistige Kapazität. Erleben musste man den cholerischen Poltrian aber bei der Leitungsprobe mit der Untergruppe, wenn sich am anderen Ende der Strippe eine weibliche Stimme aus der Schar der dort eingesetzten Nachrichtenhelferinnen meldete, wie er da plötzlich in den sanftesten Tönen zu säuseln und zu turteln begann:

"Aber gewiss doch, mein süßes Fräuleinchen, net-woar? - Bittschön, a, i bitt' halt recht schön, mein Engel ..."

Auf weibliche Herzen schien er es überhaupt mächtig abgesehen zu haben. Wenn er sich sonntag mittags in 1. Garnitur zum Stadtausgang begab, stolzierte er über den Lattenroststeg wie ein aufgeputzter Gockel.

Zur weiteren Besatzung des Malsi-Gerätes gehörten noch drei Gefreite, die aber nur sporadisch in Erscheinung traten, da sie meistens andere Dienste innerhalb der Batterie verrichten mussten.

Die letzte halbe bis dreiviertel Stunde des Vormittages verging mit Batterie-Exerzieren unter Ansmanns oder Grißhammers Leitung. An diesen Übungen nahmen Mess- und Geschützstaffel gemeinsam teil.

11.30 Uhr durften wir uns in unsere Baracken zurückbegeben. Petermann fachte sogleich den Ofen an, während wir übrigen unsere steif gewordenen Finger an den ersten Wärmestrahlen wieder biegsam zu machen versuchten. Dann nahm ich meine vier Kochgeschirre in die Hand und begab mich zum Küchenschalter. Die Mahlzeit bestand in der Regel aus einem 'Schlag' Gemüse oder Kraut, einem Stück Fleisch (meist sehr fettes Schweinefleisch) von ca. 50-100 g Gewicht und einer Kelle voll Einheitssauce. Dazu eine Portion Pellkartoffeln. Zweimal in der Woche gab es Eintopf, Salzkartoffeln dagegen höchstens sonntags. Anfangs nahmen wir die Pellkartoffeln noch mit, später aber verzichteten wir ganz auf ihren Genuss, bestanden sie doch fast nur aus Ausschussware. Außerdem erreichten sie unsere Baracke nach dem weiten Anmarschweg stets im bereits abgekühlten Zustand. Das immer reichlich vorhandene Kommissbrot musste deshalb als Ersatz herhalten. Als Küchenunteroffizier fungierte ein schon älterer rundlicher Warenhausbesitzer aus Wien mit goldenem Parteiabzeichen auf der Uniformjacke. Er hatte sich offenbar aus Altkämpfer-Idealismus freiwillig zum Wehrdienst gemeldet und war auf diesem recht nahrhaften und auskömmlichen Pöstchen hier in Kleinpösna gelandet.

Bis 14 Uhr dauerte die Mittagspause. Der Plan für die Zeit von 14 Uhr bis 16.30 Uhr sah unterschiedliche Dienste vor: manchmal Batteriedienst wie am Vormittag, manchmal Gasunterricht, Ordnungsdienst, Belehrung über Rang- und Dienstgrade bei der Wehrmacht, Singen und politische Schulung. In diesen Dingen unterwies uns in der Regel Betreuungsunteroffizier Schuldt. Dass er sich redlich bemühte, guten Kontakt mit uns zu bekommen, ließ sich kaum bestreiten. Er war intelligent, hatte Germanistik studiert und stand vor dem Eintritt in den höheren Schuldienst. Leider erwies er sich aber als ausgesprochen begeisterter Anhänger der nationalsozialistischen Bewegung. Wenn er seinem Wesen nach auch keinesfalls dem kleinbürgerlich-maulstarken braunen Bonzentyp zugerechnet werden konnte, reichte seine unbedingte Deutsch- und Hitlergläubigkeit doch offenkundig bis in die innerste Herzkammer. Die Idee der geschichtlichen Notwendigkeit des Krieges hatte ihn so durchdrungen, dass er uns im Singunterricht mit Vorliebe urwüchsige altdeutsche Landsknechtsweisen beibrachte. Und wenn wir dann in geschlossener Formation durch Kleinpösna marschierten, schmetterte es kraftstrotzend in den Äther:

"Landsknechtsleben, lustig Leben
in der Schenk' bei Tag und Nacht.
Sitzt ein fader Kerl daneben,
der nicht singt und der nicht lacht,
so schmeißt ihn 'raus!
Reines Haus
muss ein, ja muss ein Landsknecht haben!"

Kurz vor Weihnachten erhielt Uffz. Schuldt beim Morgenappell aus unersichtlichem Anlass vom Spieß einen groben Anranzer verpasst. Wenig später wurde er seiner Funktion als Betreuungsunteroffizier entbunden und zur Untergruppe versetzt. Vorübergehend übernahm sein Amt Uffz. Winkler, ein dunkelhaariger Wiener Brillenträger, der im übrigen noch die Telefonvermittlung beaufsichtigte. Er war von geringerem volkserzieherischen Wirkensdrange beflügelt als sein hagerer teutomanischer Vorgänger aus Pommern, überzeugte aber als kluger, bescheidener und ausgeglichener Charakter. Wir mochten ihn im Grunde alle recht gern, nannten ihn 'Franzel' wegen seiner ostmärkischen Herkunft und einer gewissen physiognomischen Ähnlichkeit mit dem Liederkomponisten Franz Schubert und bedauerten sehr, dass er nach kurzer Zeit dem sehr hölzern und unpersönlich wirkenden Unteroffizier Angerhofer Platz machen musste, dessen Name sich so langatmig aussprach wie der ganze Kerl beschaffen war.

Üblicherweise stand für die letzte halbe Stunde des Tagesdienstes "Putzen und Flicken" auf dem Plan, doch richteten wir uns in der 2. Baracke selten streng nach dieser Vorschrift. Hatte der Zeiger die fün fte Nachmittagsstunde erreicht, sammelte ich sämtliche Verpflegungskarten ein, nahm das Tablett vom Sims und begab mich zum Küchenschalter ins Dorf, um die Kalt-Furage abzuholen. Dort lud mir der 'Bulle' 4 Kommissbrote auf das Tablett, dazu Butter (meist jedoch nur Margarine), Wurst, manchmal auch Käse, einen Riegel Kunsthonig, statt des Kunsthonigs mitunter auch undefinierbare Mehrfruchtmarmelade. In der Baracke wieder angekommen, hatte ich mich sogleich um die gerechte Verteilung zu bemühen. Lediglich Brot galt - wie im Zustand des vollendeten Kommunismus - als Gemeingut. Es wurde auf dem Sims gestapelt. Jeder schnitt sich so viel davon ab, wie er zum Sattwerden benötigte. In der Regel blieb dann immer noch so eine Menge übrig, dass jeder Urlauber getrost ein ganzes Brot mit nach Hause nehmen konnte. An jedem zweiten Abend gab es außerdem noch Milchsuppe. In der Anfangszeit war sie stets sehr dick und nahrhaft, ließ später in ihrer Qualität aber merklich nach. Einige meiner Kameraden brachten von zu Hause noch recht opulente Sachen mit bzw. bekamen sie zugeschickt. Ich staunte manchmal, was da alles so zum Vorschein gelangte, Dinge, die bei meinen Eltern zu Hause im 5. Kriegsjahr längst von der Tafel verschwunden waren, wie Schinken, Speck, Südfrüchte, Schokolade, gute Kekse u. dgl. Petermann, der Bauernsohn aus Callenberg, erhielt die pfundigsten Pakete, ließ aber sehr bereitwillig auch uns übrige mit daran teilhaben.

Die offizielle "Freizeit" dauerte von 18.30 bis 20.45 Uhr. Da erledigten dann die einen ihre Post, andere draschen Skat oder auch das damals verbotene amerikanische Kartenspiel 'Pokern'. Obwohl ich über die für meine bescheidenen Verhältnisse teilweise schwindelerregend hohen Geldeinsätze rechtes Unbehagen empfand, beteiligte ich mich auch einige Male an diesem Vabanque-Spiel, glücklicherweise ohne einschneidende Verluste. Fast aller drei bis vier Tage hatte jeder Luftwaffenhelfer der Messstaffel während der Freizeit eine Stunde auf Flugwache beim B-1-Fernrohr zu stehen. Hin und wieder suchten wir auch die Kantine am Eingang der Batteriestellung auf, insbesondere um einen neuen Kasten mit 20 Flaschen Brambacher Sprudel abzuholen, der anstelle des widerlichen Ersatzkaffees beinahe ausschließlich unseren Flüssigkeitsbedarf deckte. Ansonsten gab es außer Briefpapier, Zahnpasta, Hautcreme u. dgl. in der Kantine kaum Wunderdinge zu erstehen, wenngleich der Kantinier, ein Obergefreiter und eingedeutschter Ostoberschlesier namens Schimbersky - scherzhaft 'Beutegermane' genannt - immer sehr geschäftstüchtig tat und beflissen wie ein

Gummimännchen herumsprang. Überdies war er stets emsig bemüht, in punkto militärischer Zackigkeit ein Übersoll zu erfüllen. Keiner konnte die Hacken mit solchem Elan zusammenreißen und seinen Namen mit solcher Flinkigkeit hervorsprudeln wie er. Läutete das Telefon in der Kantine, dann surrte im Blitzteil einer Sekunde die Antwort in die Muschel: "Kantinoberrrschimbersky".

Zapfenstreich, abendliches Stubenreinigen und Abnahme durch den UvD gestalteten sich ähnlich wie in der Paunsdorfer Kaserne. Die Baracke im vollendet gereinigten Zustand zu präsentieren, war allerdings ein Ding der Unmöglichkeit; denn jeder Ankömmling aus dem Dorf oder aus der Batterie schleppte unweigerlich erst einmal eine gehörige Ladung Dreck in die Bude mit ein. Und Wasser hatte Seltenheitswert. Dafür benahmen sich die Vorgesetzten im allgemeinen wesentlich nachsichtiger als jene grimmigen Ausputzer, welche uns in der Kaserne manchmal das Leben zur Qual gemacht hatten.

15. Die Wochenenden

An jedem Sonnabend nach dem Mittagessen galt es freilich, allen Eifer an die Generalreinigung zu wenden. Da schafften wir zunächst erst mal alles, was nicht niet- und nagelfest war, aus der Baracke ins Freie und rückten Betten und Spinde ab. Eine Abordnung von drei Mann holte im rollenden Einsatz Wasser von der nächstgelegenen Pumpe in Kleinpösna, Petermann und Mittelbach bewerkstelligten innen das Ausscheuern und Schrubben allein, während die restlichen Leute draußen Tisch, Schemel und Wandbretter polierten und das Außenrevier von Papierresten und sonstigem Unrat säuberten. War alles blitzblank, brachten wir unsere Spinde in Ordnung. Nach 16 Uhr erschienen Ltn. Grißhammer und der Spieß zur Stubendurchsicht. Besonders ersterer nahm alles recht peinlich unter die Lupe und fahndete wie ein Kriminalist nach verborgenen Makeln, musste uns aber immer wieder bescheinigen, unsere Baracke sei entschieden die vorbildlichste. Inspizierte außer der Reihe Oberwachtmeister Kretzschmar unser Revier, so richtete er sein Augenmerk in erster Linie auf die beiden hinter den Baracken stehenden primitiven Holzklohäuschen und konnte sich nicht genug im Zorn darüber ergehen, wenn er auf den Deckelklappen Restspuren entdeckte, die von allzu eruptiven Entladungen des menschlichen Hinterausganges - vermutlich infolge nicht ganz ausgegarter und zu heißhungrig einverleibter Erbseneintopfgerichte - beredtes Zeugnis ablegten.
"Wenn man so etwas sieht, bezweifelt man, sich unter gebildeten Menschen zu befinden", schnaubte er und fügte bissig hinzu: "Na, ich werde Euch noch lehren, in eine Flasche zu scheißen."

War die Stubendurchsicht am Sonnabend nachmittag überstanden und hatte man nicht noch auf Flugmeldeposten zu stehen oder Strafexerzieren zu absolvieren, konnte man sich seinen Freizeitbeschäftigungen hingeben, wobei man aber den Batteriebereich nicht verlassen durfte.

An Sonntagen weckte uns der UvD eine Stunde später als an Wochentagen. Um 9 Uhr erteilte der Batteriechef in der Kantine oder im Gasthofssaal vor der gesamten Mannschaft eine Stunde Unterricht über politische Gegenwartsfragen. Viel mehr als eine trockene Zeitungsschau brachte er dabei allerdings selten zustande. Mindestens einmal im Monat schloss sich noch eine sog. Belehrung an, d.h. eine auf offizielle Anordnung erfolgte Aufklärung über Art und Umfang feindlicher Spionage- und Sabotageaktionen. Nach Stundenschluss musste jedermann durch eigenhändige Unterschrift bekräftigen, für den betreffenden Monat 'belehrt' worden zu sein.

Zwischen 11 und 12 Uhr konnten wir die schmutzige Wäsche in der Kammer umtauschen. An den Nachmittagen blieben wir unbehelligt. Da machten wir es uns in unserer Baracke so behaglich wie es sich nur einrichten ließ. Wer nicht skatete, Briefe schrieb oder las, schaute durchs Fenster über das flache, in winterlicher Düsternis dahindämmernde Leipziger Land. Nur selten rumpelte mal ein Ochsenkarren über die Landstraße, während motorisierte Fahrzeuge so gut wie gar nicht vorbeikamen. Wenn ich mein Auge über dieses einförmige und abgeschiedene Gefilde schweifen ließ bis hin zur bewaldeten Kuppe des Brandiser Kohlenberges oder bis zu den Vorstadthäusern von Leipzig, dann tränkte es sich immer wieder mit Sehnsucht nach einem freien, ungebundenen und heiteren Dasein, das indessen in so weite Ferne entrückt zu sein schien wie im Augenblick die Gegenden jenseits der Linien des Horizontes.

Häufig erschien am späten Sonntagnachmittag Leutnant Grißhammer in unseren Baracken, um eine zwanglose Unterhaltung mit uns zu führen. Ich freute mich im Grunde sehr darüber, dass sich auf diese Weise die Batterieleitung bemühte, eine menschliche Verbindung zu ihren Luftwaffenhelfern herzustellen, und dass sie uns offenbar nicht ausschließlich nur als nützliche Hilfskräfte bewerten und behandeln wollte. Es war erstaunlich, über welche vielseitige

Allgemeinbildung Grißhammer verfügte und wie er allen möglichen Dingen und Problemen des Daseins mit jugendfrischer Unbekümmertheit zu Leibe rückte. Besonders interessierte er sich für unsere beruflichen Wünsche und Pläne. Einmal hatte ich mich gerade in eine philosophische Einführung vertieft - wohl auf Grund der Anregungen, die uns der Deutschunterricht in der letzten Oberschulklasse vermittelt hatte -, als Grißhammer zu uns stieß. Er verwickelte mich sogleich in ein kleines philosophisches Gespräch, dem ich von meiner Seite freilich nicht allzu Gewichtiges beizusteuern hatte. Anschließend empfahl er mir, doch mal die Bücher von Johannes Keßler, insbesondere dasjenige mit dem Titel "Ich glaube an den Sinn des Lebens", zu lesen. Diesen Ratschlag solte ich - allerdings erst zu einem späteren Zeitpunkt - tatsächlich befolgen, übrigens zu nachhaltigem inneren Gewinn.

Manche Kameraden waren von Grißhammers Besuchen allerdings sehr wenig erbaut. Denn trotz der zwanglosen Form der Unterhaltungen ließ er uns doch immer wieder den tiefen Abgrund zwischen ihm, dem Offizier, und uns, der noch unfertigen und unqualifizierten Flakhelferschar, spüren. Zwar glaube ich, dass ihm dabei weniger die persönliche Eitelkeit beflügelte als vielmehr die Absicht, das Standesbild des Offiziers ganz generell in ein Glanzlicht zu rücken und uns anzuspornen, diesem Idealbild mit allen Kräften nachzueifern, doch hätte er zweifellos besser getan, auf solche Fassadenwerbung ganz zu verzichten und statt dessen zu versuchen, in uns keine Täuschungen über die tiefgreifende Problematik des Soldatseins in dieser Zeit aufkommen zu lassen. Hierzu dürfte es ihm selbst aber noch an Einsicht, Reife und echter Erfahrung gemangelt haben.

16. Schulbücher holen

Ende November hieß es: Jetzt wird es ernst; der Schulunterricht beginnt in Kürze. Ltn. Grißhammer hatte zunächst den Thüringern in zwei Schüben einen 48-stündigen Sonderurlaub mit der Auflage erteilt, ihre Schulbücher herbeizuholen. Anschließend kamen wir Waldenburger an die Reihe, um derselben Pflicht zu genügen. Laut Plan sollte ich vom Mittwoch, 1. Dezember, bis Freitag, 3. Dezember, beurlaubt werden. Der Mittwoch aber begann und verrann, ohne dass sich das geringste Anzeichen auf den bevorstehenden Urlaub zu erkennen gab. Den geschlagenen Nachmittag hatten wir anstrengenden Arbeitsdienst zu verrichten, mussten bei kaltem, regnerischem Wetter mit klammen Fingern zerbrochene Lattenroste flicken und Holzbalken schleppen. Ich hatte mir einen regelrechten Muskelkater geholt. Aber weder Ltn. Grißhammer noch Oberwachtmeister Kretzschmar, beide an diesem Tag besonders schlecht gelaunt, gaben den geringsten Pardon. Erst gegen 17 Uhr geruhte der Herr Leutnant, die vorbestimmten Urlauber aufzurufen und zum Abholen der Scheine nach der Schreibstube zu beordern. In Blitzesschnelle warf ich mich in meine 1. Garnitur, packte die nötigen Sachen zusammen und raste zur Schreibstube. Dort erklärte jedoch der Spieß in aller Seelenruhe, wir müssten uns noch eine Stunde gedulden, die Scheine hätten noch nicht fertiggestellt werden können. Wir Betroffenen schimpften aufgebracht, stand doch nun ernstlich in Frage, ob wir den letztmöglichen Zug um 21.03 Uhr noch erwischen würden.

Ich ließ mir in der Zwischenzeit vom Batteriefrisör um Grißhammers willen rasch noch die Haare auf Streichholzlänge stutzen. Dann wartete ich mit den anderen erneut voller Ungeduld im Treppenhaus vor der Schreibstube. Endlich ließ der Spieß jeweils drei Mann zu sich ein und händigte ihnen die Papiere aus, wonach sie unverzüglich abschwirrten, die einen nach Engelsdorf, die anderen nach Holzhausen. Ich wurde zusammen mit Edgar Pohle und dem Langenchursdorfer Schmidt abgefertigt. In geradezu ungestümem Tempo marschierten wir von Kleinpösna los und erreichten bereits nach einer knappen Dreiviertelstunde die Straßenbahnendhaltestelle in Engelsdorf. Zu unserer Bestürzung fuhr uns die Bahn jedoch gerade vor der Nase weg. Bis zur Abfahrt des nächsten Wagenzuges vergingen 20 qualvolle Minuten des Wartens. Und dieser verkehrte ausgerechnet nur bis Paunsdorf, wo wir weitere 10 Minuten verharren mussten. Rasende Ungeduld brachte uns fast um. Der Uhrzeiger wies bereits auf 20.30 Uhr. Sollten wir dazu verurteilt sein, die Nacht in Leipzig zubringen zu müssen? Endlich der Augustusplatz in Sicht. Nach Uhrzeit genau 21 Uhr. Die Straßenbahn bog in die Brühlstraße ein. Kamerad Pohle konnte vor Aufregung die nächste Haltestelle, an der wir auszusteigen hatten, nicht mehr abwarten und sprang, als er durch eine Seitenstraße plötzlich die Fassade des Hauptbahnhofes gewahrte, mitsamt Koffer in einem tollkühnen Satz aus der fahrenden Straßenbahn. Zum Glück geschah kein Unfall. Und zum Glück war auch der Eisenbahnzug noch nicht abgefahren, als wir beiden weniger Wagemutigen ihn erreichten, obgleich er fahrplanmäßig bereits vor fünf Minuten die Halle hätte verlassen haben müssen.

Zur nun schon gewohnten Nachtstunde nach Fußmarsch von Glauchau musste ich meine Eltern aus dem Schlaf trommeln. Am Donnerstag vormittag schlief ich mich gründlichst aus. Am Nachmittag unternahm ich mit meinem Vater einen kleinen Spaziergang durch den mit einer leichten Schneedecke überzogenen Grünfelder Park. Als in der fünften Stunde meine Mutter vom Lazarett heimgekehrt war, zündeten wir das erste Licht des Adventskranzes an, desgleichen die Kerzen der holzgeschnitzten erzgebirgischen Figuren und der Transparente. Dazu stimmten wir die schönen alten adventlichen Weisen an, die alle Jahre wieder neu das Herz mit Vorfreude und Erwartung füllen. Leider unterbrach ein kurzer Fliegeralarm diese trauliche Stunde. Dafür machten wir es uns nach dem Abendessen noch einmal richtig gemütlich. Mein Vater las ein paar

ulkige Humoresken aus kaiserlicher Zeit vor, während meine Mutter aus der letzten Trinkbranntwein-Zuteilung einen wohlschmeckenden Grog gebraut hatte, der uns prächtig von innen her erwärmte und in eine fast unbeschwerte Stimmung versetzte. Allerdings überkam mich bald eine bleierne Müdigkeit, die mich früher ins Bett zu steigen zwang als ursprünglich geplant war.

Am Freitag nachmittag des 3. Dezembers traf ich mich vereinbarungsgemäß mit Schmidt und Pohle am Waldenburger Bahnhof. Gemeinsam fuhren wir nach Leipzig zurück. Bis ins Altenburgische lag noch Schnee. Dann breitete sich die Dunkelheit aus, ohne jedoch das Land, welches wir mit fliegendem Dampf durcheilten, in starre Schwärze zu tauchen. Geradezu gespenstig leuchteten unzählige mattblaue Lichter an mächtigen Holzgerüsten bei Böhlen. Sie sollten den feindlichen Flugzeugen eine Werkanlage vortäuschen, um das eigentliche Braunkohlenhydrierwerk zu tarnen. Über den Himmel kreisten unablässig die Kegel der Scheinwerfer. Gegen 19 Uhr trafen wir im Hauptbahnhof ein, stiegen in die Straßenbahn und rollten über den Augustus- und Johannesplatz nach den östlichen Vororten, wobei ich die schier endlosen unversehrten Häuserreihen an meinem Auge vorüberrinnen ließ. Von Engelsdorf aus nahmen wir uns für die Reststrecke nach Kleinpösna ein wenig mehr Zeit als vor zwei Tagen in umgekehrter Richtung. Auf einer Grabenbrücke verhielten wir sogar für eine kurze Weile den Schritt, lehnten uns gegen das Geländer und schauten zu dem sternenübersäten, tiefklaren Himmel auf, während um uns das weite, vom milden Schein des Mondes beglänzte Auengefilde dem kommenden Tag entgegenträumte und nichts von Kriegsgeschrei und Völkermorden ahnen ließ.

Als wir gegen 21 Uhr unsere Baracke erreicht und die Kameraden begrüßt hatten, verstauten wir rasch unsere Sachen und wickelten uns unverzüglich in die Decken zur Nachtruhe.

17. Lodernder Himmel

Am 4. Dezember gegen 3 Uhr morgens rüttelte jemand wie besessen unter unverständlichem Gebrüll an unserer Barackentür. "Nanu, was ist denn los?" räkelte sich einer von uns vom Strohsack hoch und horchte gespannt nach draußen, während die anderen unbeteiligt liegen blieben.

Die Antwort war ein noch verzweifelteres Rütteln und dann der unüberhörbare Ruf: "Feuerbereitschaft! Los! Los! Los! Mensch, alles raus! Feuerbereitschaft!"

Mit einem Satz sprangen wir aus den Decken, warfen uns in die Sachen und sprinteten - z.T. noch nicht fertig angezogen - nach draußen.

"Um diese ungewöhnliche Zeit Fliegeralarm? Und gleich Feuerbereitschaft? Doch noch nie dagewesen," so fuhr es uns durch den Kopf, wiewohl keine Sekunde zu weiterem Nachdenken verblieb.

Schon heulten sämtliche Leipziger Stadtsirenen schauerlich durch die Nacht. Dazu vernahmen wir in der Ferne erste Detonationen. Und von der B 1 wetterte uns Oberwachtmeister Kretzschmar mit gellender Stimme entgegen: "Los, los, los, ihr faulen Säcke! Seid ihr denn wahnsinnig, so lange zu trödeln!"

Im Malsizelt tobte Uffz. Eigenmann im gleichen Sinne. Kurze Leitungsprobe mit den Geschützen. Dann überbrachte der den Flaksender abhörende Obergefreite die Meldung: "Konzentrischer Anflug starker Feindverbände von Norden und Westen auf Leipzig."

Wenige Augenblicke später tönte draußen die Stimme von Oberltn. Ansmann: "Alles bereithalten! 'Christbäume' werden über der Stadt gesetzt." (Als Christbäume bezeichnete man die von feindlichen Flugzeugen abgeworfenen, aus vielen kleinen Lichtstäbchen sich zusammensetzenden Kaskaden, die langsam zu Boden sanken, dort eine Zeit lang weiter brannten und so den nachfolgenden Flugzeugen oder Flugverbänden als Markierung dienten.)

Und dann brach das volle Ungewitter herein. Die schwere Eisenbahnflak von Engelsdorf rumste als erste los, während Wogen dumpfer Sprengbombendetonationen immer bedrohlicher heranrollten. Unser FuMG fasste, sofern seine Peilung nicht durch Störfolien-Abwürfe beeinträchtigt wurde, ein Feindziel nach dem anderen auf. Unaufhörlich jagten die Salven unserer Geschütze in den Himmel. Das Trapeznetz auf dem Malsitisch war in Kürze mit Linien nur so überzogen. Ob die Untergruppe da überhaupt noch nachkommen konnte? Das dünne Finnenzelt ächzte und schwankte unter den Druckwellen der Abschüsse. Mehrfach drohte das Licht zu verlöschen. Draußen registrierte man zwei Abstürze feindlicher Bomber. Ob sie auf unser Konto kamen, wer wollte das bei dem tollen Durcheinander genau feststellen? Der sonst so verschlossene Oberleutnant Ansmann war hellwach und gab trotz des furchtbaren Dröhnens und Krachens ohne eine Spur von Nervosität sehr klare und genaue Befehle. Nach den Berichtsfetzen, die von draußen in unser Zelt drangen, musste es Leipzig verheerend gepackt haben. Fast zwei Stunden lang tobte der Angriff in unverminderter Heftigkeit. Erst gegen 4.45 Uhr schickten sich die Feindverbände zum Rückflug an. Eine halbe Stunde später folgte die allgemeine Entwarnung. Unsere Batterie hatte insgesamt 550 Schüsse abgefeuert. In Anbetracht dieses außergewöhnlichen Einsatzes verfügte Ansmann, uns zwei Stunden später wecken zu lassen.

Als wir über die Felder zu unserer Baracke zurückgingen, bot sich uns am westlichen Horizont ein furchtbarer Anblick dar. Der ganze Himmel stand in Flammen. So mussten Sodom und Gomorra untergegangen sein, durchschauerte es mich. Doch konnte ich den Blick so schnell nicht wenden vor Erschütterung und Entsetzen. Gestern abend noch durch die unversehrten Straßen gefahren - und wenige Stunden später die ganze große Stadt eine einzige rauchende Feuersbrunst. Wie würde es jetzt in diesem Inferno meinen hilflosen alten Großeltern und all den anderen Verwandten ergehen? Mit aufgerissenen Augen starrte ich in das Feuermeer und hoffte insgeheim noch immer, das grauenvolle, wie ein endzeitliches Gericht hereingebrochene Geschehen sei nur eine Täuschung, ein böser Traum, aus dem es ein befreiendes Erwachen geben könne.

Am nächsten Morgen hüllte ein stickiger, brandiger Nebel die ganze Ebene ein. Wir konnten nicht einmal bis Engelsdorf sehen. Das Erlebnis des Großangriffs auf die Reichsmessestadt hatte auch auf die meisten meiner Kameraden wie ein Schock gewirkt, zeigten sie sich doch den ganzen Tag über recht einsilbig und trugen nachdenkliche Gesichtszüge. Unsere Vorgesetzten und die älteren Flakkanoniere schien das Bombardement hingegen nur wenig und gewissermaßen nur als militärtechnische Angelegenheit berührt zu haben, was mich innerlich empörte. Nun, sie waren vom Rheinland her schon allerhand gewohnt und daher in einem erheblichen Grade abgestumpft. Vielleicht fanden es einige sogar als ganz in Ordnung, dass das bislang noch unversehrte Sachsen auch einmal den Luftterror zu spüren bekommen hatte. Unglücklicherweise war ich beim nachmittäglichen Strafdienst - aus welchem Grunde, weiß ich nicht mehr - mit "d'beii" und fühlte mich, nachdem uns der Spieß eine Stunde lang im qualmigen Nebel über holprige Äcker und gefrorene Maulwurfshügel gejagt hatte, wie zerschlagen. Auf der Straße zwischen Kleinpösna und Hirschfeld sahen wir mehrfach Ausgebombte mit ihrer geretteten Habe auf Handwagen oder Fahrrädern dahinziehen. Zu später Abendstunde zeichnete sich erneut der Feuerschein des brennenden Leipzigs auf dem westlichen Horizont ab.

Wie der Übersicht "Deutsche Städte im Luftkrieg 1942-1945" in dem Buch "Die Flakhelfer" von Hans-Dietrich Nicolaisen (Berlin usw.: Ullstein 1981) auf Seite 262 zu entnehmen ist, hatten in der Angriffsnacht des 4. Dezember 1943 527 Feindmaschinen die Reichsmessestadt angeflogen und eine Bombenlast von 1 382 t. auf sie abgeworfen.

18. Durch das Trümmermeer

Die quälende Ungewissheit über das Schicksal meiner Leipziger Verwandten, insbesondere über dasjenige der Großeltern, hatte mich den ganzen Sonnabend über nicht zur Ruhe kommen lassen. Da zwei meiner Kameraden dieselbe Sorge um ihre Angehörigen teilten, fassten wir uns ein Herz, rückten am Sonntag vormittag gemeinsam zum Spieß und beantragten für den Montag Stadtausgang. Er wurde uns anstandslos bewilligt. Wir durften uns am Montag früh gleich nach dem Morgenappell abmelden und uns auf den Weg machen.

Als wir im Lichtschein der steigenden Sonne auf Engelsdorf zuschritten und die mit filigran-feinem Rauhreif überzogenen Pappeln in aller Pracht glitzern sahen, glaubten wir uns fast in ein Märchenland versetzt, - und doch bestimmte uns ein ganz anderer, ganz wirklichkeitsharter Anlass, heute diesen Weg zu gehen. Als wir am Engelsdorfer Gasthof eintrafen, erfuhren wir, dass der gesamte Straßenbahnverkehr wegen völliger Zerstörung des Leitungssystems hatte eingestellt werden müssen. Doch spürten wir wenig später in Nähe der Schule einen privaten Bus auf, der uns kostenlos bis zur 'Grünen Schänke' mitzunehmen versprach. Er brauste mit flottem Tempo los. Unter der kräftigen Sonneneinstrahlung schimmerte und spiegelte die Asphaltdecke. Es war ein Tag, der zum Wandern hätte locken können, doch schenkten wir dem äußeren Rahmen kaum Beachtung, sondern lauschten vielmehr atemlos den Berichten der übernächtig und verstört dreinschauenden Mitfahrenden. Was hatten diese Menschen doch Schreckliches in der Nacht vom 3. zum 4. Dezember erleben und durchstehen müssen!

In Paunsdorf gewahrten wir die ersten schweren Zerstörungen. Ganze Häuserreihen waren in Ruinen verwandelt. Die Werkshallen der großen Mansfeldschen Maschinenfabrik lagen in Trümmern. Je mehr wir uns der Innenstadt näherten, desto verheerender sahen die Straßen aus, z.T. waren sie wegen Schuttmassen nur einseitig befahrbar, z.T. wegen völliger Verschüttung und Blindgängergefahr ganz gesperrt. Mehrfach musste der Bus scharf stoppen. Überall bahnten sich aufgescheuchte Menschen mit mühsam geretteter Habe einen Weg durch die Ruinen.

Beim Kreuzungspunkt 'Grüne Schänke' hieß es: "Alles aussteigen!" Das Fahrzeug hätte ohnehin nicht weitergelangen können. Zu Fuß suchten wir nunmehr den Hauptbahnhof anzusteuern. Unentwegt mussten wir über zerborstene Ziegel, Mauerreste, Glassplitter und niedergerissene Leitungsdrähte steigen. In der Kohlgartenstraße hatten ausnahmslos alle Häuser Bombentreffer erhalten. Einige waren bis auf den Grund niedergebrannt und zerstört, andere wieder hatten ihre äußere Fassade zwar bewahrt, doch im Inneren dafür schwere Brandschäden aufzuweisen. An mehreren Stellen schwelten immer noch Brände. Überall mühten sich die Bewohner ab, noch irgendwelche Habseligkeiten unter den Trümmern hervorzuklauben. Da liefen sie dann mit Dingen umher, die nebensächlich erscheinen mochten, wie zerbeulten Gießkannen, Ofenrohren und Waschbecken. Einige hatten auf ihre Handwägelchen erheblich angekohlte Möbelstücke geladen, um damit aus dem Chaos zu einem der verschonten Vororte zu gelangen. Wir sahen die eigenartigsten Bekleidungskombinationen: Frauen in Knickerbockerhosen, Männer in SA-Uniform und einem Salonhut als Kopfbedeckung. Doch wer hätte darüber lachen können? Die vergrämten Gesichter sprachen Bände. Mehrfach beobachteten wir, wie sich überhängende Mauerbrocken lösten und mit Donnergepolter auf das Pflaster stürzten.

Nach mühsamem und kraftraubendem Hindernismarsch hatten wir endlich den Hauptbahnhof erreicht, der ebenfalls schwerste Beschädigungen aufwies. Die Westhalle war gänzlich gesperrt. Wir trennten uns an dieser Stelle. Ich wendete mich über den inneren Stadtbereich der Südstadt zu. Was ich unterwegs sah, versetzte mich in wachsende Erschütterung und verzweifelten Ingrimm. Fast alle Gebäude, die den Augustusplatz umsäumten, das Neue Theater, das

Hauptpostamt, die Universität und das Bildermuseum, waren ausgebrannt und ausgehöhlt. Von weitem schien es, als hätten sie den Terrorangriff unversehrt überdauert, doch sobald man sich genähert hatte, erkannte man, dass lediglich die Grundmauern und Fassaden stehen geblieben waren. Ein garstig-stickiger Brandgeruch lagerte noch über dem Rossplatz. Das Hotel Wartburg,in dem wir mehrere Male übernachtet hatten, als wir von Waldenburg nach Leipzig auf Besuch gekommen waren, musste es förmlich hinweggefegt haben. Nicht minder trostlos sah der Königsplatz aus. Je mehr ich nach Süden vorstieß, desto schlimmere Spuren der Verheerung traten mir entgegen. Die Bayerische Straße war unbegehbar, teilweise sogar die breite Südstraße (damalige Adolf-Hitler-, nachfolgend Karl-Liebknecht-Straße). Erst auf einem Umweg über die Kaiser-Wilhelm-Straße gelangte ich zur Kronprinzenstraße, wo ich in wachsender Erregung dem großelterlichen Haus entgegenhastete. Als ich feststellte, dass hier jedes Haus Treffer abbekommen hatte, trieb mich die Sorge mit Riesenschritten vorwärts. Endlich kam Haus Nr. 85 in Sicht. Wie gewöhnlich traf der Blick zuerst die beiden Erkerfenster im 2. Stock. Aber - der Atem stockte mir - anstelle der freundlichen Biedermeiergardinen und der vorgestellten, sorgsam gepflegten Grünpflanzen, die mir sonst immer den Willkommensgruß entboten, starrten mir zwei schwarze gähnende Löcher entgegen. All die fröhlichen und unbeschwerten Stunden, die ich als Kind in diesen Räumen verlebt hatte, - hinweg, vorbei, nur noch ein Traum. Ich fühlte mich wie vor den Kopf geschlagen, obwohl ich an diesem Vormittag bereits einem Übermaß an Grauenvollem begegnet war. Doch dann regten sich wie gepeitscht die bangen Fragen: Sind die Großeltern mit dem Leben davongekommen? Wenn, was mag mit ihnen geschehen sein? Wo mögen sie stecken? Aus den Kreidenotizen an den Kellermauern ersah ich, dass sich die beiden Nachbarfamilien hatten retten können. Von meinen Großeltern entdeckte ich jedoch kein Lebenszeichen. Schließlich erfuhr ich von Inwohnern des Nachbarhauses, die gerade geborgene Möbelstücke auf einen Tafelwagen luden, dass sämtliche Mieter der 85 lebend aus dem Gebäude gekommen seien. Und ein Stein fiel mir vom Herzen.

Da ich aber nichts über den Zufluchtsort in Erfahrung bringen konnte, fasste ich den Entschluss, mich über die Andreaskirche, in deren Nähe Tante Klote wohnte, nach Connewitz, dem Wohnviertel meiner übrigen Verwandten, zu begeben. Der Backsteinbau der Andreaskirche war völlig auseinandergeborsten, der halbe Turm abgebrochen. Das Haus meiner Tante fand ich ebenfalls total zerbombt vor. Tante Klote selbst sei, wie mir Nachbarn versicherten, heil aus den Trümmern gekommen und zu ihrer Schwester nach Plauen gefahren. Ich suchte einen weniger hindernisreichen Weg nach Connewitz und hoffte, durch die Schrebergartenkolonie 'Zur Erholung' zügiger vorankommen zu können. Aber auch dort waren viele Einschläge und erhebliche Schäden an den Lauben, Zäunen und Hecken zu verzeichnen. Tante Gretes Haus in Nähe des Connewitzer Bahnhofes stand dagegen noch unversehrt. Leider traf ich in ihrer Wohnung keine Menschenseele an und konnte nur - verzweifelt darüber, dass meine Erkundigungsfahrt keine greifbaren Ergebnisse erzielt hatte - nach wiederholtem vergeblichen Klingeln einen Zettel in den Briefkastenschlitz werfen. Noch zu Onkel Richard in die Leopoldstraße zu eilen, verbot mir die schon zu weit vorgeschrittene Zeit, obwohl ich gerade dort, wie ich später erfuhr, meine Großeltern und alle übrigen Verwandten hätte antreffen können.

Die Riesenstrecke von der Grünen Schänke bis zum Connewitzer Bahnhof hatte ich restlos zu Fuß und dazu unentwegt über Trümmerfelder und auf mannigfachen Umwegen zurücklegen müssen. Zu meinem Glück entdeckte ich jetzt einen Sonderautobus, der - über Umleitungen freilich - bis zum Hauptbahnhof fuhr, so dass ich noch rechtzeitig am ausgemachten Treffpunkt auf meine Kameraden stieß, um mit ihnen zusammen den Rückweg nach Kleinpösna anzutreten. Die Bilder der zerstörten Großstadt, die an den Scheiben des Autobusses in raschem Wechsel, doch gleichbleibender Schrecklichkeit vorbeirannen, die rauchgeschwärzten Häuserruinen und eingestürzten Fronten, die trümmerübersäten Strassen und verhärmten Gesichter der Einwohner, ließen mich noch einmal das uner-

messliche Leid in seiner ganzen Tragweite verspüren. Doch zugleich entsann ich mich des Wortes, das vorher so unzählig viele in naiver, ja gedankenloser Gläubigkeit nachgebetet hatten und das jetzt nur noch wie bitterer Hohn schmekken konnte: "Alles haben wir unserem Führer zu verdanken."

Am Hauptbahnhof lief uns überraschend mein letzter Klassenlehrer, Herr Roßner, 'Knorz' genannt, über den Weg. Als Chemiker hatte er unverzüglich zum technischen Aufräumdienst von Waldenburg herbeieilen müssen. Jetzt sei er aber, wie er glaubwürdig bekundete, "mit den Nerven total fertig".

Meine Kameraden hatten, im Gegensatz zu mir, ihre Angehörigen sehen und sprechen können. Von Bombenschäden waren diese allerdings auch nicht verschont geblieben. Es bot sich leider keine andere Möglichkeit, als per pedes uns vom Hauptbahnhof nach Paunsdorf durchzuschlagen. Zuletzt zogen wir nur noch stöhnend unsere bleischwer gewordenen Stiefel über Pflaster und Geröll, um uns schließlich restlos erschöpft auf ein abgeschabtes Plüschsofa in einem Paunsdorfer Vorstadtrestaurant plumpsen zu lassen, wo wir - welch Wunder! - trotz nachmittäglicher Stunde sogar noch ein annehmbares warmes Gericht vorgesetzt bekamen, das uns sichtlich wieder zu Kräften kommen ließ. Erfreulicherweise verkehrte seit dem Mittag wieder die Straßenbahn zwischen Paunsdorf und Engelsdorf, so dass wir wenigstens diese Strecke fahrenderweise zurücklegen konnten.

Auf dem Rückmarsch von Engelsdorf nach Kleinpösna kreisten unsere Gedanken und Gespräche noch immer ausschließlich um das Geschehene und Erlebte. Und jetzt vermochte ich einfach nicht mehr, meine Zunge im Zaum zu halten.

"Das Verhängnis ist über uns hereingebrochen. Und ich fürchte, sein Fortschreiten wird sich nicht mehr aufhalten lassen", so fuhr es aus mir heraus. "Warum hat Deutschland auch so leichtfertig mit dem Krieg begonnen und die halbe Welt herausgefordert? Hätte das der Führer nicht voraussehen und vermeiden können?"

MeineKameraden blickten erstaunt auf, bezichtigten mich aber nicht des Defaitismus, sondern zeigten bis zu einem Grade Verständnis für meine düstere Sicht der Dinge. Doch noch immer schien ihr Vertrauen zu Hitler keinen entscheidenden Sprung erlitten zu haben. "Er wird die Lage schon noch meistern" meinten sie beschwichtigend.

Erst nach Tagen erfuhr ich aus einem Brief von zu Hause Näheres über das Schicksal meiner Großeltern. Sie waren zwar lebend aus ihrem brennenden Haus zu einer Auffangstation geleitet worden, hatten in ihrer Schreckenslähmung aber kein einziges Stück ihres Hausrates zu retten vermocht. Bei Onkel Richard in der Leopoldstraße hatten sie eine einstweilige Bleibe gefunden. Meine Eltern wollten sie baldmöglichst nach Waldenburg holen.

19. Heimfahrt mit Hindernissen

Uns Luftwaffenhelfern stand pro Monat ein Urlaub von 4 Tagen zu. Zwar durften wir uns den Zeitpunkt nach eigenem Ermessen wählen, mussten zuvor aber das schriftliche Einverständnis sowohl des Geräte- und Staffelführers als auch des Betreuungsunteroffiziers auf besonderem Antragformular eingeholt haben, ehe wir dieses der Schreibstube zuleiten konnten. Erst nach der Gegenzeichnung durch den Batteriechef galt der Urlaub als genehmigt.

Den Dezember-Urlaub hatte ich für die Zeit vom 13.-17.12. beantragt, da für mich keine Möglichkeit bestand, über Weihnachten heimzufahren. Nachdem ich alle erforderlichen Unterschriften glücklich erfochten und die Reiseerlaubnis erhalten hatte, meldete ich mich am Montag, 13. Dezember, gleich nach dem Morgenappell zusammen mit dem in Langenchursdorf beheimateten Kameraden Schmidt ab. Da wir den Urlaubsschein schon in der Tasche hatten und infolgedessen nicht noch einmal zur Schreibstube in den Ort pilgern mussten, begaben wir uns gleich über Hirschfeld zur Straßenbahnendhaltestelle nach Engelsdorf. Eine dünne Schneeschicht bedeckte das weite Rund und hatte die düster-grauen Spätherbstfarben in freundliche Helle verwandelt. Hasen hoppelten den Feldrain entlang. Dazu schien die Sonne verheißungsvoll. Urlaub mit schönem, klarem Wetter konnte ich diesmal wirklich nötig gebrauchen, hatte ich mir doch entweder bei den häufigen Nachteinsätzen, beim Flugmeldeeinsatz oder auf Grund der zugdurchlässigen Barackenwände einen garstigen, tiefsitzenden Husten geholt, der so rasch nicht weichen wollte und mir mächtig zusetzte.

Die Straßenbahn rollte noch immer nur bis Paunsdorf. Und da sich diesmal kein Sonderbus blicken ließ, blieb uns nichts anderes übrig, als zu Fuß nach dem Hauptbahnhof zu marschieren. Nach wie vor sah es trostlos in der Messestadt aus, mochten inzwischen auch einige Fahrbahnen von Trümmern freigeschaufelt worden sein. Da die große Halle des Hauptbahnhofes ein Opfer der Bomben geworden war, fuhren die Züge eine gute Strecke außerhalb der eigentlichen Bahnsteige ab. Während mein Weggefährte noch Verwandte besuchen und einen späteren Zug benutzen wollte, hatte ich eine - wie ich meinte - besonders günstige Verbindung ausgeknobelt. So beabsichtigte ich, über Chemnitz nach Hohenstein-Ernstthal zu fahren und von dort mit dem Postbus die Reise nach Waldenburg fortzusetzen.

Doch schon die Fahrt bis Chemnitz währte eine Ewigkeit und ging mit erheblicher Verspätung vonstatten. Der Zug war mit ausgebombten Leipzigern und einer Unmenge von Koffern, Kisten, Rucksäcken und Schachteln total überfüllt. Nur mit knapper Not erreichte ich in Chemnitz den Anschluss. Leider musste ich in Hohenstein feststellen, dass der Nachmittagsautobus an diesem Tag gar nicht verkehrte.So ergab sich wohl oder übel eine zweistündige Wartezeit bis zum Abendbus. Ich verkürzte mir den Aufenthalt mit einem kleinen Bummelgang durch das im vorweihnachtlichen Dämmerschein und unter dick beschneiten Dächern dahinträumende Bergstädtchen. Den Rest verbrachte ich bei einer Tasse Kraftbrühe im Bahnhofsrestaurant. Als ich dann den Bus besteigen wollte, erklärte der Fahrer kategorisch, mich nicht mitnehmen zu können, da dieser Bus nur für Arbeiter mit Zeitkarte bestimmt sei. Auch meine drängende Bitte, er möge doch mal eine Ausnahme machen und mich mitbefördern, da ich Wehrmachtsurlauber sei und wegen Ausfall des vorhergehenden Busses schon zwei Stunden eingebüßt hätte, vermochte den Mann nicht zu erweichen. Mit den Worten: "Befehl ist Befehl" schnitt er mir jeden weiteren Einwand ab und zog den Schaltknüppel. Ich war erbittert, tobte vor Zorn und wünschte den sturen Busfahrer regelrecht zum Teufel, was die Situation jedoch nicht wenden konnte.

Wieder mal musste ich meine Füße zu Hilfe nehmen und die gut 12 Kilometer bis Waldenburg auf schneeverwehter Landstraße stapfen. Mit einem nicht ganz leichten Koffer in der Hand war das alles andere als ein Vergnügen. Ein Front-

urlauber, der ebenfalls mit dem Bus nicht mitgekommen war, begleitete mich bis Callenberg. Dann ging es die letzte Höhe hinan. In märchenhafter Pracht neigten sich die schneeverhangenen Wipfel des Callenberger Forstes, doch schenkte ich dem reizvollen Landschaftsbild kaum einen Blick. Schritt vor Schritt setzend, einer Erschöpfung nahe, trachtete ich nur noch nach dem einen Ziel, so bald als möglich den heimatlichen Hafen zu erreichen. Als ich endlich aufatmend die Klingel drückte, wies der Uhrzeiger fast schon auf die neunte Abendstunde.

Während der drei Urlaubstage hielt ich mich meiner Erkältung wegen fast ausnahmslos im Hause auf. Am Mittwoch, 15. Dezember, fuhren meine Eltern nach Leipzig, um den ausgebombten Großeltern auf ihrer Fahrt nach Waldenburg beizustehen. Elsbeth, unsere treue Hausseele, und ich richteten derweilen das für sie bestimmte Zimmer im oberen Stockwerk her und buken anschließend noch Weihnachtskekse. Das Bestreichen der lieblich duftenden Backerzeugnisse mit Eidotter bzw. Eiweiß plus Liebesperlen war eine Beschäftigung, der ich mich von jeher mit besonderer Hingabe gewidmet hatte. Gegen Abend begaben wir uns zum Bahnhof, um Eltern und Großeltern zu empfangen. Das war nun freilich ein trauriger Einzug der beiden alten Leutchen in notdürftiger Bekleidung mit jeweils einem Köfferchen in der Hand, in denen sich nichts weiter befand als ein paar geliehene Dinge für den täglichen Gebrauch. Würden sie nun in Waldenburg eine neue Heimat finden und den Verlust ihres gesamten Hausstandes verwinden können? Wir versuchten, ihnen ihr neues Los so erträglich wie möglich zu gestalten. Und sie waren zunächst auch offensichtlich erleichtert, in unserem Hause eine Bleibe nach dem furchtbaren Schicksalsschlag vorzufinden und hier die Möglichkeit zu haben, wieder etwas Ruhe zu schöpfen. Völlig über den Schock des 4. Dezember hinwegzukommen vermochten sie freilich nie mehr.

Am Freitag, 17. Dezember, frühmorgens musste ich wieder die Rückreise antreten, die ohne Zwischenfälle vonstatten ging. Ich stieg diesmal in Holzhausen aus und lief zur Mittagsstunde über Seifertshain nach meinem Einsatzort. Dabei schien die Sonne so klar und kräftig, dass die von der Schneedecke reflektierten Strahlen meine Augen regelrecht blendeten und mir kaum noch ein Blinzeln gestatteten.

20. Soldatenweihnacht

Das Weihnachtsfest rückte heran. Nur ein Teil der Familienväter und von unserer Flakhelferschar nur diejenigen Kameraden, deren Väter oder Brüder über die Feiertage Fronturlaub erhalten hatten, durften nach Hause fahren. Zum ersten Mal in meinem Leben musste ich also das Fest der Feste außerhalb meines Elternhauses verbringen. Nicht verwunderlich denn auch, wenn sich bei dieser Aussicht keine Hochstimmung entfalten wollte. Trotz der Feiertagsnähe verlief der Dienst so stur und eintönig wie immer, und die Vorgesetzten schimpften und schnauzten nach alltäglicher Gewohnheit. Ebenso wenig ließ das Wetter weihnachtliche Gedanken aufkommen. Die Schneedecke, die sich Mitte des Monats ausgebreitet hatte, war längst dahingeschmolzen. Und die Ebene mit ihren düsteren Pappeln, kahlen Äckern und lehmig-trüben Wasserläufen hatte sich wieder in ein niesliges Dämmergrau gehüllt.

Ein längerer Fliegeralarm, in dessen Verlauf unsere Geschütze etliche Gruppen abfeuerten, leitete den Morgen des 24. Dezember ein. Der weitere Vormittag stand im Zeichen einer großen Generalreinigung. Zunächst mussten wir unsere Messgeräte in tip-top geputztem und geflimmertem Zustand vorweisen. Hernach nahmen wir unsere Baracke in Angriff. Und am Nachmittag, als die letzte Feinarbeit geschafft war, wuschen wir uns selbst noch einmal mit der schmierigen Kriegs-Tonseife von Kopf bis Fuß und zogen unsere 1. Garnitur über. Ein kleines Fichtenbäumchen, das uns die Batterie als Weihnachtsschmuck für die Barakke zur Verfügung gestellt hatte, zierten wir mit Silberfäden, Glaskugeln, Watteflöckchen, Tannenzapfen und Lichtern. Es erhielt seinen Ehrenplatz im 'Wohnstübchen'. Abends 1/2 6 Uhr ließ uns Uffz. Schuldt vor den Baracken antreten und zog mit uns nach dem Dorfgasthof, wo die Batterie-Weihnachtsfeier stattfinden sollte.

Als wir den Saal betraten, kamen wir zunächst aus dem Staunen nicht heraus. Er hatte inzwischen nicht nur einen hellen, gefälligen Anstrich erhalten, sondern erstrahlte geradezu im Festglanz. Unter der Decke hingen bunte Papiergirlanden. An der Stirnseite stand ein großer Weihnachtsbaum. Für die Musikkapelle hatten unsere Zimmerleute sogar ein eigenes Podium errichtet. Nicht zuletzt fielen in der Mitte des Raumes die beladenen Tafeln ins Auge, an denen wir alsdann in aufgelockerter Reihe mit den Flaksoldaten unsere Plätze einnahmen. Kurz nach 18 Uhr erschien der Batteriechef, Oberltn. Ansmann, und gab damit den Auftakt zur Soldatenweihnachtsfeier. Zunächst spielte die Kapelle einige bekannte Weihnachtsweisen. Dazwischen sagte Uffz. Schuldt mit würdevollem Ernst und sprachlich gekonnter Artikulation einige patriotische Gedichte auf, die Weihnachtserlebnisse Kriegsfreiwilliger im 1. Weltkrieg zum Inhalt hatten. Und dann erhob sich Ansmann, um die Festansprache zu halten. Sie enttäuschte mich restlos. Schon von seinem Naturell her war Ansmann kein zündender Redner und kein Mann, der in sich gefühlsmäßige Regungen durchbrechen ließ. Aber was er im Hinblick auf das Weihnachtsfest äußerte, war leider das Dürftigste vom Dürftigsten und entsprach ganz dem parteioffiziellen Gedankengut nach dem Schnittmuster, dass die alten Germanen Weihnachten als Julfest, als Fest der Wintersonnenwende begangen hätten, wohingegen das Christentum diesen schönen Brauch umgebogen und verfremdet habe. Doch heute im 3. Reich sei man sich der ursprünglichen Bedeutung des Festes wieder bewusst geworden und feiere es in diesem Sinne. Nicht ein Hinweis galt jener Botschaft, die auch unserem Volke geschenkt wurde und die inmitten einer ihrer Natur nach unerlösten Welt unzählige Generationen deutscher Menschen mit Trost, Freude und Zuversicht erfüllt hat: "Daran ist erschienen die Liebe Gottes gegen uns, dass Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in die Welt, dass wir durch ihn leben sollen."

Auf das Lied "Stille Nacht, heilige Nacht", das dem Programm zufolge anschließend angestimmt wurde, passten die vorangegangenen Ausführungen wie

die Faust aufs Auge. Den Gipfel der Geschmacklosigkeit erreichte Ansmann jedoch erst, als er sich - kaum war die letzte fromme Strophe verhallt - erneut vom Stuhl erhob, den Schnepper einer Bierflasche öffnete und feierlich ankündigte:

"Und nun, Kameraden, wollen wir gemeinsam auf das Wohl unseres Führers trinken, der das Geschick unseres Vaterlandes stärker und sicherer denn je in seinen Händen hält. Unserem Führer und obersten Befehlshaber der Wehrmacht ein dreifaches Sieg-Heil, Sieg-Heil, Sieg-Heil!"

Daraufhin knallten in der ganzen Runde die Verschlüsse auf. In Ermangelung von Gläsern setzte jedermann seine Pulle gleich an die Lippen und ließ den kalten Brausaft in die rauhe Kriegerkehle rinnen. Wahrlich ein 'erhebender' Anblick, wie am Fest der Geburt des Heilands die Kleinpösnaer Flakbatterie kottelnd und schlurksend den 'größten Feldherrn aller Zeiten' ehrte. In eben dem Augenblick musste ich meiner Eltern und Großeltern gedenken, wie sie daheim zur Stunde wohl gerade unter dem brennenden Christbaum sitzen mochten, und etwas verkrampfte sich da in mir, woran der bittere und kalte Flascheninhalt wohl noch die geringste Schuld trug. Übrigens widerholte sich das gleiche Zerimoniell noch einmal, indem nun auf Ansmanns Wohl getrunken werden musste. Damit war die erste Flasche leer, und der sog. ernste Teil des Abends galt als beendet. Ich war für den Rest jedoch bereits so bedient, dass auch die folgende heitere Hälfte keine fröhliche Stimmung in mir mehr hervorzulokken vermochte.

Glanzpunkt dieses Programmabschnittes war zweifellos die kleine Musikkapelle unter der Leitung unseres Kammerbullen, eines körperlich kleinen Obergefreiten aus dem Sudetenland, in dessen Adern echtes böhmisches Musikantenblut rinnen mochte. Mit vitalem Schwung handhabte er seine Violine und riss seine übrigen Mannen mit. Ein zweiter Geiger, ein Cellist, ein Ziehharmonika- und ein Klavierspieler sowie ein Schlagzeuger vervollständigten das Ensemble, dessen Mitglieder, um auch der optischen Seite Genüge zu leisten, von Grißhammer die 'großzügige' Erlaubnis erhalten hatten, sich einen sog. Wiener Facon-Haarschnitt stehen zu lassen. Das erlesene Sextett geigte, schmetterte und hämmerte nun ein schmissiges Stück nach dem anderen herunter, von 'Kornblumenblau' bis zu 'Bippo' und wie die gängigen Schlager damals alle so hießen. Es erhielt rauschenden Applaus, wenn auch die Kenner dem Schlagzeuger 'Pampel' Heinig ankreideten, sich ständig verhaspelt und verklopft zu haben.

Zwischen den einzelnen Musikstücken stiegen einige Flaksoldaten und auch ein paar Kameraden von uns auf die Rampe und gaben Anekdoten, Witzchen und andere auf lustig getrimmte Erzählungen zum besten. Dazu schwätzte ein Flakser, der die Rolle des Konferenciers übernommen hatte, das dümmste und albernste Zeug vom Himmel. Wir Zuhörenden machten uns derweilen über die Pfefferkuchen, Bonbons und Kekse her, die die Batterie zusammen mit einer kleinen einfachen Stolle, einem Tütchen Kaffeebohnen und einem Block Briefpapier jedem Angehörigen gestiftet hatte. Gegen Ende des Abends wurde noch ein Heißgetränk ausgeschenkt, das allerdings den Sättigungsgehalt an Alkohol keineswegs überschritten hatte. Als Ansmann glaubte, alle seien nun in die beste Stimmung versetzt, ließ er die Veranstaltung ausklingen. Mittlerweile war es 21 Uhr geworden. Beim Ausgang fragte mich Ltn. Grißhammer, der bei der Ausgestaltung des Abends kaum aktiv in Erscheinung getreten war, etwas provokatorisch forschend, wie mir diese Soldatenweihnachtsfeier denn gefallen habe. Ich getraute mich jedoch nicht, ein Wort der Kritik zu äußern, sondern erwiderte nur: "Gut, Herr Leutnant." Hinterher war ich mir meiner Unaufrichtigkeit freilich beschämend bewusst.

Wieder in unsere Baracke zurückgekehrt, setzten wir uns schweigend auf unsere Schemel, zündeten die Lichter des kleinen Bäumchens an und verharrten eine Weile in still-versonnenem Gedenken, das wohl in erster Linie den jeweiligen Angehörigen galt, denen in der Heimat und denen, die draußen an der Front im schweren Einsatz standen. Dann ging es aber an das Auspacken der verschiedenen Weihnachtssendungen, die eingetroffen und bis zu diesem Augen-

blick aufgehoben worden waren. Mochte mein Gabenpaket aus kriegsbedingten Gründen auch nur bescheidene Dinge enthalten haben, so freute ich mich doch beinahe wie ein Kind über jede Kleinigkeit, die liebe Hände hineingetan hatten.

Über die beiden Feiertage gab es praktisch keinen Dienst außer Flugwache. Ich las sehr viel. Am Abend des 1. Feiertages besuchte uns überraschend Uffz. Schuldt mit seiner jungen Frau, um sich von uns zu verabschieden, da er, wie vorausschickend bereits erwähnt, von seinem bisherigen Posten abberufen worden war und gleich nach Weihnachten beim Stab in Mölkau eine neue Dienstfunktion übernehmen sollte. Aus Anlass seines Scheidens entflammten wir nochmals die Kerzen unseres kleinen Bäumchens, entkorkten eine Flasche Rotwein und kredenzten ihren Inhalt unseren Gästen in profanen Feldtrinkbechern. Schuldt befand sich wohl ohnehin schon in leicht angesäuseltem Zustand und faselte wirres Zeug vom deutschen Endsieg und der nun fälligen deutschen Vergeltungsaktion, die, das wisse er ganz totsicher, bereits im Januar des nächsten Jahres einsetzen werde. Unter vorgehaltener Hand raunte er uns zu, ein Forscher namens Braun habe ein ganz tolles Ding erfunden und unsere Feinde würden damit noch ihr blaues Wunder erleben. Im übrigen werde der Führer die Sache schon meistern. Darauf könnten und sollten wir felsenfest bauen.

Am Nachmittag des 2. Feiertages kam Oberltn. Ansmann für ein paar Minuten in unsere Baracke und unterhielt sich in einem freundlich-gelösten Tonfall mit uns, der meinen Groll auf seine vorangegangene Weihnachtsansprache wieder etwas milderte. Zweifellos war Ansmann der übelste Vorgesetzte wahrlich nicht, vor allem kein Scharfmacher, mochte er auch hinsichtlich seiner Weltanschauung - wie ja leider so viele Menschen in Deutschland noch immer - nicht frei von den Denkschablonen des herrschenden Systems sein.

Wenn es über die Feiertage in unserer Einsiedelei - von den beiden Besuchen abgesehen - ziemlich still und gedämpft zugegangen war, so tauten die Gemüter am letzten Abend sichtlich auf und suchten sich in plötzlich überschäumender Ausgelassenheit ein Ventil zum Spannungsausgleich. Wir entwickelten ein regelrechtes Kriegsspiel.Einer übernahm die Rolle Roosevelts, ein anderer diejenige Churchills. Blöderweise wurde mir diejenige des 'Väterchens Stalin' zudiktiert. Hinzu kamen noch der italienische General Badoglio und der vorm. tschechische Staatspräsident Benesch als Randfiguren. Gegen diese alliierte Front standen Adolf und Mussolini in zähneknirschender Abwehrhaltung. Und schon fuhren die Streitheere aufeinander los mit Besenstielen, Kohlenschaufeln, Feuerhaken, Kochgeschirrdeckeln und sogar Bettbrettern als Hieb- und Stichwaffen, dass es nur so seine Lust hatte. Natürlich ging der kriegerische Zusammenstoß nicht ohne Blessuren und Demolierungen ab: Eine Türklinke und ein Fensterwirbel wurden abgeschlagen, ein Schemel zerfiel in seine Teile, das Ofenrohr erhielt eine fürchterliche Kerbe versetzt. Schließlich gelang es den Alliierten, die Barrikaden der Achsenmächte zu durchbrechen. Mussolini hatte schon aufgesteckt, und Petermann als Adolf geriet in immer größere Bedrängnis. Da ergriff ihn so die Wut, dass er in Ermangelung eines anderen Wurfgeschosses ein großes Stück des bereits ausgetrockneten Hartkäses ergriff und es mit voller Wucht in den alliierten Heerhaufen schleuderte. Dort prallte es aber ab und landete klirrend in der Fensterscheibe. Ob dieser Hartkäse nun als Symbol der vielgerühmten Hitlerschen Wunderwaffe zu gelten hatte oder nicht - mit seinem Einsatz und der davon erzielten vernichtenden Wirkung fanden die Kampfhandlungen jedenfalls ihr jähes Ende. Der Barackenkrieg hatte ohnehin die höchste Stufe der Totalität erreicht, so dass ein Friedensschluss dringend vonnöten war. Wir dichteten notdürftig die Fensterluke und tüftelten krampfhaft nach glaubhaft klingenden Begründungen für die verschiedenen Sachbeschädigungen, die wir angerichtet hatten. Die Möglichkeit, dass der Spieß Nachforschungen anstellte, war ja nicht ganz von der Hand zu weisen. Damit endete das Soldatenweihnachtsfest 1943.

21. Heiße Debatten

Hin und wieder geschah es, dass nicht nur beim Kartenspiel oder bei so ausgelassenen Raufereien, wie eben geschildert, die Wogen hochschlugen, sondern dass wir uns auch in heftigen Wortgefechten über die gegenwärtige Kriegslage und das in Deutschlandbestehende nationalsozialistische Führungssystem die Köpfe heiß redeten. Wir hatten ja nun eine Altersstufe erreicht, in der der Mensch anfängt, das Angelernte und Erworbene mit eigenen Beobachtungen zu bereichern bzw. zu konfrontieren, und wo es ihn danach drängt, die Dinge selbstständig zu durchdenken und zu beurteilen. Was schon während meines letzten Oberschuljahres in der Klasse deutlich in Erscheinung getreten war, vollzog sich jetzt in gleicher Weise in unserer Kleinpösnaer Baracke: Die Geister schieden sich. Während die einen das weltanschauliche Ideengut des Dritten Reiches, das ihnen Hitlerjugend, Schule und Elternhaus in den mannigfachsten Tönungen eingeimpft hatten, nunmehr mit zielbewusster Überzeugung in Herz und Hirn zu verankern suchten, meldeten sich bei den anderen die Zweifel und der Drang, Missstände aufzuzeigen und anzuprangern. Zwar neigten vorrangig diejenigen zur oppositionellen Einstellung, deren Eltern der 'Bewegung' ablehnend oder gleichgültig gegenüberstanden, doch war das nicht schlechthin die Norm. Auch in Art und Intensität des Zustimmens oder Widerstreitens ergaben sich vielfältige Abstufungen.

Da war Petermann, unser Stubenältester, Sohn eines wohlhabenden Landwirts, Ortsbauernführers und alten Kämpfers der NSDAP. Er verfocht die Zielsetzungen des NS-Staates mit größtem Glaubenseifer und hatte sich folgerichtig auch bereits zum freiwilligen Waffen-SS-Dienst verpflichtet. Ihm standen Weber, der Sohn des Waldenburger Ortsgruppenführers der Partei, und mein Klassenkamerad Hans-Robert Lott in aller Regel mit entsprechend systemkonformen, wenn auch weniger aufdringlich geäußerten Anschauungen zu Seite. Auf der Gegenfront machten von ihrer ablehnenden Gesinnung mein Klassenkamerad Ulrich Redslob und der in Oberfrohna ansässige Günter Bauer, beides Fabrikantensöhne, am wenigsten Hehl. Während dieser gern mit trockenen, manchmal freilich auch recht plumpen und maulierenden Redewendungen in die Debatten eingriff, gab jener eine von Verbitterung und Ingrimm erfüllte Gegnerschaft zu erkennen, die manches Mal geradezu erschrecken ließ. Insbesondere den wirtschaftspolitischen Maßnahmen des Regimes galt sein unverhohlener Groll. Die durch die angespannte Kriegslage zwangsläufig zurückgegangene Bilanz des väterlichen Rechnungsbuchess mochte dabei zornverstärkend gewirkt haben.

Ich selbst rechnete mich gleichfalls der Opposition zu, mochten die Motive auch etwas anders gelagert gewesen sein als bei Redslob und Bauer. Entscheidende Gründe gab es bereits vom Elternhaus her. Als Waldenburger Gemeindepfarrer war mein Vater gleich nach 1933 in Gegensatz zu dem erst getarnt, später aber ziemlich ungeschminkt praktizierten kirchenfeindlichen und gegen die Fundamente des christlichen Glaubens gerichteten Kurs der Staatsmacht geraten. Jahrelang hatten Spitzel seine Predigten überwacht und insgesamt viermal gegen ihn Anzeige erstattet. Gestapo-Beamte aus Chemnitz waren daraufhin zweimal zu Hausverhören erschienen. Solch eine Vorgehensweise und der ständig auf meinem Elternhaus lastende Druck hatten verständlicherweise auch mich nicht völlig ungerührt lassen können. Darüber hinaus hatten, mochten die den Juden gemeinhin zugeschriebenen Wesens- und Charaktereigenschaften auch zu keiner Zeit meine Sympathien gegolten haben, die schlimmen Pogrome vom 9. November 1938, von denen ich wenige Tage danach in Chemnitz noch Spuren zu sehen bekam, und die etwa drei Jahre später erfolgte öffentliche Brandmarkung der jüdischen Stammesangehörigen mit dem hässlichen gelben Davidsstern mich, noch im Kindes- bzw. Jugendlichenalter stehend, innerlich doch in beträchtlichem Maße aufgewühlt und betroffen gemacht. Wohl gab es manche im Sinne nationaler Förderung durchaus zukunftsverheißende, grundsätzlich auch von mir bejahte Bestrebungen der Reichsführung, die als solche ja kaum

zu verurteilen sind - ich nenne hier nur: Stärkung des Volksgemeinschaftsgedankens und Abbau einschnürender gesellschaftlicher Klassen- und Standesunterschiede (vgl. das in der Anfangszeit viel gesungene HJ-Lied: "Wir sind nicht Bürger, Bauer, Arbeitsmann - haut die Schranken doch zusammen, Kameraden! ..."), Beseitigung der Arbeitslosigkeit, Wiederbelebung des Bindungsbewusstseins an Scholle und Heimat, um einem Ausverkauf eigenständiger kultureller Güter und Werte entgegenzuwirken, Hebung der Geburtenrate als Voraussetzung einer gesunden Sozialstruktur und ausdrückliche Anerkennung der Mutterschaft und der mütterlichen Fürsorge als eine der männlichen Berufstätigkeit gegenüber mindestens ebenbürtige Lebensleistung -, doch zeichnete sich gar bald recht deutlich ab, dass die anvisierten und bis zu einem Grade auch schon umgesetzten, an sich guten, naturgemäßen und vernünftigen Zielvorstellungen in letzter Konsequenz ja gar nicht dem Wohle des deutschen Volkes galten, sondern dass dieses vielmehr nur deshalb in solcher Weise gestützt, gefördert und zudem im wahrsten Sinne des Wortes auch aufgerüstet wurde, um den Machthabern ein schlagkräftiges Potential an die Seite zu geben, mit dessen Hilfe ausgesprochen imperialistische Eroberungsabsichten verwirklicht werden sollten.

Zudem hatten mich die großprotzigen Redewendungen, der radikal-militante Befehlston, den die Verantwortlichen in Staat und Partei allenthalben anschlugen, der ständig zu spürende 'Druck von oben', der Geist des Uniformismus und nicht zuletzt der herrische und hektische Fanatismus, den der Führer des Reiches höchstpersönlich ausstrahlte, von Anfang an so angewidert, dass sich echter Hass auf das ganze NS-Regime in mir zu entwickeln begann und ich schließlich nichts heißer herbeisehnte als sein möglichst baldiges Ende.

Und so war es folgerichtigerweise dazu gekommen, dass mich die von offizieller Seite wegen ihrer demokratischen Staatsverfassung höchst abfällig beurteilten westlichen Staaten, insbesondere das nach der Niederwerfung Frankreichs den Krieg gegen Hitler-Deutschland zunächst allein fortsetzende England, in ihrer ganzen freieren Lebensstruktur mehr und mehr beeindruckten, ja begeisterten. Mit wachsendem Interesse hatte ich seit Kriegsbeginn, verstärkt seit 1942, trotz strengem staatlichen Verbot die Nachrichtensendungen des Schweizerischen Rundfunks und der britischen BBC abgehört, manchmal die Ohrmuschel krampfhaft an das Lautsprechergehäuse gepresst und vor Geratter der Störsender kaum ein Wort verstehend. Schließlich vermochte ich ein Gefühl der Genugtuung über militärische Erfolge der alliierten Streitkräfte in mir kaum noch zu unterdrücken, während mich die Siege der eigenen Nation nur noch mit Bedauern erfüllten. Allerdings in so ausschweifende Schwünge wie den jazzversessenen Ulrich Redslob hatte mich meine Art der Anglophilie nie versetzen können, dass ich gleich ihm bgeisterungstaumelnd die damals schwer verpönten überseeischen Musikweisen wie den legendären St.Louis-Blues in konvulsiven Zuckungen vor mich hin gestampft und gelallt hätte. Auch legte ich mir in meinen politischen Auslassungen meist wesentlich mehr Zurückhaltung auf als er und Bauer, zumal ich mir nicht unbedingt sicher sein konnte, dass unsere Systemgetreuen dicht halten würden. Leichtsinnig dahingeredete und gänzlich unfiltrierte Bemerkungen hätten, weitergeleitet, unter Umständen ja auch meinen Eltern mit zu Schaden gereichen können.

Die beiden restlichen Kameraden unserer Baracke fühlten sich weder der einen, noch der anderen Gruppierung ganz zugehörig, sondern wahrten eine mittlere Position, wobei Edgar Pohle, unser Jüngster und noch in der 6. Klasse Stehender, sich aus solchen Streitgesprächen gänzlich heraushielt, während Mittelbach, dessen Vater als Bürgermeister einer erzgebirgischen Stadt und zugleich als Hoheitsträger der NSDAP fungierte, stets sehr exakt alle Meinungen gegeneinander abwägte und dabei zu recht differenzierten Urteilsschlüssen gelangte, die für einen Siebzehnjährigen in der damaligen Zeit höchst beachtlich erscheinen mussten, zumal sie von der Linie, die sein Vater vertrat, doch oft nicht unerheblich abwichen.

Was uns Antinazis namentlich empörte und in erster Linie immer wieder zu ergrimmtem Widerspruch reizte, war jenes höchst unerfreuliche Erscheinungsbild, dass in der Heimat wohlgenährte und durchaus fronttaugliche Parteifunktionäre ein Bonzenleben führten, während unprivilegierte Volksgenossen draußen an der Front für eben diese Leute ihren Kopf hinhalten mussten. Ich weiß noch, wie Redslob einmal missmutig grollte:

"Wie gut und friedlich könnten wir Deutschen in der Welt leben, hätte sich nicht das braune Bonzengesindel mit seinem nimmersatten Machthunger aus der Gosse nach oben gedrängt, um sich auf unsere Kosten die Wampe vollzuschlagen!"

Sofort fuhr ihm Petermann in die Parade: "Wie kannst Du bloß alles so in den Dreck ziehen, Reso! Schließlich werden auch an der Heimatfront dringend tüchtige Leute gebraucht. Jetzt im totalen Krieg hat jedermann seine Aufgaben und Verpflichtungen zu erfüllen, die dem Ganzen dienen, wo immer er auch hingestellt ist. Das musst Du doch einsehen, Mensch. Aber Du machst hier nur mies, weil an der Front aus taktischen Gründen z.Z. kein Vormarsch erfolgen kann. So dürfen wir uns aber nicht gehen lassen. Das will ich Dir sagen: Der deutsche Vergeltungsschlag wird kommen, und zwar bald. Dann wirst Du es schon wieder begreifen, dass dieser Krieg für uns einfach sein musste. Was Du immer so defaitistisch von Dir gibst, Deutschland sei dem Untergang preisgegeben, ist einfach Irrsinn. Ich sage Dir: Das nordische Blut im deutschen Menschen wird sich letzten Endes als stärker erweisen und auch über eine zahlenmäßige feindliche Übermacht triumphieren. Mittels unserer Erfindungen und unserer überlegenen Technik werden wir den Sieg über das slawische Untermenschentum erzwingen und im Osten unseren naturnotwendigen Lebensraum ausbauen."

Nach kurzem Stillschweigen platzte es aus Bauer heraus: "Na, Männel, nu' blas Dich bloß mal nicht so off mit Deinen dusseligen Phrasen. Schließlich sind die Engländer und die Amis mit ihrer Technik och nich' ganz off'n Kopp gefallen. Vielleicht kriegt Adolf 'was off seine Birne gebrannt, noch ehe er seine ganze Vergeltungsaktion starten kann."

Dann schaltete sich Mittelbach ein: "Also, wisst ihr, ich will euch mal was sagen: Ich bin überzeugt, dass der Führer und seine Bewegung anfänglich nur das Beste für unser Volk gewollt haben. Und die Fortschritte, die seit 1933 auf politischem, wirtschaftlichem, sozialem und kulturellem Gebiet erzielt worden sind, sprechen für sich selbst. Das muss man einfach anerkennen. Aber ganz offensichtlich hat er sich mit seinen Kriegsplänen übernommen und auch die militärische Kraft unseres Volkes überschätzt. Die Ausdehnung, die der Krieg jetzt erlangt hat, gefährdet uns ganz ungeheuer. Und ich gebe Dir Recht, Reso, das kann ins ärgste Verhängnis führen. Wer gar zu viel einheimsen möchte, schneidet sich am Ende ins eigene Fleisch."

"Ach, sag's nur rundheraus, Fips", fiel Redslob ihm in die Rede. "Nichts als Größenwahn ist es, der diesen Mann und seine Bonzen antreibt. Die haben ja nichts anderes im Sinn, als die Wirtschaft für sich und ihre eigennützigen Zwecke auszubeuten. 'Wir wollen uns im Osten gesundstoßen', hat Goebbels wortwörtlich gesagt. Dabei dient ihnen der dumme, naive Plebs lediglich als Mittel zur Erreichung ihrer Machtgelüste. Und wir dürfen dann die Suppe auslöffeln. Die braunen Pfuscher haben ja nichts anderes erstrebt und zustande gebracht, als alles in die Aufrüstung zu stecken. Ich könnte euch Zahlenangaben von meinem Vater und meinem Onkel vorlegen, die sprechen eine deutliche Sprache. Glaubt mir, das ganze Gefüge dieses Systems ist durch diese unmögliche Wirtschaftsführung schon jetzt so unterhöhlt, dass der Zusammensturz nur eine Frage der Zeit sein kann! Die Bomben der Royal Air Force brauchen nur noch den Rest zu besorgen."

"Jetzt schlägt es aber Dreizehn. Alles, was recht ist, Reso", empörte sich Weber, "aber alles so schwarz in schwarz zu malen und alle Dinge so über einen Kamm zu scheren, geht nun wirklich nicht an. Noch weißt Du ja gar nicht, was unsere Vergeltung für Überraschungen bringen wird. Und was die Wirtschaft betrifft, schließlich ist es einzig und allein der Führer gewesen, der sie wieder angekurbelt hat, nachdem uns die Juden in den zwanziger Jahren mit

ihrer Miss- und Krisenwirtschaft fast vor die Hunde gebracht haben."

"Ach, halt bloß die Fresse, Mensch, Webei!" brauste Bauer erbost auf. "Nich' die Juden, die braunen Konsorten sind unser Unglück!"

Der Siedepunkt der Debatte war erreicht. Petermann hielt es nun in seiner Eigenschaft als Stubenältester für unerlässlich, uns dringend zu beschwören, endlich mit der Miesmacherei aufzuhören und wieder neues Vertrauen zum Führer zu gewinnen. Rückschläge kämen in jedem Krieg vor. Und wenn es jetzt auch mal etwas zurückgegangen sei, so sei das ja nicht die Schuld des Führers und der Reichsregierung, sondern diejenige der feigen Italiener und wohl auch mancher Wehrmachtsführer, die die Anordnungen des Führers nicht gewissenhaft genug ausgeführt hätten. Schließlich die unumwundene Frage an uns: "Wollt ihr euch denn auch diesen Schlappschwänzen zurechnen?"

Dieser selbstsichere, aber durch nichts gerechtfertigte Überlegenheitsdünkel, den er uns vermeintlichen Mieslingen gegenüber hochspielte, reizte mich, der ich bis dahin geschwiegen hatte, zu energischem Widerspruch. "Du kannst", so etwa antwortete ich, "über uns denken, was Du willst, aber keinesfalls mit so oberflächlichen Durchhalteappellen unsere wirklich begründeten Sorgen ausräumen. Denn das sage ich Dir, selbst wenn der Krieg mit einem triumphalen Sieg unserer Waffen enden würde, brächte er unserem Vaterland - auf Dauer gesehen - keinen Segen ein. Was wollen wir denn mit all den vielen unterjochten fremdstämmigen Völkern? Sie hassen uns schon jetzt wie die Pest. Und künftig werden sie uns als Herrenvolk noch viel mehr hassen. Wenn wir uns auch nur an einer Stelle eine Blöße geben, werden sie sofort rebellieren. Ständig werden wir auf der Hut sein und mit größter Härte dreinschlagen müssen. Das aber nenne ich keinen glücklichen, keinen erstrebenswerten Zustand. Wenn wir die Geschichte überblicken, so haben alle Reiche, die ihre naturgegebenen Grenzen in maßloser Eroberungssucht überschritten - siehe Alexander, siehe das römische Weltreich, siehe Napoleon - auf die Dauer keinen Bestand gehabt und sind zum Schaden des eigenen Volkes schmählich zerfallen. Deshalb fürchte ich, dem Dritten Reich wird mal ein gleiches Schicksal beschieden sein, ob früher oder später. Wenn wir doch in Deutschland eine gut funktionierende demokratische Staatsverfassung hätten, die die Machtmittel verteilte und den Missbrauch der Macht zu hemmungsloser Eroberungspolitik verhütete! Doch", so schloss ich resigniert, "wird unsere Führung, so wie sie gebaut ist, dieser Notwendigkeit nicht nachgeben. Drum sitzen wir gleichsam in einem Wagen, der - bereits aus der Bahn geraten - in rasender Fahrt zu Tale braust und kaum noch Aussicht hat, ohne Totalschaden unten anzukommen."

Eines Abends, als wir uns wieder einmal in diesem Stile heiß geredet hatten, klopfte es an unser Fenster. Etwas erstaunt fuhren wir auf. Draußen stand einer unserer russischen Kriegsgefangenen und bettelte mit rauher, gutturaler Stimme: "Kam'rad, Brott!"

Begreiflicherweise wurden die armen Teufel bei der kargen Kost, die ihnen zugemessen war, und der immerhin schweren körperlichen Arbeit, die sie verrichten mussten, nicht recht satt. Da wir an Brot immer Überfluss hatten, vor allem die vielen hart gewordenen Brotrinden gut entbehren konnten, siegte selbst in Petermann, unserem strammen Obernazi und angehenden SS-Mann, so etwas wie eine Anwandlung menschlichen Mitgefühls. Trotz ideologischer Überzeugung, einen Untermenschen vor sich zu haben, schüttete er bereitwillig dem Iwan den Beutel voll, was dieser mit einem heiseren "Dank-schön, Kam'rad!" quittierte.

Wir lachten hernach noch eine Weile über die ungelenke Ergebenheitsbezeugung des fernen Steppensohnes. Doch Monate später, als sich die Rollen vertauscht hatten, sollte ich dieser Szene noch oft gedenken.

22. Flaschenbatterie

Den Jahresausklang verlebten wir in kunterbunter Ausgelassenheit. Der Chef hatte uns großmütigst erlaubt, eine Stunde länger als gewöhnlich, d.h. also bis 22 Uhr, aufzubleiben und uns an einem von der Batterie-Küche bereiteten Heißgetränk zu ergötzen, dessen offizielle Bezeichnung Punsch lautete. Wir holten uns eine Kanne von diesem Edeltrank, probierten kurz und stellten sie samt Inhalt rasch wieder beiseite. Wir hatten ja etwas wesentlich Verlokkenderes in petto, nämlich - sage und schreibe - 11 Flaschen verschiedener Weine und Liköre, die auf mehr oder minder verschlungenen Pfaden ihren Weg aus den väterlichen Kellerlagern in die Kleinpösnaer Baracke gefunden hatten. Ihnen allen sollte in den letzten Stunden des Jahres der Hals gebrochen werden. Es stand uns also ein Bachanal bevor, das einigermaßen nüchtern zu überstehen schier aussichtslos erschien. Ich muss gestehen, dass mir nicht wenig davor graute, hatte ich doch an solch einem ausschweifenden Gelage noch nie teilgenommen.

Als der UvD seinen an diesem Tag wesentlich vorverlegten Durchgang beendet hatte und es nach menschlichem Ermessen nicht mehr zu befürchten stand, dass uns einer unserer Vorgesetzten noch heimsuchte, ging die Sache los. Wir setzten uns alle acht um den Tisch herum. In die Trinkbecher ergoss sich zunächst ein milder Weißwein, dann ein Rotwein, dann ein Weinbrand und noch einer, schließlich wieder Weißwein, Rotwein, Obstwein in nicht mehr zu zählenden Runden. Zum Schluß gab es noch Sekt. Hätte ich nicht bei mehreren Durchgängen gekniffen und vorher nicht eine ziemlich kräftige Mahlzeit eingelegt gehabt, wäre ich ganz sicher in ein ähnliches Delirium gesegelt wie meine Stubengenossen, die schließlich juchzten, grölten und jodelten und teils noch am, teils auf, teils auch schon unter dem Tisch Sachen ausposaunten, die von Dichtung und Wahrheit gleich weit entfernt lagen. Allerdings war auch bei mir ein Zustand hochgradiger Benommenheit eingetreten, der eine sonderbare Verlagerung des Gleichgewichtsgefühls zur Folge hatte und den Fortbewegungsmechanismus vom Willen gänzlich unabhängig gestaltete. Mit einem gehörigen Brummschädel und keines abgerundeten Wortes mehr fähig sank ich jedenfalls auf meine Matratze. Ich weiß nicht mehr, woher ich später, kurz vor Mitternacht, die Energie nahm, mir den Kopfhörer unserer ganz primitiven Radioinstallation überzustülpen und den Finalklängen der 9. Sinfonie Ludwig van Beethovens zu lauschen.

Als der Uhrzeiger auf Mitternacht gerückt war, prosteten wir uns mit den schäbigen Flaschenresten zu und torkelten dann lauthals nach draußen, was die Kameraden der anderen Baracken ebenfalls ins Freie lockte. Ganz so nüchtern schienen die auch nicht mehr zu sein. Kurt Pfau stürmte in der fröhlichsten Laune auf mich zu und wünschte mir ein glückliches neues Jahr. Dann johlten wir im Übermut zur B 1 hinüber, doch da - tödliches Entsetzen - brüllten plötzlich Batteriechef Ansmann und Kretzschmar zurück. Würde es jetzt ein furchtbares Donnerwetter setzen? Wir hatten den Zapfenstreich ignoriert, hatten Alkohol en masse genossen und Zigaretten geraucht - alles Dinge, die unter Strafe standen. Doch bald merkten wir, dass die beiden Oberhäupter selbst nicht mehr ganz so geraden Kurs hielten, schwankten sie doch unsteten Irrlichtern gleich in seltsam gekurvten Wendungen über den Kleinpösnaer Acker unseren Baracken entgegen, wobei ihnen die rührseligsten Weisen von den Lippen gingen.

Weber besaß die Kühnheit, stellte sämtliche Flaschen auf den Tisch und meldete den beiden Eintretenden zackig wie auf dem Kasernenhof: "Flaschenbatterie 1:11 angetreten."

Ein anderer nahm die noch immer ungeleerte Punschkanne zur Hand und hielt sie Kretzschmar, der es am 15.12, zu seiner Genugtuung erreicht hatte, fortan als Offiziersanwärter zu gelten und sich Oberfähnrich nennen zu lassen, mit

den Worten entgegen: "Prosit Neujahr, Herr Oberfähnrich!" Daraufhin postierte sich dieser tatsächlich großprotzig auf einen Schemel, setzte das ungefüge Zinkgefäß an den Mund und nahm einen langen Schluck, wobei er sich seine Uniformjacke ganz erklecklich mit dem erkalteten Gesöff beträufte.

Ansmann stieg derweilen auf einen anderen Schemel und hielt eine erhebende Ansprache, deren tieferer Sinn mir freilich unzugänglich geblieben war. Nach dieser denkwürdigen Vorstellung verließen die beiden tapferen Recken polternd unsere Baracke und verschwanden in Nacht und Nebel. Was hätte das blos gegeben, wenn plötzlich Alarmbereitschaft gekommen wäre und eine mehr als angesäuselte Batterie-Mannschaft - vom Chef bis zum kleinsten Flakhelfer - an Geschütze und Geräte gezwungen hätte? Offenbar wollte aber auch der Tommy zur Stunde nichts anderes als ungestört zu feiern.

Den Neujahrsmorgen traten wir alle mehr oder minder verkatert an. Ein orkanartiger Schneesturm brauste über das Land. Bei den dichten Schneemassen, die wie aufgepeitscht die Luft durchwirbelten, konnten wir keine hundert Meter weit blicken. Unsere dürftige Holzbaracke ächzte und krachte in allen Fugen. Dazu klirrten die Fensterscheiben so bedrohlich, dass wir sie schon aus dem Rahmen fallen sahen. Da es im Inneren unserer Baracke wie Hechtsuppe zog, verhängten wir die Fenster mit Wolldecken und stopften die Wandritzen sorgsam mit Papier aus. Um die Abendverpflegung und um Wasser zu holen, musste ich bei dem Sauwetter zweimal ins Dorf. Schon beim Hinaustreten riss mir der Sturm die Klinke aus der Hand und schlug die Tür donnernd gegen die Holzwand. Im übrigen verbrachte ich die freie Zeit mit Lesen und Vor-mich-hindösen.

In der Nacht zum 2. Januar, als der Wind noch immer ungestüm dahinjagte, jedoch den Schnee vom Tage restlos wieder aufgetaut hatte, meldete man zu unserer großen Überraschung Alarmbereitschaft. Draußen herrschte stockrabenschwarze Finsternis. In Ermangelung einer Taschenlampe konnten wir uns nur ganz mühsam schrittweise und ständig rutschend durch die Dreckwüste zur B1 vortasten. Schon hörten wir von irgendwo her das Signal für Feuerbereitschaft und suchten unsere Schritte zu beschleunigen, als es mich der Länge lang hinstreckte und ich schließlich mit Schlamm nur so besudelt das Zelt des Umwertungsgerätes erreichte. Zu allem Unglück fielen sowohl das Kommando- als auch das Funkmessgerät aus. Darum mussten wir Malsi-Leute in die Bresche springen. Ansmann - oder war es Grißhammer - ordnete ein Malsi-Sperrfeuer an. Ein bestimmtes Luftraumtrapez wurde danach blind mit unseren Geschossgarben bestreut, wobei unser Gerät die entsprechenden Einstellwerte den Geschützen durchgab und die Feuerglocke auslöste. Rumbs, rumbs-bums, rumbs, rumbs-bums krachten unsere Gruppen in den finsteren Nachthimmel. Auf einmal raste ein Flugzeug in geringer Höhe mit beträchtlicher Geschwindigkeit über unsere Köpfe hinweg. Nach Bekunden der draußen stehenden Beobachter musste es wenige Zeit später in der Gegend um Baalsdorf zu Boden gegangen sein. Sollten wir Malsi-Könige das Unmöglich-Erscheinende wahr gemacht und mit unserem Blindfeuer ein feindliches Begleitflugzeug zur Strecke gebracht haben? Später fand der mysteriöse Vorfall seine Klärung: Wir hatten auf Grund unserer Geschosssalven einen eigenen Nachtjäger vom Typ Me 110 zur Notlandung gezwungen, allerdings unverschuldet, da die Maschine im Streuungsbereich unserer Geschütze gar nicht hätte fliegen dürfen.

Auf dem Rückweg von der B 1 zu unserer Baracke stürzte ich abermals, und zwar in einen mit lehmiger Brühe halb voll gelaufenen Kabelgraben. Mein äußerer Habitus bot nun einen kaum noch zu beschreibenden Anblick: Mütze, Handschuhe, Hosenbeine, Mantel, Schuhe - alles war mit einer einzigen dicken Schlammkruste überzogen, die von dem Fliegerblau des Uniformstoffes kaum noch etwas ahnen ließ. In meinem Inneren sah es nach diesem Nachteinsatz gleichermaßen düster aus - vor Zorn über solch gräuliches Missgeschick. Fast die gesamte Freizeit des 2. Januars, der auf einen Sonntag fiel, verbrachte ich mit Schrubben und Bürsten meiner verunstalteten Klamotten, um vor den gestrengen Blicken meiner Vorgesetzten bald wieder bestehen zu können.

23. Gefährliche Invasion

Der Tag, an dem ich mein 18. Lebensjahr vollenden sollte, rückte heran. Wegen des naheliegenden Wunsches, ihn lieber zu Hause als in Kleinpösna zu verleben, hatte ich für die Zeit vom 6. bis 10. Januar meinen Monatsurlaub beantragt und alle in Frage kommenden Unterschriften bis auf die des Batteriechefs bereits erlangt. Als ich in denkbar aufgeheiterter Stimmung am 5. Januar nach Dienstschluss meinen Koffer vorsorglich schon gepackt hatte und mich gerade auf den Weg zur Schreibstube begeben wollte, um dort meinen Urlaubsschein für den nächsten Morgen abzuholen, erschienen Ansmann, Kretzschmar und der Spieß mit bitterbösen Mienen vor unseren Baracken und ließen uns draußen antreten. Der Chef hielt uns ein Bündel Urlaubsscheine vor die Nase, darunter auch den meinigen, zerriss sie ernst und feierlich in vier Teile und verkündete nach einer halben Minute peinlichen Schweigens:

"In meiner Batterie dulde ich solche Schweinereien nicht. Bis zum 21. Januar sperre ich für sämtliche Luftwaffenhelfer ohne jegliche Ausnahme den Urlaub."

Was war vorgefallen? Um das zu schildern, muss ich noch einmal ins vergangene Jahr zurückblenden. Eines Abends kurz nach Weihnachten - wir lagen bereits in den Betten, der UvD hatte vor etwa einer viertel Stunde seinen Barakkendurchgang beendet - vernahmen wir von draußen her ein merkwürdiges Gewispere und Gekichere, schließlich sogar ein ziemlich herausforderndes Gejuhuhe, so dass einer von uns, um zu ergründen, was denn los sei, zur Tür schnellte. Nach einem kurzen Wortwechsel gewährte er mit der einladenden Geste: "Na, dann mal 'rin in die gute Stube" drei weiblichen Gestalten Einlass. Das rief natürlich ein gewaltiges Hallo hervor. Und selbst der sonst so schläfrige Bauer war mit einem Schlage putzmunter.

Die Eindringlinge - drei Mädchen im Alter von 17 bis 20 Jahren - zeigten nicht die mindeste Spur von Befangenheit, sondern gaben sich ungemein forsch, ja geradezu kiepig. Mit unverfrorener Neugier musterten sie das bewegungslose, mehr aber noch das lebendige Barackeninventar.

"Tschja", meinte ihre Wortführerin, eine stämmige Bauerndirn von fast burschenhaft-derbem Gebaren, "wir ham schon immer mol gucken wullen, was hier so lus is' bei eich Wänstern und was ihr do Scheenes treibt." Und nach Abschluss der ersten Umschau: "Is'ja sähr intressant hier."

Den Kameraden bereitete die Sache einen Heidenspaß. Mir schwante jedoch von Anbeginn an Ungutes. Aber getreu dem Motto "Gar nicht drum kümmern" hielt ich es nicht für erforderlich, mich aus meinen Decken zu pellen, sondern überließ es ganz den anderen, auf ihre Weise mit den dreisten Kleinpösnaer Dorfschönen ferig zu werden. Da sich bei dem einleitenden Gezäckel und Getätschel unsere ungeladenen Gäste alles andere als zierten, ging man nach solchen Vorhutgefechten recht bald zu heftigeren Nahkampfaktionen über. Die kleine Brünette hatte sich mit aller Energie wie eine Klette an Mittelbach geklammert. Und dann geschah es wie in Goethes berühmter Ballade: "Halb zog sie ihn, halb sank er hin". Die zweite räkelte sich wenig später wohlig grunzend im Nebenbett herum. Und die große Dralle mit der rauchigen Jungenstimme nahm sich nach und nach alle übrigen aufs Korn.

Während ich - mit solch einer Situation zuvor noch nie konfrontiert gewesen und nicht eben wenig schockiert darüber, wie bereitwillig meine Kameraden den so unvermittelt in ihnen angefachten Begierden nun freien Lauf ließen - noch so vor mich hin räsonierte, hörte ich auf einmal die Raubauzige in unverfälscht breitem Sächsisch tönen: "Nu' wulln wer doch mol do driebn den Kleen ä bisschen drannähmen."

Sagte es und ließ sich mit einem wuchtigen Satz auf meinem Bettgestell nieder, dass die Bretter nur so krachten. Herrgott-Welt noch mal, was war jetzt wohl zu tun? Diese draufgängerische Trampeline zu streicheln, zu drücken oder gar zu küssen - dagegen sträubte sich in mir jede Faser. Andererseits

den Versuch zu unternehmen, sie mit Karacho von der Bettkante zu feuern, wollte mir angesichts ihrer schwergewichtigen und muskelbewehrten Körperpartien als ein wenig bekömmliches und wohl kaum zu bewältigendes Unterfangen vorkommen. Rein instinktiv musste ich es jenen Käfern abgesehen haben, die sich einfach totstellen, wenn sie sich von einem übermächtigen Feind bedroht fühlen. Ich drehte also der knutschsüchtigen Maid meine schönere Seite zu, knurrte etwas von "fürchterlicher Krawall hier" und "meine Ruhe haben wollen", wobei ich insgeheim nur mit etwas zwiespältigen Empfindungen ihrer Reaktion entgegenharrte und mich innerlich schon auf handgreiflichere Abwehrmaßnahmen zurüstete. Für eine Weile schien die forsche Aggressorin etwas in sich zu bewegen. Dann aber brach durch ihre raue Schale ganz offensichtlich so etwas wie eine Anwandlung gekränkter weiblicher Eitelkeit. Wie ein junger Mann es über sich bringen konnte, so hochentwickelten Formen und so entgegenkommend dargebotenen Reizen auf solch schnöde Art zu entsagen - das war doch einfach unfassbar, einfach empörend! Auf ihrem Gesicht musste sich die Enttäuschung förmlich abgemalt haben, sonst hätte sie sich ihren Gefährtinnen gegenüber wohl kaum in so beleidigtem Tonfall geäußert:
"Mit dähm hier is awer ooch reeneweg garnischte."

Obwohl mein rein passives Abwehrverhalten nun wahrlich nicht gerade als sonderlich bravorös oder gar vorbildhaft gelten konnte, kam ich mir nach dem abrupten Abzug der zunächst so Angriffslustigen doch beinahe so vor wie der Heilige St. Antonius zu Padua, nachdem er der teuflich andrängenden Versuchung des Fleisches im Aufblick zum Herrn des Himmels ein dröhnendes Machtwort entgegengeschmettert hatte. In der Tat startete keines der so scharf auf körperliche Berührung bedachten weiblichen Wesen einen erneuten Annäherungsversuch. Ich meinerseits scherte mich nun keinen Deut mehr um den Weitergang des bunten Treibens, das sich noch bis in die zweite Nachtstunde hinein ausdehnte.

In meinen Kameraden hallte am nächsten Morgen die nächtliche Invasion und das, was auf sie folgte, wie ein rauschhaft erlebtes, höchst amüsantes, aber doch einmaliges Abenteuer nach. Allein Mittelbach-Fips musste der Pfeil Amors tief verwundet haben; denn in den nächsten Tagen schmachtete und lechzte er noch immer nach dem kleinen schmiegsamen Biest, das an seiner Brust gelegen und - im Unterschied zu der vollbusigen Kraftmaschine - offenbar mehr eine sanfte Gewalt entfaltet hatte. Jedenfalls ruhte und rastete er nicht, bis er seiner "Freundin", wie er sich ausdrückte, die heimliche Aufforderung zu einem weiteren Rendezvous hinterbracht hatte. Und prompt fand sich selbige zur ausgemachten Stunde bei uns ein. Ich muss schon sagen, sie fing es außerordentlich geschickt an, sich bei der gesamten Barackenbelegschaft einen guten Einkratz zu verschaffen, brachte sie doch einen riesigen Napfkuchen mit und bestand darauf, dass ihn alle zusammen verzehrten. Da sagte natürlich keiner nein. Und schon saß die splendable Geberin mit ihren nussbraunen strähnigen Locken, die fast über die Schultern reichten und die sie von Zeit zu Zeit mit einer lässigen Handbewegung aus dem Gesicht strich, als gefeierte Mittelpunktsperson in unserer Runde. Der sanft-getönte Aufschlag ihrer Augenlider glich sich sehr gekonnt dem weichen Samt ihres Kleides an, das die schlanken, aber wohlgeformten Körperpartien eng umschloss. Hin und wieder nur huschte über ihre rotlackierten Lippen ein spöttisch-wissendes Lächeln, bei dessen bloßem Anblick dem entflammten Fips Wonneschauer überrieselten. Diesen Erregungszustand ihres Anbeters genoss das kokette und an weibliche Triumphe offenbar gewohnte Mädchen mit der gleichen selbstverständlichen Unbekümmertheit wie die Züge ihrer Zigarette, die sie gespreizt zwischen den Fingern hielt und deren Rauch sie in zarten Linien über die Tischplatte kräuseln ließ.

Was der Abend in seinem weiteren Verlauf im einzelnen noch bescherte, weiß ich heute nicht mehr zu schildern, da ich mich bald zurückzog. Später artete er allerdings in einer argen Sauferei aus, wobei sich die brünette Eva so schrecklich viel Wein und Likör einflößen ließ, dass sie am Ende nur noch

lallen und torkeln konnte. In diesem Auflösungsprozess bot sie fürwahr niemandem mehr eine Augenweide. So wurde sie schließlich mehr oder minder gewaltsam zur Barackentür hinausgeschoben und draußen ihrem Schicksal überlassen. Diese zwar nicht ganz unverdiente, unsererseits aber alles andere als galante Behandlung musste sie hernach schwer verdrossen haben; denn sonst hätte sie wohl kaum dem Oberfähnrich Kretzschmar die ganze Geschichte haarklein gebeichtet. Der aber - ohnehin mit Wollust in jedem Unflat wühlend - erhob sie sogleich zur Haupt- und Staatsaktion gegen uns.

Die plötzlich verhängte Urlaubssperre traf mich wie ein Keulenschlag. Aus war es mit der erhofften gemütlichen Geburtstagsfeier daheim. Am nächsten Abend versuchte ich vom Kleinpösnaer Gasthof aus meine Eltern telefonisch wegen meines Fernbleibens zu verständigen. Aber das Gespräch, das merkwürdigerweise über Borsdorf angemeldet werden musste, kam wegen blockierter Leitung ewig nicht zustande. Ich verwartete den geschlagenen Abend in der Küche der mürrischen Gastwirtsfrau und musste das Vorhaben am Ende doch noch aufstecken. So kam mein Geburtstag heran, ohne dass ich ein Päckchen, ohne dass ich auch nur ein Grußwort von zu Hause empfing. Außerdem musste ich am Nachmittag noch Strafdienst absolvieren, da mich Oberfähnrich Kretzschmar im Zuge der plötzlich verschärften Anzugskontrollen wegen ungenügendem Stiefelputz aufnotiert hatte. In mir kochte und brodelte es. Ich grollte den Kameraden, weil sie sich so leichtfertig mit den 'Weibern' eingelassen hatten, gemeinsam mit ihnen schimpfte ich auf das uns verpetzt habende 'Hurenmädchen', wie es alsbald netterweise bezeichnet wurde. Und nicht am wenigsten lud ich meinen Unmut ab auf die preußische Zuchtordnung mit ihrem Kollektivstrafsystem.

Später gestand ich mir freilich ein, eine absolut reine Weste ja nun auch nicht gerade vorweisen zu können. Auch ohne mit dem Amt des Stubenältesten betraut zu sein, hätte ich als altersmäßig obenan Stehender meine Kameraden mit Nachdruck auf das bestehende Verbot, ba tteriefremden Personen Einlass in den Barackenbereich zu gewähren, hinweisen müssen. Doch hatte ich kein Spielverderber sein und schon gar nicht als Moralapostel auftreten wollen. Dem verführerisch dargebotenen Kuchen der Brünetten hatte schließlich auch ich nicht zu widerstehen vermocht. Also galt der Spruch für meine Person schon zu Recht: "Mitgegangen - mitgehangen". Den an der Affäre völlig unbeteiligten, in die Strafmaßnahmen dennoch mit einbezogenen Kameraden der beiden anderen Baracken stand weitaus mehr Grund als mir zu, voll Empörung auf diese Art der Mithaftung zu reagieren. Ich wundere mich deshalb noch heute, dass sie ihre Wut damals uns nicht ungleich stärker hatten spüren lassen.

24. 'Hektor' ante portas

Hatte die Urlaubssperre unsere Stimmung auch sichtlich darniedergedrückt, so erfolgte doch wenig später ein Ereignis, mit dessen Eintritt wir schon gar nicht mehr gerechnet hatten. Als ich eines Mittags mit gefüllten Kochgeschirren von der Batterie-Küche in Kleinoösna zur Baracke zurücktrabte, begegnete mir auf der Landstraße ein merkwürdiges Trio. Zwischen der schlankwüchsig-nordischen Gestalt von Oberlautnant Ansmann und der eckig-fälischen von Oberfähnrich Kretzschmar bewegte sich ein kleiner, kurzbeiniger und zur Dicklichkeit neigender Zivilist in pummeligen Skihosen. Nur seine durchgeistigen Gesichtszüge nebst elegantem Klemmer auf der Nase standen in auffälligem Gegensatz zu seinem äußeren Habitus. Erst als ich die Hand erhoben hatte, um dem Chef meine Ehrenbezeigung zu erweisen, erkannte ich in der Mittelpunktsperson den zweiten Mathematikpauker unserer Waldenburger Oberschule, Dr. Roland Grimmer, der den Namen seines einstigen Pekinesenhundes, nämlich Hektor, als Spitznamen geerbt hatte. Der Schulunterricht sollte also doch noch Wirklichkeit werden.

Noch am gleichen Nachmittag mussten wir zum Gasthofssaal marschieren, wo uns die Batterieleitung den künftigen Stundenplan bekanntgab. Während die Sechsklässler den nunmehr als Schulraum umgestalteten Gasthofssaal als Unterrichtsstätte zugewiesen bekamen, sollten wir Schüler der 7. und 8. Klasse gemeinsam jeweils am Dienstag, Donnerstag und Sonnabend morgen in der Kantine unterrichtet werden. Dr. Grimmer, der bislang die 7., nicht aber unsere 8. Klasse betreut hatte, war es aufgegeben, uns Mathematik zu erteilen, einem aus dem Sudetenland stammenden Studienrat Dr. Lennhart, der z.Z. den Luftwaffenhelfern der Hirschfelder Batterie als Lehrperson zur Seite stand, Latein- und Erdkundeunterricht, und einem gleichfalls in der Hirschfelder Batterie tätigen Unteroffizier und studierten Germanisten namens Priesack, Deutschunterricht. Zwar stand von vornherein fest, dass insbesondere wir Primaner allein durch die Zusammenlegung mit der 7. Klasse nicht mehr allzu viel würden profitieren können, doch freuten wir uns trotzdem, dass mit der ursprünglich nicht herbeigesehnten Wiederaufnahme des Schulunterrichtes gleich eine ganz andere Note ins Treffen kam, dass wir nun nicht mehr ausschließlich dem Kommisskommando unterstanden, sondern die Chance erhielten, vor dem "völligen Verblöden", so unsere eigene Situationsbeschreibung, bewahrt zu werden.

Studienrat Lennhart, der sich überflüssigerweise vor Unterrichtsbeginn als "Gottgläubiger", d.h. als Anhänger der von den Nazis geförderten Deutschvölkischen Glaubensbewegung, bekannte - nur damit wir wissen sollten, woran wir mit ihm seien -, gestaltete die wenigen Geographiestunden, die er bei uns abhielt, recht anschaulich und fesselnd, ohne uns dabei mit einem allzu ausgedehnten Frage- und Antwortspiel zu behelligen. - 'Hektor' hatte einen ganz ausgezeichneten kurzgefaßten Leitfaden zur Einführung in die Differentialrechnung und in die einfachen Differenzierungsmethoden ausgearbeitet. Seinen Sätzen ließ er zwar häufig, wie schon in Waldenburg auf der Penne, den schier unverzichtbaren Fragezusatz "Necht-wahr?" folgen, gestaltete den Unterricht im übrigen aber sehr präzis und zielstrebig. Vordem hatte 'Nurmi' den gleichen Wissensstoff in Waldenburg mit uns durchgepaukt, aber wesentlich umständlicher und weitschweifiger, so dass die gestraffte Wiederholung für uns nicht ohne Nutzen war.

Hektor spann, wie sich bald herausstellte, mit Batteriechef Ansmann einen guten Faden. Wir fanden es überdies sehr nett von ihm, dass er sich in den Abendstunden häufig zu uns in die Baracken begab, um manchmal bis zum Zapfenstreich mit uns zu klönen. Dabei berührten wir so manche naturwissenschaftlichen und technischen Probleme, die uns fesselten. In Hektor hatten wir endlich auch einen fachlich versierten Mann gefunden, der es verstand, die absolut irrsinnige, aber von einigen sich ausgesprochen sektiererisch gebär-

denden Thüringer Hinterwäldlern mit verbissener Hartnäckigkeit verfochtene Hohlwelttheorie dank einleuchtender wissenschaftlicher Beweisschlüsse ad absurdum zu führen.

Recht ledern gestaltete sich allein der Unterricht bei Uffz. Priesack, einem Münchener, dessen knochige Gesichtszüge einem zeichnerischen Einfall Karl Spitzwegs entsprungen sein konnten. Möglich, dass er in seiner Eigenschaft als germanistischer Universitätsassistent allerhand Wissen auf Lager hatte, nur verstand er absolut nicht, es in der geeigneten Weise von sich zu geben und junge Menschen damit zu begeistern. Wohl bemühte er sich, uns auch mal mit der damals zeitgenössischen deutschen Literatur vertraut zu machen, die im bisherigen Deutschunterricht bei uns so gut wie gar nicht berührt worden war. Da erwähnte er das dichterische Schaffen Hans Carossas, Hans Grimms, Rudolf G. Bindings, Erwin Guido Kolbenheyers u.a., wenn auch nur in ziemlich summarischer Form und ohne kritische Durchleuchtung.

25. Überraschungen

Wenige Tage nach Unterrichtsbeginn wartete Uffz. Priesack allerdings mit einem überraschenden Vorstoß auf, den wir ihm nicht zugetraut hätten. Er hatte uns nämlich Theaterkarten für die Aufführung von Goethes "Iphigenie" in Leipzig beschafft, um, wie er sagte, seinen Deutschunterricht plastisch zu illustrieren. Mit bemerkenswerter Energie musste er für uns beim Spieß die Erlaubnis zum Stadtausgang ausgehandelt haben, die wir auf unser eigenes Ersuchen hin wohl kaum erlangt hätten. Doch konnte der Besuch nur truppweise erfolgen, weil die Batterie nicht auf einen Schlag von zu vielen Flakhelfern entblößt sein durfte. Mit Kurt Pfau und meinen anderen beiden Klassenkameraden, Hans-Robert Lott und Ulrich Redslob, gehörte ich zum ersten Schub.

Am Dienstag, 11. Januar, 15 Uhr, sollte die Vorstellung in dem behelfsmäßig als Theater eingerichteten Konservatorium steigen. Schauspielhaus, Neues Theater und Altes Theater lagen ja alle in Trümmern. Leider hatte der Tommy aber im Sinne, uns einen dicken Strich durch die Rechnung zu machen. Da der Himmel den ganzen Vormittag über mit Wolkenschichten verhangen war und erst zur Mittagsstunde fast schlagartig aufriss, hatten die Feindflugzeuge unter idealem Tarnungsschutz einfliegen können, um nun eine um so klarere Zielsicht für ihre Bombenabwürfe vorzufinden. Gegen 12 Uhr heulten die Leipziger Stadtsirenen. Wenig später brandete die erste Angriffswelle auf die Messestadt. Ringsum ballerten die Flakbatterien. Auch wir gelangten mehrfach zum Schuss, erhielten später aber Feuerverbot, da in unseren Raum deutsche Jagdflugzeuge und Zerstörer mit der Absicht aufgestiegen waren, die Feindverbände zu sprengen. Pfeilgeschwind sausten ihre schnittigen silberglänzenden Leiber durch den Äther. Es war der erste Tagesangriff, den wir erlebten. Geraume Zeit verging, bis die Feuerbereitschaft und anschließend die Alarmbereitschaft aufgehoben wurde. Der Uhrzeiger wies schon auf viertel vor 14 Uhr. In affenartiger Geschwindigkeit warfen wir uns in die 1. Garnitur, nahmen uns nicht die Zeit, auch nur einen Bissen zu verschlingen und rasten im Galopp nach Hirschfeld hinüber, wo Priesack bereits in höchster Ungeduld auf uns harrte. In einem unvorstellbaren Geschwindschritt ging es weiter nach Engelsdorf, wo wir aber länger als eine Viertelstunde auf die Straßenbahn warten mussten, die uns überdies nur bis an den Rand des Zentrums brachte, da die Aufräumungsarbeiten noch nicht weiter gediehen waren. Von Spuren des soeben erfolgten Angriffes konnten wir in der inneren Stadt nichts bemerken.

Es war weit nach 15 Uhr, als wir über den Augustusplatz hasteten. Völlig erhitzt und ausgelaugt ließen wir uns auf das knarrende Gestühl im Konservatorium fallen. Der 1. Aufzug näherte sich bereits seinem Ende. Wir fanden uns in die Handlung aber rasch hinein und folgten dem weiteren Bühnengeschehen mit Aufmerksamkeit. Da am 4. Dezember alle Kulissen ein Opfer der Flammen geworden waren, hatte man zu einer ganz schlicht gehaltenen Bühnenaufmachung Zuflucht nehmen müssen. Sie kam diesem klassisch einfachen Werk aber durchaus entgegen. Die Iphigenie zeigte sich in hehrer Erhabenheit und Abgeklärtheit. Peter Lühr, seiner Zeit der bekannteste Schauspieler der Leipziger Bühnen, überzeugte als Orest besonders in den Wahnsinnsszenen. Da ich als Kleinstadtprovinzler bisher nur ganz selten einmal eine Theateraufführung erleben konnte, hatte mich dieser Nachmittag entschieden beeindruckt. Allerdings verhehle ich nicht, dass es mir nicht völlig gelungen war, mich innerlich aus der kampfdurchtobten Gegenwart ganz zu lösen und einen Bogen zu jener klassischen Idealwelt mit ihrem reinen Menschlichkeitsempfinden zu schlagen. Wie ich auf dem Rückweg meinen Kameraden anmerkte und insbesondere Redslob, der in einer Tour den abgöttisch von ihm geliebten St.Louis-Blues im Wechsel mit anderen damals verpönten anglo-amerikanischen Jazz-Hymnen vor sich hinplärrte, musste aber auch ihnen das klassische Bildungserlebnis nicht so tief unter die Haut gedrungen sein, um jetzt noch volle Wirkspuren erkennen zu geben.

Im Grunde blieb eigentlich nur der eine pauschale Eindruck in mir haften, dass eine Zeit, in der solche Dichtungen entstehen und solch eine zutiefst humanistische Gesinnung im Menschenherzen wurzeln konnte, eine gedeihlichere für Deutschland gewesen sein musste als die gegenwärtige, von finsteren Gewalten beherrschte und gezeichnete Epoche.

Gleich am nächsten Tage sollte mir wieder ein aus dem Alltagsrahmen fallendes Erlebnis beschieden sein. Gerade hatte nach der Mittagspause das Batterieexerzieren an den Geräten und Geschützen begonnen, als Oberfähnrich Kretzschmar in unser Malsi-Zelt polterte und losbrüllte:
"Fleischhack fällt aus als U 4! Weiter: Feindflug aus Richtung 12!"
Dann sagte er mir, ich solle mich umgehend in der Schreibstube melden. Dort träfe ich eine schöne Überraschung an. Noch vermochte ich es mir nicht zusammenzureimen, in welchem Sinne der Zyniker dies wohl gemeint haben könnte. Gleichwohl spurtete ich nach der Schreibstube, was das Zeug hielt. Als ich dort niemandem anderen als meine Eltern sitzen sah, fiel mir geradezu ein Stein vom Herzen. Und in meiner Erregung vergaß ich ganz, vor dem Spieß stramm zu stehen, was dieser zum Glück jedoch großzügig durchgehen ließ, wie er sich wohl auch meinen Eltern gegenüber recht höflich und zuvorkommend erzeigt hatte.

Für eine Dreiviertelstunde gewährte er mir dienstfrei und wies uns an, diese Zeit in der Kantine zu verbringen. Dort hielt sich glücklicherweise kein anderer Mensch auf, so dass wir uns ungestört an einem der roh gezimmerten Holztische über die wichtigsten Ereignisse der letzten Wochen unterhalten konnten. In kurzen Zügen erläuterte ich meinen Eltern vom Fenster aus die Batteriestellung und ihre Einrichtungen. Als Zivilpersonen durften sie das Gelände ja nicht betreten. Sie selbst hatten, wie sie mir erzählten, am Vormittag im Auftrag der Großeltern verschiedene Besorgungen in Leipzig erledigt und sich vor allem um eine Unterbringung des halbausgebombten und einer selbstständigen Lebensführung nicht mehr fähigen Onkel Willy gekümmert. Da mein Urlaub auf eine ihnen so unerklärliche Weise ins Wasser gefallen war, hatten sie vor der Rückfahrt den Umweg über Kleinpösna nicht gescheut. Natürlich verstrich die knappe Zeit viel zu rasch. Und doch war ich hochbeglückt über diese willkommene Aufmunterung. Sie trug mir auch noch ein Päckchen ein, das alle jene Dinge enthielt, die mir zum Geburtstag zugedacht waren. Nach der Verabschiedung eilte ich schnurstracks zur B 1 zurück, doch hielt ich das unverhoffte Wiedersehen hernach noch lange in Gedanken fest.

26. 'Siebzehn-viere'

Nach zwei Wochen wechselte der Lehrkörper. Uffz. Priesack trat seinen Jahresurlaub an. Während dieser Zeit sollte ihn unser Waldenburger Deutschlehrer, Stud.R. Göhler (gen. Golo), ersetzen. Hektor dagegen, der seinen Einführungskurs in die Differentialrechnung abgeschlossen hatte, musste wieder nach Waldenburg zurückreisen. An seiner Statt erwarteten wir einen Studienrat von der Sonneberger Oberschule.

Auf Göhlers Kommen hatte ich mich besonders gefreut, da er es stets verstanden hatte, uns zu logisch genauem Durchdenken und Durchgliedern des jeweiligen Stoffes anzuleiten, ohne ihn in allzu schulmeisterlicher Pedanterie zu zerfasern. Hier in Kleinpösna behandelte er mit uns die Schillersche Trilogie Wallenstein, die ich damals für den Gipfelpunkt dramatischer Dichtung schlechthin erachtete. Obwohl ich mit meinen Gedankengängen dem Scharfsinn und der Zügigkeit 'Golo's oft nicht ganz zu folgen vermochte und - wie schon daheim auf der Schulbank - in der mündlichen Beteiligung manchem meiner Kameraden nachstand, erntete ich in der abschließenden Klausurarbeit die beste Note.

Der Thüringer Studienrat Hoffmann entpuppte sich als Pauker-Original ureigenster Prägung. Wir hatten gerade in der Kantine Platz zur ersten Unterrichtsstunde genommen, als auf die Minute pünktlich die Tür mit unvorstellbarem Krach aufgerissen wurde und ein hünenhafter Mann von der Statur eines bajuwarischen Holzknechtes nach zwei gewaltigen Schritten bereits mitten im Raume stand. Wie einen Elefantenrüssel schleuderte er den rechten Arm zum 'deutschen Gruß' so hoch, dass er erst in der Kantinendecke ein gebieterisches Halt fand, und dröhnte mit Stentorstimme:

"Heil Hitler, Jungs! - Hoffmann."

Dann schnallte er seinen ungefügen Rucksack ab, der noch aus der Wandervogelbewegung stammen mochte und aus dem eine sperrige Messlatte hervorspießte. Kaum hatte er die ersten Sätze doziert, als er sich plötzlich über zwei Sitzplätze hinwegbeugte, um einem in der hintersten Reihe Postierten das vor diesem aufgeschlagene physikalische Lehrbuch mit der Bemerkung zuzuklappen:

"Wir brauchen hier keine Bücher für unseren Unterricht, mein Knabe, nur Aufmerksamkeit. Diese aber ist unerlässlich."

Ständig hielt seine rechte Hand einen derben Knotenstock umkrallt, mit dem er, um uns einen wissenschaftlichen Beweisschluss mit aller Vehemenz einzubläuen, mehrfach die Wandtafel zu durchbohren drohte. Auch leichte symbolische Züchtigungen auf die Köpfe derer, die sich ermattet in Morpheus Arme hatten sinken lassen, pflegte er mit diesem Instrument vorzunehmen.

Der mathematische Unterricht schien dem Thüringer Goliath weniger zu liegen. In diesem Fach betätigte er sich im Grunde nur wiederholenderweise, wobei er, statt aufzufrischen, eher von dem wieder abbaute, was uns Dr. Grimmer zuvor in so kurzer und klarer Form beigebracht hatte. In den beiden naturwissenschaftlichen Fächern Chemie und Physik leistete er dagegen Bewundernswertes. So stellte er in dem höchst primitiv hergerichteten Kantinenraum mit den denkbar einfachsten Hilfsmitteln gewagte Versuche an, von denen in Waldenburg unser Nurmi trotz eines ungleich ansehnlichen Reservoirs brauchbarer Präzisionsinstrumente tunlichst die Finger gelassen hätte. Frappierend glückten ihm alle Vorführungen, die er jeweils mit beredtem Wortschwall und heftigen Armgestikulationen begleitete, wobei es eines Tages nur geschah, dass er mit einem mächtigen Prankenhieb unversehens den Lampenschirm an der Decke zertrümmerte.

Besonders gern ließ er uns wissen, wie preisgünstig seine Apparaturen waren, die er vielfach selbst zusammengebastelt hatte.

"Hier", tönte er dann - unser anerkennendes Staunen erheischend - "diese fotomechanische Platte habe ich für nur 1 Mark und 75 Pfennige persönlich bei Zeiß in Jena erstanden. Spannfeder und Metallteile stammen von Grünbaums

Eisen- und Materialwarenhandlung in Sonneberg, Goethestraße 26. Kostenpunkt: 30 Reichspfennige. Die Pappe lieferte das Schreibwarengeschäft Semmler & Henze, Markt 14 in Sonneberg, für 18 Pfennige. Den Holzrahmen habe ich aus eigenem Material hergestellt. Und die Schweinsblase hat mir der Schmied Töteberg in Kleinpösna, Dorfstraße, kostenlos überlassen. Somit kostete mich die ganze vorstehende Gerätschaft nicht mehr als sage und schreibe 2 Reichsmark und 23 Pfennige."

Mit Oberleutnant Ansmann verband Hoffmann kein ganz so harmonisches Auskommen, wie es vorher unserem Hektor zu erreichen gelungen war. Als Frontoffizier des Ersten Weltkrieges, der es bis zum Hauptmann gebracht hatte, fühlte er sich nicht nur als der Ranghöhere, sondern glaubte zudem auch dazu befugt zu sein, der Batterieleitung Befehle zu erteilen. So bemerkte er in unserer Gegenwart nicht etwa zurückhaltend: "Um diese Sache werde ich mal Ihren Batteriechef bitten", sondern kurz und bündig:
"Da knüpfe ich mir Ansmann mal vor".

Wenn der reckenhafte Studienrat in seinem abgeschabten Mantel mit Ballonmütze auf dem Kopf, Rucksack auf dem Rücken und Knotenstock in der Faust über Kleinpösnas Dorfanger stapfte, trat er mit dem linken Fuß jeweils rüstig nach vorn, zog das rechte Bein dann aber - wohl infolge einer alten Kriegsverletzung - etwas schleppend und nicht in voller Schrittlänge nach. Boshaft, wie Schüler nun einmal sind, äfften wir diesen besonderen Fortbewegungsrhythmus in Anspielung auf den Namen eines uns vertrauten Kartenspiels nach und skandierten mit anhaltender Begeisterung:
"Siebzehn-viere, Siebzehn-viere, Siebzehn-viere ..."

27. Endlich mal Luftwechsel

Als die vom Chef verhängte Urlaubssperre abgelaufen war, meldete ich mich unverzüglich mit einem neuen Antrag. Es kostete mir jedoch ziemliche Mühe, die erforderlichen Unterschriften zu erlangen. Insbesondere trug Ltn. Grißhammer nach der leidigen Mädchen-Affäre noch immer einen heftigen Groll gegen uns im Herzen und kritzelte erst nach geraumem Zögern seine Unterschrift auf das vorgehaltene Papier. Ich war übrigens der Allererste des ganzen Haufens, der wieder auf Urlaub fahren durfte. Mit sichtlicher Freude schritt ich daher am Freitag abend, 21. Januar, zur Schreibstube, um dort Urlaubsschein und Verpflegungsmarken in Empfang zu nehmen. Als ich anschließend aus unserer Abstellkammer in dem schon früher erwähnten Gutshof meinen Koffer holte, nötigte mich die wohlbeleibte, sich sehr leutselig gebende Bäuerin zu einer Tasse Milchkaffee mit köstlichem Apfelkuchen. Ganz nach wissbegieriger Weiberart versuchte mich meine Gastgeberin über sämtliche menschlichen Vorzüge und Schwächen meiner Vorgesetzten sowie über sonstige Begebenheiten innerhalb der Batterie auszuhorschen.

Am Sonnabend morgen meldete ich mich nach dem Frühappell ab, nahm diesmal aber nicht Kurs über Engelsdorf auf Leipzig, sondern über Hirschfeld auf Beucha, um dort zuzusteigen. Diese Wegstrecke kannte ich noch nicht. Ein verhältnismäßig lauer Wind strich über die Felder und ließ beinahe schon den Frü hling ahnen. Im Straßengraben lagen allerdings noch Schneereste, die sich zu schmutzigen Klumpen zusammengeballt hatten. Mit schwerfälligem "Krah-krah" hoben ganze Schwärme schwarzer Rabenkrähen ihre Schwingen zu kurzen Flügen in seitwärtige Richtung.

In Beucha blieben mir noch zwei Stunden bis zur Ankunft des Zuges. Ich schlenderte durch den kleinen Ort und stieg zu der auf einem Hügel gelegenen Wehrkirche empor, die im Sichtkreis der Kleinpösnaer Batteriestellung einen herausragenden Geländepunkt markierte. Nicht wenig staunte ich, als ich gewahrte, wie unmittelbar hinter der Kirche sowie längs ihrer beiden Flanken schroffe Felswände in die Tiefe führten und den Blick in einen ausgedehnten Steinbruch freigaben. Dieser hatte von dem gesamten Hügel faktisch nur noch den schmalen Sektor mit der Kirche stehen gelassen. Trotz der an diesem Tage begrenzten Sichtmöglichkeiten konnte ich von hier oben weit in die Runde schauen. Während sich im Norden und Westen das flache Wiesen- und Ackergelände schier in der Unendlichkeit verlor, erstreckten sich nach den anderen Himmelsrichtungen Wälder und Haine mit hügeligen Kuppen. Später begab ich mich nahe des Bahnhofes in ein Restaurant, das bei seiner geräumigen Anlage früher mal ein viel besuchtes Ausflugslokal gewesen sein musste, und labte mich an markenfreien Kartoffelstückchen.

Der Zug rollte mit geringer Verspätung an, war aber so gedrängt voll, dass ich bis Großsteinberg auf dem Perron verharren musste. Über Rochlitz ging es dann ins Muldental. In der Waldenburger Bahnhofstraße kam mir mein Großvater entgegen. Wie üblich streifte ich zu Hause erst einmal die Uniform mir vom Leibe und setzte mich dann mit Wohlbehagen an den gedeckten Kaffeetisch. Da ich über fünf Wochen lang nicht daheim geweilt hatte, gab es natürlich eine ganze Menge zu erzählen.

Die drei Urlaubstage nutzte ich zu mehreren kleinen Spaziergängen bzw. Radausfahrten. Das für die Jahreszeit ziemlich milde Wetter gestattete solche Unternehmungen. Was war das doch für ein herrliches Gefühl, sich mal wieder, wenn auch nur für die kurze dreitägige Frist, frei und ungebunden bewegen zu können! Obwohl meinen Eltern diesmal nur sehr wenig Zeit für mich zur Verfügung stand (Mutter erhielt vom Lazarett nur für einen Nachmittag frei, während Vater eine Amtshandlung nach der anderen zu verrichten hatte), trat ich am Mittwoch morgen erfüllt und befriedigt die Rückfahrt an.

28. Schattenschießen

Am Donnerstag, 27. Januar, holte man uns in aller Herrgottsfrühe aus den Betten, um uns zum Batterieübungsschießen nach Wachau zu befördern. Wenig später ließ der Chef das gesamte Vorhaben wegen ungünstiger Witterung aber wieder abblasen und auf den nächsten Tag verlegen. So ging es also erst am Freitag auf LKWs mitsamt aufgeladenem Kommandogerät zum Bestimmungsort.

Auf einer sanften Geländewelle zwischen Wachau und Dösen befand sich rechterhand der Straße im Anblick des nicht allzu weit entfernt liegenden Leipziger Südfriedhofes mit seinem pomphaften Krematoriumsbau eine Flakbatterie-Stellung, deren Geschütze und Messgeräte merkwürdigerweise nicht von den sonst üblichen Erdwällen geschützt waren, sondern auf bloßem Feldboden standen. Wir brachten hier zunächst unser Kommandogerät in die richtige Position, während unsere Geschützmannschaften die Wachauer Besatzung ablösten. Gegen 10 Uhr steuerte eine uralte, langsam dahintuckernde FW 34 mit einem Luftsack im Schlepptau unseren Schusskreis an. Diesen Luftsack sollten wir aufs Korn nehmen. Oberst Schmidt als höchster Flakoffizier von Leipzig, der im November des vorigen Jahres in Wiederitzsch unseren Lehrgang bei seiner Abschlussvorstellung besichtigt hatte, erschien kurz nach 10 Uhr, um höchstpersönlich dem Übungsschießen beizuwohnen. Da das Umwertungsgerät hierbei nicht in Funktion zu treten brauchte, war mir die Aufgabe zugefallen, den auf der Skala des Kommandogeräts erscheinenden jeweiligen Schusshöhenwinkel abzulesen und auf eine Liste zu notieren. Bald setzte aber ein böiger, von Minute zu Minute heftiger werdender Wind ein, der es uns verwehrte, auch nur eine einzige Gruppe abzufeueren. Überdies brachte er das altersschwache Flugzeug, das zunächst unentwegt seine Kreise weiter zog, in arge Bedrängnis. Es geriet sichtlich in Schwankungen. Gegen 11 Uhr drehte es mit seinem Luftsack wieder ab. Lediglich ein paar kümmerliche Messreihen hatten wir bis zu diesem Zeitpunkt fabriziert. Trotz dieses mageren Ergebnisses befahl uns Oberst Schmidt, nach Kleinpösna zurückzufahren. Ansmann, Grißhammer und Kretzschmar saßen verbiestert auf ihren Plätzen, hatten sie uns doch vorher tagelang auf diese technische Übung hin gedrillt, um vor dem Oberst die zackige Schussdisziplin unserer Batterie schlagend unter Berweis zu stellen. Nun mussten sie mit so einer äußerst dürftigen Ausbeute die Rückreise antreten. Ich selbst zeigte mich von dem Missgeschick weniger berührt und fand es großartig, bei dieser Gelegenheit mal aus der Schlammperipherie von Kleinpösna herausgekommen zu sein und eine andere Gegend um Leipzig berührt zu haben.

Eine weniger erfreuliche Abwechslung sollte indessen auf dem Fuße folgen: Während wir am Freitagnachmittag tüchtig schuften mussten, um das Kommandogerät wieder in die richtige Lage zu bringen und sonstige Aufräumungsarbeiten zu bewerkstelligen, riss uns in der Nacht zum Sonnabend der Alarmruf nicht weniger als dreimal aus dem Schlummer. Dabei war der Nachthimmel so stockdunkel und der Trampelpfad zur B 1 so arg verschlammt, dass ich ohne die vor kurzem erworbene und trotz Verbot betätigte Taschenlampe totsicher abermals ausgeglitten und in einem Kabelgraben gelandet wäre. Diesmal traf das Malheur mehrere meiner Kameraden. Selbst Oberfähnrich Kretzschmar kam bei einem der Alarme ganz erheblich verspätet und über und über mit Morast besudelt, dazu rabiat schimpfend und fluchend in unser Malsi-Zelt. Am Ende setzte er jedoch sein gassenbubenartiges Feixen auf und bemerkte herablassend:

"Na, da hat aber morgen mein Putzer Arbeit von früh bis spät."

Ja, dachte ich bei mir, wenn man es so gut hat, einen Putzer für sich in Anspruch nehmen zu dürfen, kann man sich solch einen Ausrutscher schon mal leisten.

29. Missklänge

Ende Januar / Anfang Februar erhob sich in unseren Reihen eine Woge des Unmutes und der Unzufriedenheit. Nicht nur die 'Anti-Nazis' betätigten sich als 'Meckerer' und 'Kritikaster', auch die bislang so treuen Gefolgsleute unter uns begannen misslaunig zu wettern auf Grißhammer, auf Kretzschmar, auf den Spieß, selbst auf Ansmann und die ganze Batterie überhaupt.

Mancherlei Gründe bewirkten diese rapide Stimmungsverschlechterung. Da wären zunächst die sich häufenden und an den Nerven zehrenden Nachtalarme zu nennen. Tatsächlich verging kaum noch eine Nacht, in der wir nicht ein- bis zweimal aus dem Schlaf gerissen wurden. Vielfach gelangte unsere Batterie dabei zum Schuss. Doch während wir in der ersten Zeit unseren militärischen Aufgaben mit Begeisterung nachgekommen waren, verrichteten wir sie jetzt nur noch mit mürrischer Gleichgültigkeit. Mit den Nachtalarmen erhöhte sich auch die Zahl der Tagesalarme. Als wir uns am 30. Januar gerade in der Kantine niedergelassen hatten, um im Gemeinschaftsempfang den Worttiraden des 'heißgeliebten Führers' anlässlich des Jahrestages der nationalsozialistischen 'Machtergreifung' zu lauschen, rief uns das Einsatzkommando an Geräte und Geschütze.

Aber auch der gewöhnliche Tagesdienst gestaltete sich immer unerfreulicher. Innerhalb und außerhalb der Stellung hatte sich eine regelrechte Schlammwüste ausgebreitet, die von Tag zu Tag weiter wuchs. Schon umspülte das hervorgequollene Grundwasser die Sockel der Geschütze. Auch in den Stand des Kommandogerätes und in das Malsi-Zelt sickerte es unaufhörlich ein, so dass wir hohe Lattenroste legen und mehrmals am Tage eimerweise die lehmige Brühe ausschöpfen mussten. - Gleichzeitig mehrten sich bei dem ungesunden nass-kalten Wetter die Erkältungskrankheiten. Alles hustete, schniefte und krächzte rauhalsig. - Erhielten wir anfänglich nach Nachtalarmen mit Feuereinsatz, die länger als eine Stunde gedauert hatten, am nächsten Tag eine ansehnliche Sonderportion 'Alarmverpflegung' zugeteilt, wurde nunmehr diese Vergünstigung auf höhere Weisung ganz gestrichen. Doch mehr noch als der Wegfall der Alarmverpflegung machte sich die allgemeine quantitative wie qualitative Verringerung der Beköstigung bemerkbar. Bei dem schweren Luftangriff auf Leipzig am 4. Dezember mussten etliche Lebensmittelvorratslager schwer getroffen worden sein, so dass es mit dem Nachschub nicht mehr recht klappen wollte. - Auch die Kohlenzuteilung wurde um ein Drittel gekürzt. Wir konnten unsere Baracke deshalb nicht mehr so gemütlich warm halten wie bisher. Zwar spezialisierten sich unsere Kohlenholer bald darauf, bei der Ausgabe des Feuerungsmaterials unter der Hand noch ein bis zwei Briketts mehr mitgehen zu lassen, doch ließ sich damit noch längst kein Ausgleich bewirken.

Kleinliche Verbote, Rügen und Vorhaltungen, mit denen uns die Batterieleitung insbesondere nach der leidigen Weiberaffäre in verstärktem Maße bedachte, halfen mit, unser ohnehin schon gedrücktes Lebensgefühl noch mehr zu verdüstern. So war uns allen das Rauchen grundsätzlich verwehrt, obgleich das damals geltende Jugendschutzgesetz lediglich das Rauchen in der Öffentlichkeit den noch nicht Achtzehnjährigen untersagte. Nach meinem 18. Geburtstag hatte ich, wiewohl es mich zum Stäbcheninhalieren im Grunde gar nicht verlangte, beim darauf folgenden Stubendurchgang eine Schachtel Zigaretten in rein provokatorischer Absicht so offen in meinen Spind gelegt, dass sie Grißhammer auf den ersten Blick wahrnehmen musste. Er griff auch sogleich danach und zog ein zürnendes Gesicht. Doch ich schlug die Hacken zusammen und erklärte:
"Ich bin jetzt 18 Jahre alt, Herr Leutnant, und stehe nicht mehr unter Jugendschutzgesetz."
Daraufhin musterte er mich kopfschüttelnd von oben bis unten. Offenbar hielt er mich in diesem Augenblick für einen sittlich bereits völlig verdorbenen und sämtlichen bösen Gelüsten anheimgefallenen Menschen. Er entschied,

das Rauchverbot habe auch fernerhin ausnahmslos für alle Luftwaffenhelfer zu gelten, wogegen Redslob hinterher wütend aufbegehrte:

"Und hier, wo wir so schweren Dienst für das Vaterland schieben müssen, bescheißen uns diese verdammten Milizbonzen noch um unsere verbürgten Rechte! Das haut doch wirklich dem Fass die Krone ins Gesicht! Aber so ist es: Nichts anderes als willenloses, entrechtetes und getretenes Menschenvieh sollen wir sein für diesen schäbigsten Staat auf Gottes Erdboden."

Auch mich ärgerte diese Auflage gewaltig. Und aus Trotz habe ich weder vorher noch nachher je wieder so viele Zigaretten entflammt wie damals, wo es mir nach offiziellem Gesetz zwar zustand, nach Grißhammers Anweisung aber verwehrt bleiben sollte.

Überhaupt grollten wir ziemlich unwillig über unseren rechtlich so undurchsichtigen Status. Einerseits ließ man uns Dienst leisten und Feuereinsätze verrichten in gleicher Weise wie die ausgedienten Kanoniere, andererseits waren wir dazu verurteilt, in einer blauen HJ-Uniform mit entsprechender Hakenkreuzbinde herumzulaufen und Schulunterricht zu absolvieren. Die Eigenschaft als zum Wehrdienst abgestellte, aber noch nicht schulentlassene Schüler wollten wir bis zu einem gewissen Grade ja noch gelten lassen, als von der Hitlerjugend Aufgebotener fühlte sich im Grunde jedoch kaum einer noch. Etwas scheel blickten wir auf die sudetendeutschen Luftwaffenhelfer der Hirschfelder Batterie. Sie sollten dort in vieler Hinsicht besser gestellt sein als wir in Kleinpösna. Die älteren Flaksoldaten in der Batterie wiederum beneideten uns, weil wir "jungen Spunde" mehr Urlaub erhielten als sie, die schon so lange im aktiven Kriegseinsatz standen und daheim ihre Familien hatten. Dieser Umstand beeinträchtigte das Gefühl kameradschaftlicher Zusammengehörigkeit nicht eben wenig.

Zwischen Batterie und Batterieleitung auf der einen Seite und uns Flakhelfern auf der anderen schwelte also eine von Missbehagen und Missgunst genährte Spannung, die sich in allerlei wenig freundlichen Attacken gegen uns niederschlug. Batteriechef Ansmann zeigte sich die ganze Zeit über recht grillig und zugeknöpft. Wegen Krankheit musste er sich häufig von Grißhammer vertreten lassen. Dieser war seit dem Vorfall mit den Kleinpösnaer Dorfschönen an keinem Sonntagnachmittag mehr in unserer Baracke erschienen, um sich mit uns zu unterhhalten. Er behandelte uns nur noch wie missratenes Grobzeug. Während sich Kretzschmar trotz erlangter Oberfähnrichwürde immer pöbelhafter aufspielte und uns schikanierte, wo und wie er nur konnte, schrieb uns der Spieß schon bei der kleinsten Beanstandung auf und verhängte Strafdienst. Jedenfalls war ich an den letzten Sonnabendnachmittagen ständig "mit d 'beii". Uffz. Eigenmann wiederum setzte seinen bornierten bayerischen Holzschädel in so grantiger Laune auf, dass der Gerätedienst bei ihm wahrlich kein Vergnügen mehr bot. Den Rest besorgte der steifleinerne, verknöcherte Uffz. Angerhofer, der uns als sog. Betreuungsunteroffizier auch nicht ein anerkenndes oder aufmunterndes Wort zu sagen verstand. Wir schalteten darum häufig ganz auf stur.

In einem Falle bescherte uns die passive Resistenz einen unerwarteten Erfolg. Ltn. Grißhammer hatte uns für den Ofen in der Kantine, wo unser Schulunterricht stattfand, kein Feuerungsmaterial mehr bewilligt und angeordnet, den Ofen mit unseren für die Wohnbaracken zugeteilten Briketts zu heizen. Nach der vorangegangenen Kürzung um ein Drittel empfanden wir das als unzumutbar und empörend. Wir beschlossen, nicht ein einziges Brikett von unserem Baracken-Kontingent zu opfern und den Schulunterricht aus Protest in dem völlig ungeheizten Raum über uns ergehen zu lassen. Golo, unserem kahlköpfigen Deutschlehrer, bereitete diese Weigerung sichtliches Missvergnügen, doch gab er nach, behielt seinen Ulster an und befahl uns, die blauen Uniformmäntel überzuziehen. Wenige Tage später repitierte er mit uns noch einmal die wichtigsten Stellen aus 'Wallensteins Tod', als plötzlich die Kantinentür aufflog und ein Generalmajor, ein richtiger, wohlgenährter, ordenübersäter und mit den entsprechenden Kokarden, goldenen Schulterstücken und sonstigen Insignien

versehener Generalmajor der Flakartillerie, eintrat. Golo geriet für einen Augenblick aus dem Konzept und wusste nicht recht, wie er sich als Zivilist in dieser Situation benehmen sollte. Doch dann riss er energisch seine Hacken zusammen und meldete stramm wie ein preußischer Korporal mit 'deutschem Gruß' dem hohen Offizier, dass er den Luftwaffenhelfern dieser Batterie gerade Deutschunterricht erteile. Der Gewaltige berührte mit zwei Fingern lässig den Rand seiner Schirmmütze und forderte Golo auf, sich nicht stören zu lassen und seinen Unterricht ruhig fortzusetzen. Er wolle ein Weilchen zuhören.

Nach etwa fünf Minuten unterbrach er den Lehrer-Schüler-Dialog und fragte uns in etwas knarrigem Tonfall, wie es uns bei den Luftwaffenhelfern gefalle, ob wir mit dem Essen zufrieden seien oder ob wir irgendetwas zu beanstanden hätten. Da fasste sich einer von uns ein Herz und beschwerte sich über die Kürzung des Kohlenkontingentes, die uns jetzt nötige , während des Unterrichtes in einem total ungeheizten Raum zu sitzen. Dass es in der Tat kalt war, konnte auch dem General trotz seines stahlblauen dicken Luftwaffenmantels mit darunterlagernder Fettpolsterung schwerlich entgangen sein. Er ließ deshalb unverzüglich Ltn. Grißhammer herbeirufen und erteilte ihm in unserer Gegenwart eine geharnischte Rüge wegen mangelhafter Versorgung seiner Luftwaffenhelfer. Grißhammer hatte schon die Lippen zu einer Erwiderung gespitzt, doch schnitt ihm der General den Versuch einer Gegenrede sofort ab und befahl mit ziemlich barschen Worten, ab sofort unsere Kohlenzuteilung um ein Drittel wieder heraufzusetzen. Da blieb dem gescholtenen Leutnant nichts anderes übrig, als ein gepresstes "Jawoll, Herr Generalmajor" hervorzustottern. Wir hatten gesiegt.

Nicht ausbleiben konnte freilich, dass Grißhammer grimmige Rache schwor. Beim nächsten Strafdienst waren wir jedenfalls vom ersten bis zum letzten Mann "mit d'beii". Er selbst hielt ihn ab und jagte uns ganz fürchterlich. Noch heute höre ich den Erbosten im Tonfall abfälligster Menschenverachtung über den vermodderten Kleinpösnaer Blutacker fauchen:

"Der ganze Haufen dreimal um das Russenscheißhaus weg, marsch-marsch!"

Als wir den Strafdienst hinter uns gebracht hatten und mit zerschlagenen Gliedern unseren Baracken entgegenwankten, stieß mich Redslob von der Seite an:

"Wird Zeit, dass wir endlich fortkommen von diesem Proletenverein hier, was Hack?!"

30. Vale Kleinpösna!

Dieser Wunsch meines Klassen- und Barackenkameraden sollte in der Tat nur wenige Tage später seine Erfüllung finden. Schon Anfang Februar hatten sich die Gerüchte verdichtet, alle Luftwaffenhelfer des Jahrganges 1926 müssten am 15. d.M. in den RAD (Reichsarbeitsdienst) einrücken. Am 9. und 10. Februar erhielten die ersten von uns ihre diesbezügliche Order. Tagsdarauf begaben sich die Betroffenen nach der Flakkaserne Paunsdorf zur Abschlussuntersuchung, lieferten anschließend ihre Militärsachen in der Kammer ab und nahmen von der Batterie Abschied. Leider bekam ich erst am Freitag mittag, 11. Februar, von zu Hause ein Telegramm mit der Bekanntgabe meiner Einberufung zum 15.2. nach Kulm an der Weichsel. Ich meldete mich umgehend beim Chef. Er verfügte, mit mir sollten am nächsten Morgen auch gleich die restlichen 26er, auch wenn sie noch keine entsprechende Nachricht in der Hand hätten, nach Paunsdorf zur Schlussuntersuchung marschieren. An ihre Entlassung könne freilich erst dann gedacht werden, wenn die z.Z. noch in Ausbildung stehenden Luftwaffenhelfer des Jahrganges 1928 in die Stellung nachgerückt seien.

Im Ambulatorium der Flakkaserne herrschte ein enormer Andrang. Lange mussten wir wartend verharren, bis wir an die Reihe kamen. Der Stabsarzt hatte jedoch noch so viele Patienten abzufertigen, dass er auf alles Abklopfen und Abhorchen ganz verzichtete und uns lediglich befragte, ob wir uns gesund fühlten. Natürlich taten wir das und erhielten sogleich unseren Gesundheitspass ausgehändigt.

Während meine Kameraden sich erlauben konnten, noch zwei bis drei Stunden durch die Stadt zu bummeln, hastete ich auf schnellstem Wege nach Kleinpösna zurück, schlang mein Mittagessen herunter und zog meine Zivilsachen über. Dann kramte ich meine gesamten Klamotten zusammen und schleppte sie zur Kammer. Der Kammerbulle, jener nicht eben großgewachsene, aber agile Obergefreite mit dem böhmischen Musikantenblut in den Adern, der die Weihnachtskapelle so geschickt zu motivieren vermocht hatte, lag seit einiger Zeit mit uns Flakhelfern in Fehde. Daher nahm es nicht Wunder, dass er den Zustand meiner Klamotten bemäkelte. Doch wie sollte ich meine Stiefel pik-sauber hinbekommen haben, wenn ich mit ihnen soeben noch durch dicken Morast waten musste? Dummerweise fehlten auch noch ein Handtuch und die Nagelbürste, so dass der kleine Despot Anlass genug sah, mich in die Baracke zurückzuschicken. Als ich mich abermals meldete und nun wirklich alles in beste Ordnung gebracht zu haben glaubte, knöterte und meckerte er noch immner herum und weigerte sich, mir die Abgabebescheinigung auszuhändigen. Ich schaute auf die Uhr. Die Zeit drängte. Ob ich den Abendzug noch erreichen würde? Ich versuchte, mit dem Mann im Guten zu verhandeln und ihn zu bitten, es doch einzusehen, dass meine Zeit bemessen sei, zumal mir ohnehin nur noch zwei Tage bis zum Einrücken beim RAD zur Verfügung stünden. Doch kostete er seine Macht aus und ließ mich weiter zappeln. Erst gegen 16 Uhr rückte er den Schein heraus. Ich nahm ihn und ging grußlos von dannen. Zunächst zur Schreibstube, wo ich den Abgabeschein einlösen musste. Zum Glück lagen dort meine Entlassungspapiere längst bereit. Nur die Unterschrift vom Chef fehlte noch. Ich sollte sie mir in seiner Wohnung geben lassen. Ansmann unterschrieb, richtete noch ein paar freundlich gehaltene Wort an mich, die mich nach den mannigfachen Enttäuschungen der letzten Zeit recht erfreuten, und wünschte mir guten Erfolg für die weitere Zukunft. Nun war ich Luftwaffenhelfer gewesen. Wie um eine Last erleichtert, sprang ich die Treppe hinab und eilte zu meiner Baracke.

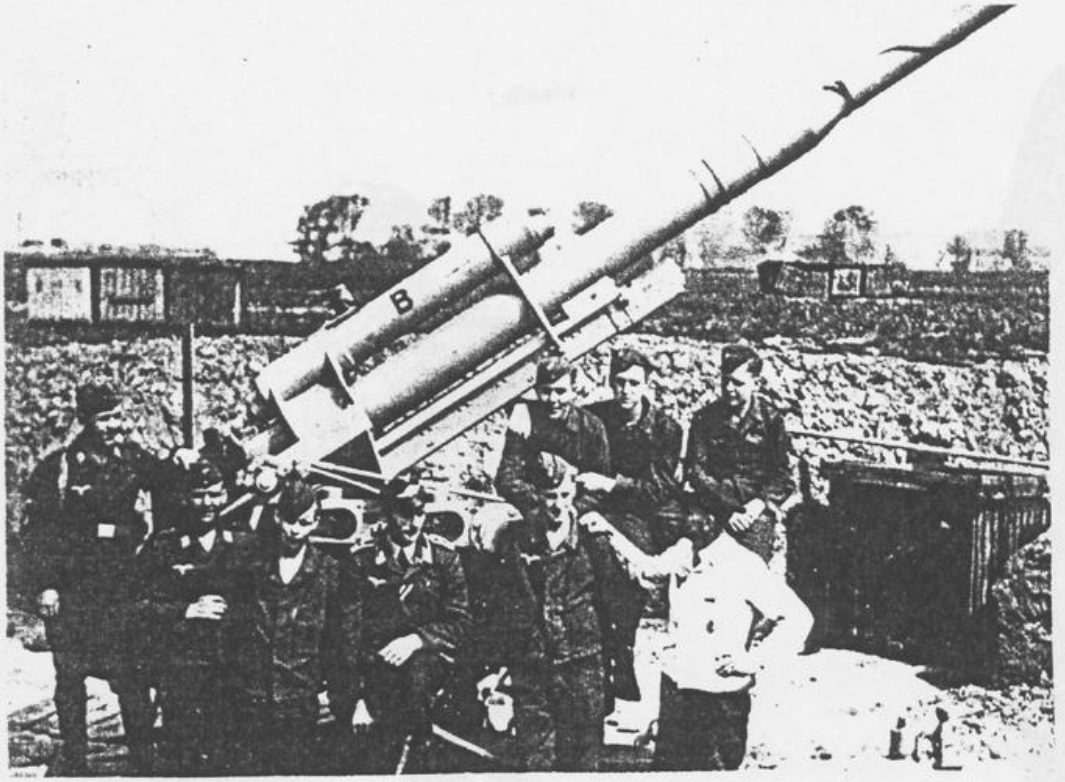
Die Anstandspflicht hätte es an sich erfordert, mich noch vom Messstaffelführer Oberfähnrich Kretzschmar und vom Geräteführer Uffz. Eigenmann (Grißhammer war kurz vorher völlig überraschend zur Flak-Untergruppe Nord versetzt worden) zu verabschieden. Aber ganz abgesehen davon, dass ich die beiden gar nicht noch einmal unbedingt zu sehen begehrte, hatte ich nach dem unnöti-

gen Aufenthalt in der Kammer nicht eine Minute mehr zu verlieren. Selbst meinen braven Stubenkameraden konnte ich nur noch ganz kurz und schmerzlos Adieu sagen. Im Sturmschritt ging es nun dem Beuchaer Bahnhof entgegen. Kurz vor der Autobahnbrücke, ehe ich den Ortsanfang von Hirschfeld erreichte, schaute ich mich rasch noch einmal um, überflog das wahrhaft ausgekostete Gelände der Batteriestellung mit den starr in die Luft ragenden sechs Geschützrohren, dem Parabolspiegel des Funkmesgerätes, den verzweigten Kabelleitungen, Baracken und Finnenzelten und wandte mich dann mit jähem Ruck ab, den Blick nur noch nach vorn gerichtet. Es ließ sich nur mühsam laufen auf der verhorkelten, teilweise auch mit Schnee bedeckten Landstraße. So aller hundert Meter musste ich den diesmal besonders schweren Koffer von der einen Hand in die andere wechseln. Heulend trieb der Wind ein wild tanzendes Flockengewirr umher. Als ich kurz vor Beucha das Parthe-Flüsschen überquerte, war es schon völlig dunkel geworden. Doch erreichte ich noch rechtzeitig den Bahnhof.

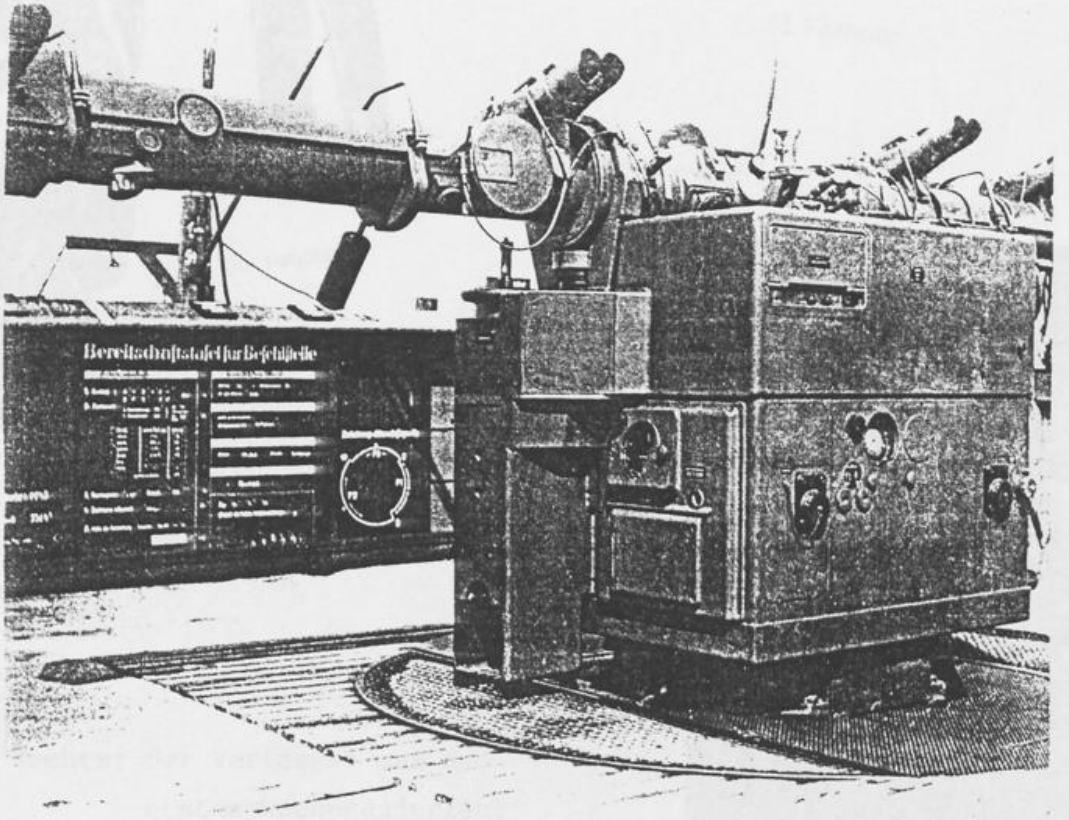
In dem abgenutzten, schaukelnden und fensterklirrenden Zugabteil überkam mich bald eine unbändige Müdigkeit. Es war ein seltsames Gefühl, wieder als Zivilist, als vom Wehrhilfsdienst entlassener Mann zu reisen und doch bereits von einer neuen Formation in Beschlag gelegt zu sein und nur noch die kümmerliche Frist von zwei freien Tagen vor sich zu haben. Als ich aber in Waldenburg aus dem Zug stieg und mich dort völlig unerwarteterweise meine Eltern bereits an der Sperre empfingen, erfüllte mich nichts anderes als die Freude des Wiedersehens mit der stillen Genugtuung, den Luftwaffenhilfsdienst soweit erfolgreich hinter mich gebracht zu haben. Und in der frohlockenden Aussicht, am nächsten Morgen erst einmal gründlich auspennen zu können und vor allen Trillerpfeifen der Welt sicher zu sein, sank ich in mein Bett zu einem tiefen, entspannten Schlaf.

Abbildungen

Deutsche Luftabwehr im Zweiten Weltkrieg



8,8-cm-Flakgeschütz



Kommandogerät 40 mit 4-m-Basis

Uniformen der deutschen
Luftwaffe

Luftwaffe



135. Hauptmann

134. Hauptwachtmeister



55. Flakhelfer



Rechts: Der Verfasser auf dem
ersten Wochenendurlaub



Landstraße von Baalsdorf nach Kleinpösna



Kleinpösnaer Dorfstraße mit Pösna-Graben und Kirche



Gasthof Kleinpösna



Straße von Kleinpösna nach Hirschfeld

Ehemalige Flakbatteriestellung im Schnittbereich
des grünen und gelben Feldes

Alle Farbaufnahmen vom Mai 1998

Ernst Fleischhack

Der Spaten war das Zeichen

Meine Erlebnisse als Arbeitsmann in Kulm

an der Weichsel vom 15. Februar bis 26. April 1944

Nach Notizen aus den Wintermonaten 1946/47

Abschrift des im April 1966 vorgelegten Manuskriptes

gleichen Titels mit geringfügigen textlichen Überarbeitungen

Des Gesamtberichts "Aus Deutschlands dunkelster Zeit"

zweiter Teil

Detmold 1998

Inhalt

1. "Gen Ostland geht unser Ritt..."	3
2. Scharfer Wind	6
3. Der tägliche Drill	7
4. Vorgesetzte und Kameraden	12
5. Wachdienstunwürdig	15
6. Erster Stadtausgang	18
7. In nahrhafter Abgeschiedenheit: Zu Gast bei deutschen Siedlern	21
8. Mit Beil und Buschmesser	26
9. Vom Eise befreit	28
10. Parademarsch	31
11. "Heim ins Reich"	34
Abbildungen	36

1. "Gen Ostland geht unser Ritt ..."

Der Luftwaffenhilfsdienst war überstanden. Nun hielt ich den Einberufungsbefehl des Reichsarbeitsdienstes in der Hand. "... am 15.2.1944 nach Kulm/II/ Weichsel zur RAD-Abt. II/28", bekundete er im schlichten Amtsdeutsch. Ehemaliger Polnischer Korridor, Weichsel-Warthe-Gebiet - es fröstelte mich beim bloßen Gedanken, in eine Gegend zu müssen, die der eingesessene Binnenmitteldeutsche schon im Kernbereich der Kulturlosigkeit wähnt.

Noch standen zum Glück zwei Ruhetage im heimatlichen Waldenburg vor mir. Am Sonntag, 13. Februar, tobte draußen ein schauderhafter Sturmwind, mal Regen, mal Schneeflocken im Gefolge. Zwar besuchte ich als wohlerzogener Sohn meines Vaters vormittags den Gottesdienst in der Schlosskapelle, fand es im übrigen aber zu Hause am behaglichsten. Während meine Mutter in unermüdlicher Besorgnis aus den verschiedensten Schubfächern wahre Berge an warmen Wollsachen hervorkramte - Originalton: "damit du mir dort nicht zu sehr frieren musst" - , las ich in Zeitungen und betrachtete mir die Fotografien früherer Reisen. Am Abend fanden sich Großeltern, Eltern und ich zu einem hausbackenen Familienskat zusammen.

Der Montag vormittag machte noch verschiedene Erledigungen, so die polizeiliche Abmeldung, in der Oberstadt erforderlich. Da über Nacht viel Schnee gefallen und auch liegen geblieben war, prangte die Natur in strahlendem Weiß und lockte am Nachmittag zu einem längeren Spaziergang durch den Grünfelder Park. Als mich gegen Abend der Abschiedstrübsinn zu übermannen drohte, suchte mich mein Vater mit ein paar harmlosen Militärhumoresken aus kaiserlicher Zeit aufzumuntern. Allein schon seiner rezitatorischen Vortragsbravour wegen erzielte er einige befreiende Lachsalven. Gestärkt mit Keks und Apfelmost ging es in die letzte Waldenburger Nachtruhe.

Am Dienstag, 15. Februar, fuhr ich mit dem frühen Nachmittagszug nach Glauchau. Spätestens 16 Uhr hatten sich die zum RAD Beorderten in der dortigen Bahnhofshalle einzufinden. In dem dunklen, ständig mit Unrast erfüllten Raum wallte dicker Mief, der sich aus Tabaksqualm, Speisehallendunst, allgemeinen Bahnhofsgerüchen und den Abgasen der Glauchauer Spinnstoffindustrie quirlig mischte. Nach und nach trudelten die angehenden Arbeitsmänner ein - etwa 75 an der Zahl, darunter drei von meiner Waldenburger Oberschule, die mit mir bereits in Kleinpösna im Luftwaffenhilfsdienst gestanden hatten. Doch statt darüber recht erfreut zu sein, wechselte ich nur wenige Begrüßungsworte mit ihnen und harrte in düster-verkrampftem Schweigen der Dinge, die kommen sollten.

Kurz vor 16 Uhr betraten drei auffallende Erscheinungen die Wartehalle: ein Zivilist mit Aktendeckel in der Hand, flankiert von zwei braununiformierten RAD-Führern. Der ältere, im Range eines Unterfeldmeisters stehende Uniformträger tönte laut in den Raum:
"Alle zum RAD nach Kulm Beorderten in Linie zu drei Gliedern hier antreten!"
Etwas umständlich formierte sich der Haufen. Der Zivilist rief uns einzeln mit Namen auf und hakte diesen nach Meldung auf einer Liste ab. Anschließend übergab er das Blatt dem Unterfeldmeister und verschwand rasch in Richtung Stadt. Der Unterfeldmeister namens Kübarth stellte sich uns nunmehr als Transportbegleiter vor und ermahnte uns zu strikter Disziplin während der Fahrt.

Gegen 16.30 Uhr schritten wir geschlossen durch die Sperre, und nur wenig später rollte auf dem Bahnsteig 1 ein sehr langer Sonderzug mit vorwiegend noch unbesetzten Personenwagen ein. Wir wurden zu zwei Waggons geführt, deren Türen den Kreidevermerk "2/28" trugen. Ich schaltete schnell, gelangte als Erster in ein separates Abteil und sicherte mir sofort den Fensterplatz. Nach mir strömte mit lautem Hallo ein Rudel Meeraner Oberschüler ins Innere.

Nach kurzem Aufenthalt setzte sich der Transportzug schüttelnd und ratternd in Bewegung. In Chemnitz, dem nächsten Haltepunkt, wälzten sich ganze Scharen

von Arbeitsdienstanwärtern in die Waggons. Vom Dresdener Hauptbahnhof, wo wir eine weitere stattliche Mannschaftsladung aufnahmen, konnten wir so gut wie nichts erkennen, da wegen Fliegerwarnung nicht einmal die abgeschirmten Lampen mehr brannten. Während ich nach der Weiterfahrt melancholisch durch das Fenster in die nächtliche Schwärze starrte, entfachten meine Meeraner Abteilgenossen ein wogendes Gelächter nach dem anderen und verputzten dabei mit gesundem Hunger ihre aus dem Papier gewickelten Stullen. Zunächst ulkten sie in munterem Fluge über die zurückliegende LWH-Zeit. Einer damals bekannten Schlagermelodie hatten sie den selbstgedichteten Refrain unterlegt und sangen nun mit ungebremster Begeisterung, was mir als mit der Materie gleichfalls Vertrauten schon ein vorübergehendes Lächeln abnötigte:

"Sture Gefreite
drehen die Seite,
Höhe und Zünder
Sommer wie Winter
bei Tag und bei Nacht."

Später fanden sie jedoch mehr Gefallen an Thema-1-Frotzeleien und -Anspielungen. Still und zugewinkelt saß ich in meiner Fensterecke. Zum Glück ließen mich die Meeraner unbehelligt, hätte ich mich doch in meinem beklommenen Gemütszustand gegen Sticheleien kaum mit Erfolg zu wehren gewusst.

Schließlich ermüdete einer nach dem anderen von ihnen und versuchte ein Nickerchen. Auch ich fühlte die Müdigkeit in mir aufsteigen, vermochte aber kein Auge zuzudrücken. Gegen 23 Uhr nahm ich wahr, dass wir Cottbus erreicht hatten, kurz vor Mitternacht, dass der Zug in Guben hielt. Als ich so zwischen 2 und 3 Uhr nach zeitweiligem Dösen unter den Schienen ein langanhaltendes hohles Rollen vernahm, blickte ich rasch durch die Scheibe nach draußen und gewahrte hinter eisernen Brückenbogen in der Tiefe eben noch das matt schimmernde Band eines Gewässers, das sich jedoch rasch im nächtlichen Grau verlor. Höchstwahrscheinlich hatten wir soeben die Oder überquert. Eine knappe Stunde später blieb der Zug nach knirschendem Bremsen auf freier Strecke stehen. Als ein Eisenbahner mit abgedunkelter Laterne den Bahndamm entlangstapfte, riss einer der hochgeschreckten Meeraner die Wagentür auf und rief, während die verbrauchte Kondensluft in wogenden Schwaden dem Abteil entfuhr, nach draußen:

"Hallo, Meister, wo sind wir hier eigentlich?"

"Neu-Bentschen", erwiderte der Beamte und stieg gleich bei uns ein. "Hier ist die alte Reichsgrenze. Jetzt geht es nach Westpreußen hinein."

Nach geraumer Zeit begann es im Osten fahlgelb zu dämmern. Unentwegt fuhren wir dem allmählich kräftiger werdenden Lichtschein entgegen, rechts und links der Strecke verschneite Kiefernwälder, die nur selten den Blick auf offenes Gelände und einsame Dorfsiedlungen freigaben. Lange Zeit waren wir durch die eintönige Gegend dahingeglitten, als der Baumwuchs plötzlich abriss und viele Straßen und graue Mietsreihenhäuser auftauchten, deren hässliche Flachdächer sich meine Abteilgenossen auf Grund schulischen Erdkundewissens als Ausgeburt slawischer Primitivität erklärten. Die Schienenstränge mehrten sich, und schließlich lief unser Zug in einen größeren Bahnhof ein. Wir standen in Posen,Hauptstadt des Warthegaues. Misstrauisch musterten wir etliche heruntergekommene Gestalten, die untätig auf dem Bahngelände herumlungerten, und fanden es entsetzlich und ergötzlich zugleich, dass hier Pferdefuhrwerke ungeniert die Personenbahnsteige entlangholperten und dabei auch gleich ihre Betriebsstoffrückstände absetzten. Als wir bei der Weiterfahrt über die Warthe rauschten, sahen wir von Posen wohl auch eine ganze Anzahl stattlicher und repräsentativer Gebäude. Das Land aber wurde nun ziemlich kahlwüchsig und zeigte nur hin und wieder leichte Geländewellen. Außer den größeren Ortschaften Gnesen, Mogilnow und Hohensalza, von denen wir aus der Eisenbahnperspektive aber nur wenig zu Gesicht bekamen, gab es kaum eine Abwechslung. Von trister Nüchternheit zeugten die backsteinroten Stationsgebäude an der Strecke.

Gegen Mittag langten wir in Bromberg an, dem Endpunkt unseres Transportzuges. Kaum waren die Wagen zum Halten gekommen, als uns scharfe und durchdringende Kommandorufe zum Aussteigen aufforderten. Der Unterfeldmeister und sein Begleiter, ein Obervormann, hielten alle für Kulm bestimmten Mannen beisammen. Nach dreiviertelstündiger Wartezeit in der gedrängt vollen Bahnhofshalle begaben wir uns mit unserem Gepäck zu einem Nebenstreckenzug, in dem nur wenige Zivilreisende saßen. Er führte uns weiter in östliche Richtung. Bald hatten wir bei Fordon den Weichsel-Strom erreicht, dessen gewaltige lehmgelbe Wassermassen um die Pfeiler der stattlichen Brücke spülten, mit 1325 Metern übrigens der längsten damals in ganz Deutschland. Im Knotenpunkt Kulmischwenzlau (Unislaw) mussten wir nochmals umsteigen und erreichten in nördlicher, zuletzt gar nordwestlicher Fahrtrichtung nach einer halben Stunde - gegen 15 Uhr - das Ziel unserer Reise: Kulm.

Der Bahnhof lag etwas niedriger als die innere Stadt, von der einige Turmspitzen über die Dächer der Häuser hinweg grüßten. Wir wendeten uns aber nicht dem Zentrum zu, sondern marschierten eine kurze Wegstrecke nach der entgegengesetzten Seite, bis wir rechterhand in eine schmale, leicht ansteigende Nebenstraße einbogen, ein Schilderhäuschen, eine Barriere und mehrere kleinere Baracken passierten und schließlich auf einem plateauartigen, mit hoher Fahnenstange bekrönten Platz anlangten, der an drei Seiten von jeweils zwei ziemlich langgestreckten Wohnbaracken umrahmt war, nach der vierten aber sehr steil in einen Talgrund abfiel. Wir standen auf dem Appellplatz der RAD-Abteilung II/28.

Gleich bei unserem Eintreffen stürzte sich auf unseren Haufen ein ganzes Rudel junger Vormänner, die uns erst dahin, dann dorthin dirigierten und schließlich erneut antreten ließen, als der Leiter der Abteilung, Oberstfeldmeister Hermann, in Sicht kam. Dieser begrüßte uns mit einem fürchterlich gellenden "Heil Hitler!" und richtete einige markige Willkommensworte an uns. Anschließend pfiff der Truppführer vom Dienst die bereits am Vortag eingetroffenen Leute aus den Baracken herbei. Wir mussten uns nun ganz genau der Größenordnung nach aufstellen, um entsprechend der erreichten Zentimeterzahl den einzelnen Trupps zugewiesen zu werden. Insgesamt gab es 12 Trupps, die jeweils auf eine Mannschaftsstärke von 15-18 Arbeitsmännern vervollständigt werden sollten. Drei Trupps bildeten jeweils einen Zug. Man reihte mich in den 9. Trupp, also den dritten des 3. Zuges ein. Der Vormann meines Trupps, ein langer Hamburger mit schmalem, auffallend rotwangigen Gesicht, der beim Aussprechen des sp und st über den "s-pitzen S-tein s-tolperte", erweckte keinen unsympathischen Eindruck. Er führte uns in unsere Truppstube (jeder Zug besaß seine eigene Wohnbaracke, die in drei Truppstuben unterteilt war) und wies einem jeden von uns Spind und Lagerstätte zu. Ich hatte einen Oberstock-Bettenplatz erwischt. Die RAD-Baracken waren äußerst massiv und geräumig hergerichtet, ganz anders als diejenigen in der Kleinpösnaer Flakeinsatzbatterie. Dennoch hatte ich letztere trotz ihrer Engräumigkeit in angenehmerer Erinnerung. Hier störten mich die blanken Holzwände und Stützbalken. Sie verliehen dem Ganzen eine bodenkammerartige Atmosphäre. Vollends beleidigten die hässlichen schwarzen Blechspinde mein Gefühl. Dafür schienen die Strohmatratzen gut gestopft zu sein. Sie waren mit makellosem blaukarrierten Bettzeug überzogen.

Am späten Nachmittag erhielten wir sogar noch ein äußerst reichhaltiges Mittagessen nachgeliefert, das ich aber höchstens zu einem vierten Teil bewältigen konnte. Danach empfingen wir in der Bekleidungskammer unsere schon bereitgestellten Uniformklamotten. Vor dem Schlafengehen instruierte uns der Vormann noch, wie man sein Sachenbündel vorschriftsmäßig auf den Schemel zu schichten habe. Dann verschwand er mit einem "Gute Nacht" in der Tür und löschte das Licht. Noch wogten in meinem Inneren all die vielen neuen, während der Fahrt und bei der Ankunft im Lager empfangenen Eindrücke. Und der erste Schlaf in östlicher Fremde war gewiss alles andere als sorgenfrei.

2. Scharfer Wind

Gleich am nächsten Morgen bekamen wir zu spüren, dass in Kulm ein scharfer Wind weht. Schon rein klimatisch verstanden; denn so eine harte, trockene, vom Ostwind vorgetriebene Kontinentalkälte hatten wir während der bisherigen Wintermonate in Sachsen noch nicht erdulden müssen. Doch erbarmungslos wurden wir punkt 6 Uhr von der Lagerstatt aufgestöbert. Im Laufschritt ging es - nur mit Hemd und Hose bekleidet - zur Waschbaracke, um unter dem kalten Wasserstrahl der Morgentoilette zu genügen. In höchstmöglichem Tempo musste alles vor sich gehen. Aber wehe, wer nicht den gesamten Oberkörper gehörig einwässerte und abschrubbte! Den nahmen die aufpassenden Vormänner sofort nachdrücklich ins Gebet. Nach der spartanischen Morgenprozedur kamen Bettenbau, Frühstück, Ausfegen an die Reihe und anschließend die Flaggenhissung auf dem Appellplatz.

Die ersten beiden Tage sollten dem allgemeinen Einrichten vorbehalten bleiben. Mitnichten konnte man dabei aber eine ruhige Kugel schieben. Im Gegenteil: Es blieb kaum Zeit zum Luftholen. Zunächst lehnten wir zwar etwas ratlos im Raum herum, und unser Vormann wusste auch nicht so recht, was er uns vorrangig einbimsen sollte. Als dann aber ein kleiner, jedoch sehr drahtig wirkender Obertruppführer namens Günther den Raum betrat und sich als unser Zugführer vorstellte, ging es sofort rund. Mit Schmiss und Zack brachte er den gesamten Trupp in Bewegung und schoss dabei regelrechte Kanonaden groblederner Schimpfworte ab. Es rappelte und kribbelte in der Bude, als hätte man einen Ameisenhügel aufgestörchelt. Hier führte Günther höchsteigen vor, wie das Bett sachkundig zu bauen ist, dort zeigte er, wie man die Kragenbinde ordentlich anlegt, die Gamaschen anschnallt und den Spind genau nach Dienstvorschrift einrichtet. Hernach verlangte er aber auch, dass alles tip-top befolgt wurde. Und wo es noch nicht gleich so klappen wollte, griff er polternd zwar, aber auch tatkräftig korrigierend ein und ließ üben, üben und nochmals üben. Besonderen Kummer bereitete mir, dass wir anstatt warmer Wollsocken nur Fußlappen empfangen hatten und damit in die Knobelbecher (Schaftstiefel) fahren mussten. Auch hier zeigte uns Günther den richtigen Kniff, die Lappen so um die Füße zu schlingen, dass sie sich nicht mehr lösen konnten. Schließlich nahm unser betriebsamer Zugführer jeden Mann hinsichtlich seiner Klamotten einzeln aufs Korn und bemusterte äußerst kritisch jedes Ausrüstungsstück. Fand er, dass die Mütze um eine Idee zu weit oder die Feldbluse um eine Winzigkeit zu knapp ausgefallen war, schickte er ihre Träger zwecks Umtausches unverzüglich zur Kammer. Der Kammerbulle - ebenfalls ein Obertruppführer - konnte dem Andrang kaum noch standhalten und bekam fast einen Tobsuchtsanfall.

Mehrfach am Tage erfolgten auf dem Antreteplatz Appelle der gesamten Abteilung. Außerdem mussten wir in der Schreibstube unsere Personalien zu Papiere geben. Bei der Kammer empfingen wir weitere Gegenstände, vorab unser Ehrenzeichen, den Spaten, aber auch militärische Gerätschaften wie Gewehr und Gasmaske. Oberstfeldmeister Hermann hielt es außerdem für notwendig, dass sich jedermann vor Beginn des eigentlichen Dienstbetriebes die Haare scheren ließ. Zu diesem Zwecke hatte er aus Kulm eine pummelige Friseurgehilfin und einen dem Knabenalter noch kaum entwachsenen Lehrling ins Lager kommen lassen. Einen Schopf nach dem anderen nahmen sie nun unter ihre kunstlos kürzenden Scheren. Während der Schur konnte ich wohl zum ersten Mal seit dem morgendlichen Weckruf für etliche Augenblicke abschalten. Als sich die beiden Weißbekittelten hin und wieder eine Bemerkung auf Polnisch ins Ohr tuschelten, wurde mir recht deutlich bewusst, mich nicht im deutschen Kernlande, sondern in einem Gebiet mit fremdstämmiger Bevölkerungsmehrheit zu befinden.

Am 18. Februar traf ein Oberstfeldarzt im Lager ein, beklopfte einen jeglichen von uns mal von hinten und mal von vorn und befand dessen Diensttauglichkeit.

3. Der tägliche Drill

Mit Beginn der neuen Woche setzte ein geregelter Dienstbetrieb ein. 6 Uhr morgens schmetterte ein Trompetensignal. Fast zur gleichen Sekunde stürzte unser langer Vormann in die Stube, drehte das Licht an und verursachte einen Höllenspektakel:

"Aufstehen! Los, aufstehen! Alles raus!! Was, seid ihr noch immer nicht aufgestanden?! Ich werde euch Beine machen, ihr faulen Säcke. Runter und raus mit euch!!"

Wer sich bis dahin noch nicht vom Strohsack hochgewunden hatte, wurde unbarmherzig an Armen oder Beinen gepackt und heruntergezerrt. Zugweise ging es im Laufschritt zur Waschbaracke, wo es jeweils ein barbarisches Geschiebe und Gedränge gab. Das Aufstehen fiel uns in den ersten Wochen besonders sauer, weil es draußen um diese Zeit noch finster war und bitterer Frost herrschte. Später gingen der Waschprozedur noch ein paar Frühsportübungen voraus. Dann kam das kniffligste Werk des ganzen Tages an die Reihe: der Bettenbau. Auf ihn legten die RAD-Führer fast noch mehr Wert als es die Ausbilder in der Flakkaserne Leipzig-Paunsdorf getan hatten. Schlechthin rechteckig musste der hergerichtete Strohsack aussehen. Und Überzug und Decken durften kein Fältchen aufweisen. Ich hatte meine liebe Not damit. Während anschließend der Stubendienst mit Ausfegen begann, holte der Tischdienst vom Küchenschalter die Morgenverpflegung ab. Zugleich begab sich der sog. Bereichsdienst nach draußen, um die Umgebung der Baracke von Papierschnitzeln und anderem Unrat zu säubern und die Steinfliesen des Gehsteiges blankzukehren. Im Wechsel durfte der Bereichsdienst die Räume der Vormänner säubern oder sich der Wasch- und Klo-Baracke widmen. Das Frühstück bestand aus einem Teller Erbsensuppe, Milchkaffee, drei bis vier Kommissbrotscheiben, etwas Butter oder Margarine und einem Kleks Marmelade rsp. Kunsthonig. Die meisten meiner Kameraden verzichteten auf die warme, nahrhafte Suppe, die ich aber nach Überwindung der ersten zwei bis drei appetitlosen Tage bei der grimmigen Ostwindkälte allein ihres Hitzegrades wegen mit einigem Behagen löffelte.

Nach dem Frühstück bereiteten wir uns auf den Morgenappell vor, flimmerten das Blatt unseres Spatens, wienerten nochmals das Schuhwerk und die Koppelriemen oder richteten irgendetwas anderes an unserer Uniform. Zu diesem Zeitpunkt platzte nicht selten Obertruppführer Günther, unser Zuggewaltiger, wie eine berstende Bombe in unsere Truppstube. Alles spritzte hoch beim Achtungsruf. Gewöhnlich hatte er gleich auf den ersten Blick erspäht, wo noch etwas faul war.

"Wer hat denn diesen fürchterlichen Sarg hergerichtet?" forschte er mit drohender Stirnfalte und deutete auf ein Bett.

"Hier", meldete sich Steudemann, der sich recht bald als Sorgenkind unseres 9. Trupps entpuppte.

"Was heißt schon 'hier'", versetzte Günther. "'Hier' steht an jeder Scheißhaustür. Namen will ich wissen. 'Bett des Arbeitsmannes Knallpumpe', heißt das. Verstanden?"

"Jaaa", tönte die Antwort aus Steudemanns Mund, wobei er zum Zeichen seiner Einsicht zusätzlich noch mit dem Kopf nickte.

Doch der unmilitärisch gedehnte Anfangsvokal unseres Alphabetes brachte den zackigen RAD-Führer noch vollends auf Achtzig. "'Jawoll, Obertruppführer', so antwortet man bei uns,, verdammichnocheinmal. Wird Zeit, dass nun mal ein bisschen Schliff in diesen Saftladen kommt."

"Ach, du herrlicher Waldgnom", zog Obertruppführer Günther erneut über den Gemaßregelten vom Leder, "mach' gefälligst erst einmal den Knopf deiner linken Jackentasche zu, ehe du mir unter die Augen trittst. Läufst ja 'rum hier wie der erste Mensch. Völlig nackt. Kein Wunder, wenn du dir dann eine doppelseitige Lungenentzündung holst." Und mit einem vielsagenden Seitenhieb auf uns übrige fuhr er fort: "Da seht ihr gleich mal, wie wir beim RAD für euere Gesundheit sorgen."

In diesem forschen Stil wirbelte der energiegeladene Zugführer erst einmal alles durcheinander, bis - gegen 7.30 Uhr - der TvD (Truppführer vom Dienst) die gesamte Abteilung zum Morgenappell auf den freien Platz pfiff. Die Zeit bis zum Eintreffen des Abteilungsführers benutzten Zug- und Truppführer zu strenger Anzugskontrolle. Auf das Kommando "Stillgestanden!" meldete der Führer des 1. Zuges dem Oberstfeldmeister die Mannschaftsstärke, worauf dieser sich uns zuwendete und uns mit einem lauten, fast kreischend herausgeschrieenen "Heil Hitler!" begrüßte. Aus 200 und mehr Kehlen gellte die zackige Antwort "Heil Hitler, Oberstfeldmeister!" bis zu den Mauern Kulms. (Die beim Militär obligatorische Anrede des Vorgesetzten mit "Herr" - Herr Unteroffizier, Herr Leutnant usw. - fiel beim RAD übrigens gänzlich weg. Auch ein Oberstfeldmeister und selbst ein noch höhergestellter Führer durfte nur mit seinem jeweiligen Rang tituliert werden.)

Nach diesem Begrüßungszerimoniell gab Hermann die Losung des Tages bekannt, häufig den Namen einer herausragenden Persönlichkeit des Dritten Reiches oder eines bedeutenden Mannes der deutschen Geschichte, insbesondere eines solchen, der sich um die deutsche Ostkolonisation, wie z.H. Heinrich der Löwe oder Ordensmeister Hermann von Salza, verdient gemacht hatte. Mitunter verlas er auch einen ganzen Goebbelschen Kriegsartikel. In "Habt-acht"-Stellung hatten wir das Losungswort über uns ergehen zu lassen, um anschließend noch eine kurze Erläuterung desselben zu vernehmen. In gleichem tierischen Ernst erfolgte der Aufzug der Fahne.

Nach dem Morgenappell rückte die gesamte Abteilung in den großen Speise- und Gemeinschaftssaal, wo Oberstfeldmeister Hermann eine Stunde politischen Unterricht abhielt. Hierbei erlebten wir Nationalsozialismus in Reinkultur. Der Abteilungsführer bot uns weder trockenen Lehr- und Lernstoff noch das sonst übliche phrasengetränkte Gewäsch der Parteibonzen. Er war vielmehr zutiefst durchdrungen von der Idee eines völkischen, eines nationalen Sozialismus. In begeisterten Worten zeichnete er uns das Bild einer wohlausgerichteten, gesunden deutschen Volksgemeinschaft mit Adolf Hitler als Begründer, Garanten und Vollender an ihrer Spitze. Sein Vortrag war von mitschwingenden Gefühlswogen, vielleicht auch noch vom Pathos der alten Jugendbewegung durchdrungen und dennoch mit einer gewissen zwingenden Verstandeslogik aufgebaut, die es nicht immer ganz leicht machte, insgeheim sofort ein triftiges Gegenargument herbeizuziehen. Hermann ging es darum, Wirkung zu erzielen. Er trachtete danach, die für ein knappes Vierteljahr seiner Obhut überantworteten und unter den mannigfachen Drangsalen und Rückschlägen der letzten beiden Kriegsjahre in punkto Nationalbewusstsein teilweise schon erheblich abgestumpften Jungmannen mit neuem völkischen Enthusiasmus zu erfüllen und sie mit frischem Kampfgeist zu stählen. Man musste fürwahr das Übel schon vom Grunde her begriffen und die sich mehrenden Verfallszeichen klar erkannt haben, wenn man sich von der rhetorischen Schwungkraft des regimegläubigen RAD-Führers und von seiner durch sie neubelebten Botschaft innerlich nicht beeindrucken lassen wollte. Dass er in der Tat weithin Zustimmung erntete, bekam ich aus den Antworten und Gesprächen meiner Kameraden bald zu spüren. So freimütige Debatten zu führen, wie bei uns Flakhelfern in Kleinpösna geschehen, hätte hier unmöglich gewagt werden können.

Die zweite Vormittagsstunde gehörte in der Regel der Wehrerziehung. Die ursprüngliche Zweckbestimmung des RAD, junge Menschen aus allen Schichten des Volkes gemeinsam in körperlicher Arbeit tätig sein zu lassen und Deiche oder Straßen zu bauen, Moore zu entwässern u. dgl. trat in der Zeit des totalen Krieges gänzlich in den Hintergrund zugunsten der vormilitärischen Ausbildung. Diese leiteten die jeweiligen Zugführer. Sie bemühten sich in erster Linie, uns Kenntnisse über das Gewehr 98 und seine Teile, über die Gasmaske und ihre Funktion sowie über die technischen Vorgänge beim Schuss zu vermitteln. Daneben leiteten sie uns aber auch praktisch an, das Gewehr zu laden und zu sichern, Zelte zu bauen, Deckungslöcher auszuschachten und manches mehr. Trotz dieser beklemmenden Vorbereitungen und Zurüstungen auf den Ernst-

fall fand ich gerade die Wehrerziehung oft recht belustigend, was allein unserem knorrigen Obertruppführer Günther zuzuschreiben war. Zwar schüttete er, wenn wir 'Pumpelmuse' gar zu unbedarft mit der Knarre durch das Gelände sprangen, seinen Spott kübelweise über unser Haupt, doch so, dass wir es ihm schwerlich krumm nehmen konnten, sondern uns im Gegenteil dadurch anspornen ließen, die Sache schneller, zackiger und durchgreifender zu vollführen.

"Fleischhack, Sie Sonntagsjäger", donnerte er mich einmal an, "jetzt fummeln Sie mit dem Lauf Ihrer Flinte schon wieder nach meinem Gesicht. Wollen mich wohl gar zu gern umbringen, was?"

Nach der Wehrerziehung gab es eine halbe Stunde Pause zur Einnahme des zweiten Frühstücks. Der Tischdienst holte für jedermann 4 Scheiben Kommissbrot, 20 g Butter, ein Stückchen Leber- oder Blutwurst und ein ansehnliches Stück Schmelzkäse. Verderben konnte man in leiblicher Hinsicht beim RAD also kaum.

Nach solcher Stärkung hieß es für gewöhnlich: "Raustreten zum Ordnungsdienst!" Mit aufgeschultertem Spaten zogen wir ins Tal hinunter, selbstverständlich nicht ohne kräftigen Gesang, der unserem Obertruppführer freilich selten kräftig genug erschien.

"Macht das Maul auf, Leute", herrschte er uns an, "und brüllt, dass drüben die Kirchtürme von Kulm einstürzen!"

Erscholl das Lied nicht klar genug, winkte er mit barscher Handbewegung ab: "Lied aus! Das hört sich ja an, als hättet ihr heute früh alle mit Reisszwecken gegurgelt."

Trivial-platte Soldatenlieder a la "Erika", "Fern bei Sedan" und "Westerwald" schätzten unsere RAD-Führer weniger. Sie bevorzugten HJ- und alte NS-Kampflieder, von denen einige allerdings die Grenze des sentimental Erträglichen ebenfalls weit überschritten hatten, wie etwa der gefühlstriefende Abgesang auf den gefallenen Braunhemd-Marschierer:

"Als die gold'ne Abendsonne
sandte ihren letzten Schein / letzten Schein,
zog ein Regiment von Hitler
in ein kleines Städtchen ei-ei-ein,
zog ein Regiment von Hitler
in ein kleines Städtchen ein.

Traurig klangen ihre Lieder
durch die kleine stille Stadt / stille Stadt;
denn sie trugen ja zu Grabe
einen Hitler-Kamera-a-ad;
denn sie trugen ja zu Grabe
einen Hitler-Kamerad."

Eines der Lieder, die wir zu singen hatten, galt schlechthin als RAD-Hymne. Von der Melodie her hörte es sich wirklich gut an. Wurde es angestimmt, fiel ich regelrecht gern und kraftvoll in den Gesang mit ein. Hier der Text der 1. Strophe:

"Es tönt auf grüner Heide
das Werksoldatenlied.
Im grauen Arbeitskleide
stehn wir in Reih' und Glied.
Wir tragen Beil und Spaten
statt Kugel und Gewehr.
Wir sind die Werksoldaten,
wir sind das graue Heer."

Erst in späteren Jahren erfuhr ich, dass die Melodie gar kein Eigengewächs war, sondern bereits im vorigen Jahrhundert dem Tiroler Kaiserjägerlied "Wir Jäger lassen schallen ..." zu Grunde gelegen hatte.

Im Talgrund schwenkten wir dann in eine ehemalige Sandgrube ein, deren Plattsohle wir als Blutacker bezeichneten; denn in dem knöcheltiefen Sand wurden wir nach allen Regeln der Kunst gedrillt. Truppweise übten wir bis zum Erbrechen Spatengriffe, das unvermeidliche Grüßen der Vorgesetzten, Grundstellung, Kehrtwendungen, Antreten und Marschieren. Während unser Vormann Ewers nur relativ gelinde Verweise austeilte, die uns wenig zu erschüttern vermochten, wie:

"Geht doch bloß nicht so s-teif einher, als s-tieget ihr auf S-telzen!",

fasste Obertruppführer Günther die Angelegenheit wesentlich raubauziger an:

"Der ganze Haufen steht ja da wie die schwangeren Jungfern im siebenten Monat. Alles weg, marsch-marsch!"

Denjenigen, der einen besonderen Titscher verdient hatte, redete er, obwohl das dienstliche Reglement nur eine Anrede in der dritten Person vorsah, ganz unverblümt in der Du-Form an:

"Mensch, Steudemann, schlappe Sau, du! Nimm endlich einmal stramme Haltung an und steh' nicht dauernd so verkalkt und schlampig herum wie so'n städtischer Latrinenreiniger! Sieh her! So macht man das: Brust 'raus, Bauch rein, Arschbacken fest zusammengekniffen und Blick stur geradeaus. Wenn ich das im Zoo vormache, dann macht der Affe mir das prompt nach, aber du bist da ja offenbar zu dumm dazu."

Natürlich hatte er auch bei mir etliches auszusetzen, so die Kopfdrehung beim Kommando "Die Augen - links!":

"Fleischhack, reißen Sie Ihren Wirsing gefälligst mit solchem Ruck herum, dass die Brille drüben auf dem Hang landet!"

Dem Ordnungsdienst schloss sich häufig eine Stunde Sport an, wobei die Ausbilder besonderen Wert auf Freiübungen und Übungen zur Stärkung der Gelenke und Muskulatur legten sowie auf Wald- und Hindernisläufe. Wenn wir dabei auch manchmal ziemlich außer Puste gerieten, verrichtete ich diesen Dienst meistens lieber als alle sonstigen Anforderungen.

Damit wir der im Dritten Reich so hochgeschätzten Faustarbeit nicht gänzlich enthoben sein sollten, ließ uns der Abteilungsführer am Rande des Lagers einen langen Splitterschutzgraben bauen und diesen mit allen technischen Raffinessen versehen. Täglich musste sich im Wechsel ein Zug mit Schaufeln, Hacken, Sägen und Beilen bewaffnen und das Werk ein Stück weiter vorantreiben. Er war dann jeweils vom Ordnungs- und Sportdienst befreit. Nicht immer arbeiteten wir mit der nötigen Ausdauer und Exaktheit. Ließen wir in unserem Eifer nach, polterte unser Zugführer wie ein Rohrspatz los:

"Männer, legt gefälligst Hand an und glotzt keine Löcher in den Boden!" Oder: "Nun schaufelt mal ordentlich und pflanzt euch nicht bloß als Standbilder der Arbeit auf! Ach, und was habt ihr da nur wieder für'n Mist fabriziert, ihr windigen Napfsülzenheinis! Menschenskinner, wie die Schildbürgers! Sägen sich den Ast ab, auf dem sie sitzen."

Um 12 Uhr verschwanden wir in unseren Truppstuben, zogen uns um und warteten auf den Rauspfiff zum Mittagessen. Mit Teller und Löffel in der Hand rückten wir zugweise in den Speisesaal ein. Jeder Trupp hatte in diesem Raum seine eigene Tafel. Die Tischdienste brachten das Essen vom Schalter herbei. Angerührt werden durfte es aber noch nicht. Sobald der ZvD (Zugführer vom Dienst) seinen Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, spritzte alles auf. Wechselweise hatte ein Trupp für den Tischspruch zu sorgen und ihn durch einen Sprecher laut zu verkünden, z.B. "Iss, was gar ist, trink, was klar ist, sprich, was wahr ist". Dann brüllte der Zugführer "Mahlzeit!", und es konnte endlich kräftig 'reingehauen' werden.

Die Tischspruch-Ansage stellte gewissermaßen eine Art religiöse Ersatzhandlung dar. Im NS-Staat wurden Riten solcher Art durchaus ernst genommen. Als einmal ein Kamerad die Sache ins Lächerliche zu ziehen versuchte und völlig ungeniert ausposaunte:

"Es isst der Mensch, es frisst das Pferd,
beim RAD ist's umgekehrt",

wurde der ZvD fuchsteufelswild und hätte uns am liebsten für den Tag das Essen ganz gesperrt. An den meisten Werktagen gab es übrigens das in Hitler-Deutschland so hochgeschätzte Eintopf-Essen, jedoch stets in reichlicher Menge und auch qualitativer Güteklasse. An ein bis zwei Wochentagen kam ein Tellergericht mit Pellkartoffeln auf den Tisch. Das Sonntagsmahl zeichnete sich durch eine große Fleischportion und die Beigabe von Salzkartoffeln aus. Auch ein Nachtisch fehlte nicht.

Über den Nachmittagsdienst möchte ich mich kürzer fassen, da er zumeist die beim Militär allgemein üblichen und in den Berichten über meine Dienstzeit als Luftwaffenhelfer bereits geschilderten theoretischen Dienste wie Belehrung über Rang- und Dienstgrade beim RAD, Verhalten gegenüber Vorgesetzten usw. vorsah, mitunter aber auch den Ordnungsdienst vom Vormittag wiederholte. Immer und immer wieder mussten wir die vorgeschriebenen Spatengriffe üben. Sie konnten gar nicht zackig genug absolviert werden.

Den Abschluss des Nachmittagsdienstes bildete - wie schon bei den Luftwaffenhelfern - die Putz- und Flickstunde. Hierbei hatten wir jeweils einen bestimmten Sachgegenstand ganz besonders kritisch unter die Lupe zu nehmen und auf Hochglanz zu bringen. Häufig überzeugte sich Obertruppführer Günther persönlich, ob wir ihn auch ordentlich befummelt hatten.

Punkt 18 Uhr ertönte der Pfiff zum Abendessen, das wie das Mittagessen gemeinsam im Speiseraum eingenommen wurde und das etwa die gleiche Zusammenstellung aufwies wie das zweite Frühstück. Häufig gab es zum Brot noch eine warme Suppe, entweder sog. Speckstippe oder dicke süße Milchgrießsuppe. Dem Abendessen schloss sich bis 20 Uhr Freistunde an, die ich hauptsächlich zum Briefeschreiben und Lesen benutzte. Dann hatte der Stubendienst seines Amtes zu walten, während sich die übrigen Stubeninsassen bereits auf die Strohmatratzen schwangen. 21 Uhr war Zapfenstreich, hier beim RAD nicht durch zwei lange Töne aus der Trillerpfeife angedeutet, sondern von einem Thüringer Musikschüler sehr wohltoniert mit der Trompete geblasen. Wenig später erschienen ZvD und TvD, nahmen die Meldung des Stubendienstes entgegen, durchmusterten alle Ecken und Winkel und befahlen uns, einzuschlafen, um am nächsten Morgen punkt 6 Uhr wieder quicklebendig zu sein. Manche Vorgesetzte kontrollierten unerbittlich streng, so auch Obertruppführer Günther. Einmal versetzte er mir als Stubendienstler einen tüchtigen Staucher:

"Da hammer's ja mal wieder. Hat nu' der Mensch 'ne Brille auf der Nase sitzen und sieht nicht die meterhohe Sandgrube hinter dem Ofen. So eine tolle Schweinerei!"

Detmold · Landesbibliothek

4. Vorgesetzte und Kameraden

Ehe ich in meiner chronologischen Berichterstattung fortfahre, möchte ich noch eine kurze Charakteristik meiner Vorgesetzten und Kameraden einflechten.

Fangen wir bei den oberen Führern an. Den Abteilungsführer, Oberstfeldmeister Hermann, habe ich ja schon vorgestellt als fanatischen Zelebrierer der Morgenappelle und schwungvollen Schulungsredner. Zweifellos trug ihn noch der Enthusiasmus der frühnationalsozialistischen Zeit, erfüllte ihn das Pathos des begeisterten Mitkämpfers und Mitmarschierers für ein besseres Deutschland unter dem Leitstern Adolf Hitler. Dazu kam der brennende Ehrgeiz, uns zu einer mustergültigen RAD-Abteilung emporzudrillen. Moralische Anständigkeit, Aufrichtigkeit und Kameradschaftlichkeit verkündete er als selbstverständliche Tugenden eines RAD-Mannes. Er versuchte, die Vorliebe für seichte Schnulzen und Unterhaltungsfilme in uns zu tilgen und Sinn für deutsch-völkischen Heroismus zu wecken. Beschwörend warnte er uns, mit polnischen Mädchen oder solchen der Volksliste III anzubändeln, ja ganz generell uns in sexueller Hinsicht gehen zu lassen. Sein Grundsatz lautete: Sich freuen an den Mädels wie an Blumen, aber sie nicht brechen. Solch eine Verhaltensmaßregel hätte auch einer christlichen Aufklärungsbroschüre entstammen können. Die Aussicht, dass sie vom Gros der Mannen geflissentlich beachtet und befolgt werde, war allerdings nicht gerade überragend.

Hermann stammte aus Sachsen. Für die sächsischen Landsleute unter uns zeigte der gebürtige Dresdener denn auch eine gewisse Sympathie, wenngleich er nicht unterlassen konnte, bei ihnen eine zu Tage tretende körperliche wie wesensmäßige Weichlichkeit zu rügen. Im Vergleich dazu hätte seine vorangegangene Abteilung, die sich überwiegend aus geistig zwar nicht besonders hochentwickelten, in körperlicher Hinsicht aber um so robusteren bayerischen Bauernsöhnen zusammengesetzt habe, doch ein wesentlich vorteilhafteres Bild dargeboten. Bei allem sprühenden NS-Fanatismus und hochgezüchteten Superpreußentum, bei aller Missbilligung schmalztriefender Sentimentalität blieb bei Hermann ein gewisser Hang zu Gefühlsschwelgerei gleichwohl nicht zu übersehen. Sie äußerte sich in seiner Zuneigung zu traditionellen deutschen, auf das Gemüt wirkenden Volksliedern wie "Im schönsten Wiesengrunde". Sie mochte ihn wohl auch davor bewahren, sich in eine gar zu grimmige Totenkopf-und-Treue-Düsternis zu steigern.

Als stellvertretender Abteilungsführer und zugleich Führer des 1. Zuges fungierte Oberfeldmeister Potschka, ein Danziger und ebenso vom NS-Geist durchdrungener Mann wie Hermann, wenngleich dunklerer Tönung. Hin und wieder hielt auch er eine Schulungsstunde ab, keinesfalls ungewandt, doch hämmernd in ihrer Monotonie. Neuadel aus Blut und Boden, Achtung vor aller manuellen Arbeit, Kampf gegen das profitgierige jüdische Plutokratengesindel von der Wallstreet - so etwa lauteten seine bevorzugten Themen.

Zur Abteilung gehörte noch ein weiterer Oberfeldmeister, der freilich nur als Verwaltungsleiter in der Schreibstube in Erscheinung trat. - Wenn man so will, kann man zur Oberschicht auch noch den Oberstfeldarzt hinzurechnen, einen nur sehr bedingt befähigten Jünger des Hippokrates, der einem die Impfspritze verpasste, als gelte es, ein Schwein abzustechen. Er hatte neben unserer Abteilung auch noch andere im Kulmer Umkreis stationierte medizinisch zu betreuen.

Die mittlere Führerschaft verkörperte eine sonderbare Mischung verschiedenartiger Naturen. Obertruppführer Günther ist mit seinen kernigen Aussprüchen schon so oft zu Wort gekommen, dass ich mich bei ihm hier ganz kurzfassen möchte. Es wäre höchstens noch zu erwähnen, dass er dem RAD schon seit zehn Jahren in Treue diente und eine hübsche junge Frau sein eigen nannte, die so putzmunter und drahtig erschien wie er selbst.

Den 2. Zug führte jener Unterfeldmeister Kübarth an, der uns in Glauchau in Empfang genommen hatte, ein ruhiger, nicht unbedingt mitreißender Mann, alter Marschierer und Mitbegründer der HJ in Plauen. Dass er allen Altkämpferverdiensten zum Trotz bis jetzt noch nicht in die höheren Chargen des RAD aufgestiegen war, mochte wohl auf seine nicht allzu hoch gespannten Geistesgaben zurückzuführen sein.

Als putzige Gestalt präsentierte sich der Führer des 4. Zuges, Obertruppführer Hientzsch, Junggeselle, zu aufgeschwemmter Dicklichkeit neigend und mit kastratenhafter, beim Befehlen jedoch merkwürdig aufschrillender Stimme ausgestattet. In seinem Sinn für prangendes Gehabe erschien er mir immer wie Göring im Miniaturformat. In geistiger Hinsicht war er den anderen Führern seiner Sparte überlegen. Er leitete die Lagerbibliothek und zeigte sich in der Literaturgeschichte nicht unbeschlagen. Irgendwie muss er im Leben nicht so recht zum Zuge gelangt sein, sonst wäre er wohl kaum in der mittleren RAD-Laufbahn hängen geblieben.

Es gab noch zwei weitere zur Abteilung gehörende, aber nicht mit einem Zugkommando betraute Truppführer. Der eine, Obertruppführer Rauscher, seines kurzen Wuchses und blöd-bebrillten Aussehens wegen von uns 'Poldi' genannt, war ein notorischer Faulhengst, der seine Tage meistens in Waffenkammer oder Geräteschuppen zubrachte. Wenn er aber mal einen der ausbildenden Truppführer vertreten musste, verstand er ganz gut zu wettern und zu schimpfen, in punkto Lautstärke mitunter alle übrigen Kommandierenden übertreffend. Es war aber meist mehr Schall und Rauch bei ihm als tatsächliche Durchsetzungsstärke. - Der andere, Obertruppführer Reisser, betreute die Bekleidungskammer und die Küche. Man bekam ihn nur selten zu Gesicht und kann, von daher gesehen, kaum über ihn urteilen. Nimmt man die hier dargereichte Beköstigung zum Wertmaßstab, so sei ihm ein gutes Zeugnis allerdings nicht verweigert.

Unsere Vormänner ließen sich gewiss nicht alle über einen Kamm scheren, doch waren sie im allgemeinen nicht gerade als Zierde der deutschen Jugend zu bezeichnen. Obschon in der Regel geistig eher unbedarft, fuhr ihr Mundwerk doch stets mit Volldampf voraus. Da sie durchweg unserem eigenen Geburtsjahrgang angehörten, erachteten wir sie kaum als Respektspersonen, wenngleich wir ihren Anordnungen und Befehlen Folge leisten und sie in der dritten Person mit dem Ranggrad "Vormann", "Obervormann" oder "Hauptvormann" anreden mussten. Die beim RAD erreichte Dienststellung hatte sie vor dem Einrücken zum Militär bislang bewahren können. Wohl nicht zuletzt in der geheimen Hoffnung, auch fernerhin noch als unabkömmlich zu gelten, haben zumindest einige von ihnen hier so forciert und so aufdringlich die große Klappe geschwungen.

Da das Gros unseres Jahrganges bereits in Heer, Marine und Luftwaffe eingereiht war, setzte sich unsere Kulmer RAD-Abteilung aus lauter Nachzüglern zusammen: vorwiegend aus Oberschülern, die, wie ich selbst, zuvor im Luftwaffenhilfsdienst gestanden hatten, aus Bauschülern und Fachstudenten, aber auch aus ein paar Metallwerkern, die wegen ihrer Beschäftigung in der Rüstungsindustrie bislang reklamiert worden waren. Bis auf drei hatten in meiner Truppstube alle die höhere Schule besucht. Die meisten stammten aus der Chemnitzer Gegend, vier aus Nordthüringen, zwei aus Brandenburg und einer aus Danzig. Als Stubenältster bot sich ein Lehrerssohn aus dem Eichsfeld wie von selbst an, da er wissensmäßig ebenso auf Draht zu sein schien wie in körperlich-sportlicher Hinsicht. Seines strohblonden Haarwuchses wie seines nordischen Profils wegen entsprach er zudem ganz und gar dem damals geprägten Führeridealbild.

An die neuen Kameraden musste ich mich zuerst sehr gewöhnen. Die vier oder fünf von meiner Schule gehörten anderen Zügen an, so dass ich mit ihnen nur selten mal zusammentraf. Einige Tage nach Dienstbeginn trudelte ganz überraschend mein Klassenkamerad Kurt Pfau in Kulm ein. Seine Einberufung zum RAD hatte er verspätet erhalten. Doch auch er kam wegen seines höheren Körpergrößen-

maßes zu einem anderen Zug. Während der Freistunden besuchten wir uns aber ab und an einmal und tauschten uns die neuesten Waldenburger Nachrichten aus. Aus einem Brief meiner Eltern erfuhr ich, über Leipzig sei am 20. Februar ein neues schweres Luftbombardement niedergegangen, bei dem auch unsere ehemalige Flakbatterie in Kleinpösna Treffer abbekommen hätte. Eine unserer Unterkunftsbaracken sei in Flammen aufgegangen. Kulm lag zwar noch fern von der Gefahrenzone, immerhin gab es auch dort zwei- oder dreimal Fliegeralarm - allerdings ohne Bombenabwürfe.

5. Wachdienstunwürdig

Trotz meiner vorangegangenen Erfahrungen als Flakhelfer waren mir die ersten Wochen in Kulm recht schwer gefallen. Viel Schuld am mangelnden Wohlbefinden trug zweifellos die bittere Kälte, die bis in die ersten Märzwochen hinein andauerte und jeden Spatengriff zur Qual werden ließ. Dass ich mir, wie etliche andere Kameraden auch, bei den Außendiensten eine leichte, aber doch spürbare Erfrierung der Ohrenkanten zugezogen hatte, mochte noch hingehen. Wesentlich mehr zu schaffen machte mir eine garstige Erkältung, die noch von Kleinpösna her in mir steckte und sich bei dem argen Frostwetter nicht auskurieren lassen wollte. Sie zog faktisch durch den ganzen Körper, quälte mich mal besonders auf den Bronchien, dann wieder in Kopf und Hals und drückte klopfend gegen Augen, Ohren und Stirnwände. Die Erkältungswelle hatte aber so gut wie das gesamte Lager erfasst. Die Heilstube war mit Kranken und Dienstunfähigen überbelegt. Unser Abteilungsführer scholt ganz aufgebracht über unseren miserablen Gesundheitszustand, den er lediglich unserer verweichlichten Lebensweise zuschrieb.

"Da waren", so hielt er uns tadelnd vor, "die Jungens aus Bayern doch ganz andere Kerle".

Als Gegenmaßnahme ordnete er die Verabreichung von Chinin-Pillen an sämtliche Arbeitsmänner an. Damit sich keiner vor dem Schlucken drücken konnte, mussten wir truppweise in einer Linie antreten. Der Sani schritt daraufhin die Reihe ab und warf einem jeglichen die Pille gleich in die Schlundröhre. Dieser Vorgang wiederholte sich noch ein- oder zweimal.

Am Sonntag, 27. Februar, hatte die Abteilung ihren großen Tag, die Vereidigungsfeier. Der Festakt verlief, wie alle NS-Feiern in jener Zeit, mit viel Schmiss und Pomp, Trommelwirbel, Blut- und Bodenhymnen und Hitler-Treue-Gelöbnissen. Den auf die Person des 'Führers' bezogenen Text der Eidesformel sprach ich einfach nicht mit. Das Beste vom Tage war unzweifelhaft das pfundige Mittagessen (Tomatenreissuppe, Kasseler Rippenspeer mit Erbsen, Pudding). Aber auch die Abendverpflegung zeichnete sich durch einen vortrefflichen Wurstaufschnitt aus. Nach dem Mittagessen erfreuten uns die Thüringer Musikschüler eine Stunde lang mit Märschen, Volksweisen und harmlosen Schlagermelodien, die sie flott und gekonnt auf ihren Instrumenten vortrugen. Am Nachmittag zogen wir geschlossen in ein Kulmer Lichtspieltheater, wo der Film "Diesel" mit Willy Birgel in der Hauptrolle über die Leinwand rollte.

Hin und wieder konnte es geschehen, dass man zu einer Sonderbeschäftigung abkommandiert wurde. So musste ich an einem Sonnabend nachmittag Kartoffeln schälen, zweimal im Keller unterhalb des Speiseraumes Kartoffeln auslesen und abkeimen. Gegen Ende der Kulmer Zeit hatte ich mit mehreren Kameraden den Auftrag erhalten, Arbeitsdienstklamotten - es handelte sich meiner Erinnerung nach um Mäntel, Stiefel und Trainingsanzüge - von unserer Kammer nach einem Wehrmachtsdepot zu schaffen. Der mit Sachen gut ausstaffierte Arbeitsdienst musste also helfen, entstandene Lücken in den Heeresbeständen zu stopfen. - Am 6. März erhielt ich unversehens den Auftrag, einem Kameraden und gelernten Dekorateur beim Anbringen von Papiergirlanden im Speisesaal und in den Führerbaracken beizustehen. Diese Arbeit nahm auch den nächsten Vormittag noch in Anspruch. Gerade als wir uns zum regulären Dienst zurückmelden wollten, kreuzte Obertruppführer Rauscher unseren Weg und hielt uns an:

"Was sind Sie beide von Beruf?"

"Dekorateur und Schüler, Obertruppführer."

"Das trifft sich ja ganz ausgezeichnet. Folgen Sie mir in die Waffenkammer!" Dort lagerten Kisten in Mengen, vollgestopft mit scharfen Patronen für den Karabiner.

"So", sagte Rauscher, "die zählen Sie mir mal alle genau durch und schichten sie dann sauber in den Kisten auf. Meinethalben können Sie sich bis heute abend Zeit nehmen."

Natürlich überhasteten wir uns bei dieser Tätigkeit nicht. Zwar ging die Stückzahl der Patronen in die Tausende, doch ließ sich der Auftrag bequem bis zum Abendessen erfüllen. Wenngleich Waffen und Munition nicht gerade mein besonderes Interesse galt, war es doch auch für mich nicht ohne Reiz, in den Zählpausen mal ganz ungestört in der Waffenkammer herumzustöbern, deren Betreten ja sonst streng verboten war. Über dieses RAD-Waffenarsenal konnte ich nur staunen. Vom KK-Gewehr und der Mauser-Pistole bis zum modernsten S-Mg lag so ungefähr alles in diesem Hort. Kein Zweifel, dass der Spaten nur noch zum äußeren Dekor diente und dass man mit der letzten Strophe des 'Werksoldatenliedes' Ernst zu machen gedachte:

"Wenn uns ein neuer Morgen
den Freiheitskampf gebracht
und über Not und Sorgen
das deutsche Volk erwacht,
dann lassen wir vom Spaten
und greifen zum Gewehr
und steh'n als Frontsoldaten
im deutschen Freiheitsheer."

Aller zwölf Tage musste jeder Trupp die Wachmannschaft stellen. Wachhabender war stets der jeweilige Truppführer. Zu seiner Unterstützung bestimmte er sechs Mann aus seiner Einheit, vier davon lediglich für die Nachtstreife, die beiden restlichen auch noch für den folgenden Tag. Am 14. März traf mich das Los - zum Glück nur für den Nachteinsatz. Für mich und meine fünf Kameraden endete der Tagesdienst bereits um 15 Uhr. In der bis zum Beginn des Einsatzes verbleibenden Zeit hatten wir unsere Uniform in einen erstklassigen Zustand zu verwandeln und eine ebenso erstklassige Rasur anzubringen. Denn einem Wachmann durfte auch nicht das leiseste Untätchen anhaften. Kurz vor dem abendlichen Flaggenappell marschierten wir mit unserem Vormann zum ZvD, dem Unterfeldmeister Kübarth. Der ließ sich Meldung erstatten und nahm dann die sog. Vergatterung vor, d.h. die Herauslösung der Wachdienstler vom gewöhnlichen Dienst und ihre alleinige Unterstellung unter den Wachdienstvorgesetzten und die bestehenden Wachdienstvorschriften. Wie allen Dingen beim RAD, so haftete auch diesem Akt ein ernstes und feierliches Gepränge an. Zunächst musterte Kübarth jeden einzelnen von uns mit steinerner Miene auf das genaueste durch. Nach dem "Stillgestanden!" sprach er die Vergatterungsformel, die der jeweiligen Tageslosung entnommen war. Daraufhin marschierten wir zum Wachlokal, das sich in der vordersten Lagerbaracke befand. Der bisherige Wachhabende übergab unserem Vormnann sämtliche Vollmachten und verließ den Raum. Nach Vorschrift musste der Wachhabende stets im Wachlokal anwesend sein und durfte weder Mütze noch Koppelzeug ablegen. Von uns sechs Arbeitsmännern hatten zwei sofort zur ersten Streife aufzubrechen, deren Dauer auf zwei Stunden festgelegt war. Die übrigen vier konnten sich auf die Holzpritsche strecken und, wenn sie wollten, darauf auch pennen, jedoch ebenfalls nur in voller Uniform, um beim ersten Alarmzeichen sofort auf dem Sprunge sein zu können.

Gemeinsam mit dem Danziger Stubenkameraden Wiesenhütter war mir die zweite Nachtstreife zwischen 20 und 22 Uhr zugefallen. Diesem Wiesenhütter stand das Soldatische nicht gerade ins Gesicht geschrieben. Er trug vielmehr das bedächtige Gebaren eines hanseatischen Jungsenators zur Schau. Mir schien es jedenfalls immer so, als begegne er dem NS-Zeitgeist und den ganzen militaristischen Erscheinungsformen mit der lächelnden Gelassenheit eines Weltmannes, der den Sturm in Gedanken schon vorübergebraust sieht. Über Politik sprachen wir freilich nicht. Nach eineinhalb Stunden unentwegten Patrouillierens ergab sich zwischen uns aber wie von selbst die einmütige Meinung, dass das Wacheschieben großer Quatsch sei und dass man bei der grimmigen Ostwindkälte abscheulich fröre.

"Schiet, wärmen wir uns man ein bisschen in der Waschbaracke auf!"

Gesagt - getan. Es war der Streife zwar nicht verboten, einen geschlossenen Raum zu betreten, doch nicht für eine längere Zeitdauer als eine Minute. Schon hatten wir unseren Aufenthalt auf etwa zehn Minuten ausgedehnt. In dem Maße, wie in den steifen Gelenken wieder etwas Wärme zu kribbeln begann, stieg unser Wohlbefinden. Auf einmal aber geschah etwas Entsetzliches. Die Barackentür knarrte, im gleichen Augenblick flammte auch schon das elektrische Licht auf, und der mächtige Umriss von Unterfeldmeister Kübarth ragte drohend vor uns. Kaum je zuvor in meinem Leben war ich vor Schreck so zusammengefahren wie in dieser Sekunde. Wir wurden beide ganz klein vor innerer Lähmung, als Kübarth auf uns einscholt. Auf Vergehen gegen die Wachvorschriften stand 'Bau'. Der erzürnte Unterfeldmeister liess denn auch keinen Zweifel aufkommen:
"Die Sache wird noch ihre Folgen tragen!"
Völlig deprimiert hauten wir uns nach der Ablösung auf die Pritsche. Was waren wir doch für Dummköpfe gewesen!

Zwischen zwei und vier Uhr nachts mussten wir zum zweiten Mal auf Streife ziehen. Die Kälte hatte jetzt ihren Tiefpunkt erreicht. Uns abermals in der Waschbaracke aufzuzwärmen, konnten wir aber unmöglich wagen. Indem wir kräftig mit den Stiefelhacken aufstapften oder auf der Stelle trabten und dabei mit den Armen heftig um den Brustkorb schlugen, suchten wir uns vor körperlicher Erstarrung zu schützen. Ringsum gähnte abgrundtiefe Finsternis. Wir atmeten auf, als sich die Ablösung meldete.

Kübarth hatte es sich nicht verkneifen können, unsere nächtliche Freveltat dem Oberstfeldmeister anzuzeigen. Glücklicherweise ließ dieser Wiesenhütter und mich nicht in die Arrestzelle sperren, erteilte uns aber vor der gesamten angetretenen Abteilung eine geharnischte Rüge mit der Auflage, wegen Unwürdigkeit nie wieder auf Wache ziehen zu dürfen. Eine Strafe also, die eine empfindliche Entehrung bedeuten sollte. Als ganz so tragisch konnte ich sie aber auch nicht gerade erachten, kam es letztlich doch einer Wohltat gleich, sich nicht wieder eine Nacht auf sturem Patrouillengang und knochenharter Pritsche um die Ohren schlagen zu müssen.

Übrigens verübte in selbiger Nacht unsere dritte Streife ein im Grunde viel böseres Wachdienstvergehen, indem sie drei beschädigte Hocker und ein paar weniger gute Spaten gegen entsprechend bessere Gegenstände aus fremden Stuben heimlich austauschte. Nur wurde sie bei diesem gemeinen Tun nicht ertappt. Und die Flüche der Betroffenen verhallten anderntags im Leeren.

6. Erster Stadtausgang

Am Sonntag, 19. März, stieg mein erster Stadtausgang. Nur zweimal hatte ich bis dahin das Innere von Kulm betreten, aber nur in geschlossener Formation. Das war am Tage der Vereidigung und am letzten Sonntag anlässlich der Heldengedenktagsfeier auf dem Marktplatz der Fall gewesen. Als am Nachmittag die Abteilung zum ersten Mal freien Ausgang erhielt, ließ mich Obertruppführer Günther wegen liederlicher Spindordnung zur Strafe nicht aus den Fängen des Lagers. Daran, bei der Kontrolle so schwer eingegangen zu sein, war ich allerdings ganz vorrangig selbst schuld gewesen. Denn nicht nur hatte ich die Wäsche schlecht auf Kante gelegt, sondern auch die schmutzigen Stücke völlig unbekümmert auf den Spindboden geknallt. Um so mehr Mühe gab ich mir für die diesmalige Kontrolle. Mein Zugführer zeigte sich denn auch direkt hingerissen über meine so frappierende Wandlung vom Schlamperjahn zum pedantischen Ordnungsheini und erteilte mir sogar ein ausdrückliches Lob.

Zwei meiner Stubenkameraden baten mich, mit ihnen zusammen loszugehen. Ich sagte gern zu, zumal die beiden als Nicht-Oberschüler von der Majorität der Stubenbelegschaft ziemlich links liegen gelassen wurden. Gewissermaßen teilte auch ich dieses Geschick; denn für die Begriffe meiner Mitinsassen verhielt ich mich viel zu zugekapselt und abweisend. In der Tat gelang es mir anfangs auch nur höchst mangelhaft, mit den großspurig auftretenden Fabrikantensöhnen aus der Chemnitzer Gegend und den sich so aufdringlich staatstreu und besserwisserisch aufspielenden Lehrerssöhnen aus Nordthüringen in ein wärmeres Verhältnis zu kommen. Der Umstand, dass mein Vater Pfarrer war, wies mich überdies wie von selbst in den Kreis derer, die damals allgemein mit Argwohn betrachtet wurden, zumal wenn sie dieses 'Manko' nicht durch angeschürte Forsche und Schnodderigkeit wieder wettzumachen vermochten. So hatte es doch einer der Chemnitzer, ein ausgemachter Fläz und ordinärer Zotenreißer, fertiggebracht, mich als "typischen Sohn eines Berufslügners" zu bezeichnen - eine Beleidigung, die mir von solchem Kaliber weder vorher noch danach je wieder einer verpasst hat und auf die hin als schlagendste Antwort eine Ohrfeige von rechts und von links gehört hätte. Er empfing seine Strafe jedoch ohnehin alsbald und musste sogar für zwei Tage in den 'Bau' wandern, weil er einem wachstumsmäßig zu kurz geratenen Vormann des 4. Zuges in einer Aufwallung von Unmut das berühmte Zitat des Götz von Berlichingen entgegengeschleudert hatte.

Naumann und Raeder waren dagegen treuherzige Kerle, die mich als einzige auch mit meinem Vornamen ansprachen und in mir ebenso den Kameraden erachteten wie ich in ihnen. Naumann, ein Bergmannssohn und Müllergeselle aus Rödlitz, war ziemlich starkknochig gebaut, nahm aber - vielleicht vom vielen Schleppen der Mehlsäcke herrührend -oft eine etwas geduckte Körperhaltung ein. Trotz seiner ein wenig einfältigen Wesensart schien er jedoch durchaus immer zu wissen, was er wollte und was man von Vorgesetzten und Kameraden zu halten hatte. Raeder war Metallarbeiter in einem Chemnitzer Rüstungsbetrieb, aber im Unterschied zu der harten Materie, die er von Berufs wegen zu feilen und zu formen hatte, von ziemlich weicher, naiver Gemütsbeschaffenheit. Sein verschwommenes Puddinggesicht unterstrich diesen Eindruck noch.

Als wir nach 14 Uhr das Lager verließen und uns der inneren Stadt näherten, bereitete es uns rechtes Unbehagen, dass so schrecklich viele uniformierte Personen die Straßen bevölkerten und wir vor lauter Grußverpflichtungen kaum noch den Arm herunter brachten. Kulm war Garnisonstadt und beherbergte in seinen Mauern einen ausgedehnten Kasernenkomplex und ein großes Reservelazarett. Außerdem bestand unmittelbar neben unserem Barackenlager noch ein zweites Arbeitsdienstlager mit entsprechendem Führerkorps. Um dem unsympathischen Gewimmel von Lamettaträgern auszuweichen, entschlossen wir uns, bei dem altehrwürdigen Graudenzer Tor nicht weiter stadtwärts zu gehen, sondern in die

Weichselaue abzubiegen. Der Weg führte zunächst leicht abfallend durch eine städtische Parkanlage mit stattlichen Buchenbeständen, später dann zickzackförmig ziemlich steil in den Talgrund hinab. Hier mussten wir einen schmutzigen Vorortsteil mit armseligen flachdächrigen Hüttenhäusern durchqueren, um unmittelbar dahinter auf einen Damm zu gelangen. Danach erstreckte sich noch ein knapp kilometerbreiter Gürtel Auenwald mit schlankstämmigen Erlen, Eschen und Pappeln, in deren Wipfeln unzählige Krähen hockten und ihr heiseres Gekrächze anstimmten. Den Wald begrenzte ein zweiter Damm, hinter dem der Weichsel-Strom seine lehmgelben Fluten wälzte. Dieser hatte bei Kulm eine mächtige Breite erreicht, wirkte an dem nieslich-grauen Wintertag jedoch ziemlich ungefüge und zerfließend, zumal das gegenüberliegende Ufer keinerlei markante Punkte bot. Erst ganz in der Ferne und im Nebel nur undeutlich erkennbar verlief parallel zum Strom eine sanfte Hügelkette. Es herrschte ausgesprochen spärlicher Schiffsverkehr. Ein einziger Schleppzug kam mühsam tukkernd stromaufwärts gezogen und ließ seine schauerlich klingende Sirene heulen. Ein Frachtkahn mit einer ziemlich verwahrlost aussehenden Besatzungsmannschaft an Deck hatte angelegt. Nicht weit von der Bootsrampe entfernt befand sich der Landungssteg für die Fähre, die aller halben Stunden das andere Ufer ansteuerte und die Verbindung zwischen Kulm und dem kleinen Städtchen Schwetz herstellte. Ein interessantes und bislang noch nicht erlebtes Schauspiel bot uns ein Amphibienfahrzeug der Wehrmacht. Es rollte von der Kulmer Seite an, ließ sich unvermittelt in den Strom hinabgleiten, um dann wie ein Motorboot an die Gegenseite überzusetzen.

Als wir uns an der Weichsel sattgesehen hatten, wandten wir uns wieder der Stadt zu. Noch gestattete das Tageslicht, die einzelnen Sehenswürdigkeiten ins Auge zu fassen. Kulm war als Stadt eine typisch deutsche Gründung. Im Jahre 1231 hatte hier der von dem polnischen Fürsten Konrad von Masowien zur Abwehr der heidnischen Prussen ins Land gerufene Deutsche Ritterorden eine Burg errichtet und zwei Jahre später für den entstandenen Marktflecken die Stadtrechte erhalten. Die aus dem Magdeburger Stadtrecht entwickelte, 1251 erneuerte und im Jahre 1397 in einem fünfbändigen Konvolut als sog. 'Culmische Handfeste' aufgezeichnete Kulmer Stadtordnung hatte vorbildlich auf alle weiteren Neugründungen im Ordenslande gewirkt. Mehrere gotische Backsteinkirchen, allen voran die besonders machtvoll emporragende katholische Pfarrkirche zu St.Marien als ehemalige Kathedralkirche des Culmer Bistums, aber auch die frühere Dominikaner-Klosterkirche und nachmalige evang. Pfarrkirche mit ihrem schönen Giebel, ferner der noch weithin erhalten gebliebene Mauerring mit dem schon erwähnten Graudenzer Tor waren ehrwürdige Zeugen einer großen Vergangenheit. Im 16. Jahrhundert hatten die Bürger auf dem ausgedehnten Marktplatz ein mit Renaissance-Verzierungen versehenes Rathaus errichtet, das in jüngster Zeit aber leider mit einer schreienden Farbtünche versehen worden war und sich deshalb nur bedingt in den Rahmen der steinernen Schöpfungen aus gotischer Epoche einfügte.

Sieht man von der großen Zahl der Wehrmachtangehörigen ab, so bevölkerten Kulm in den vierziger Jahren etwa 12 000 Einwohner. Doch nur ein Zehntel von ihnen galt als rein deutschstämmig. Einen wesentlichen Prozentsatz bildete die Mischbevölkerung, unter der das slawische Element dominierte. Um das Verhältnis optisch etwas aufzubessern, hatte der von den Nazis in Westpreußen als Reichsstatthalter eingesetzte Gauleiter Forster angeordnet, alle polnisch sprechenden Bewohner seines Herrschaftsbereiches, die unter ihren leiblichen Großeltern mindestens einen Teil rein deutscher Blutsherkunft nachweisen können, in die sog. Volksliste 3 einzuschreiben. Ob eine verpflichtende Vorschrift oder nur eine entsprechende Empfehlung bestand, weiss ich heute nicht mehr, so viel aber doch, dass nicht wenige Leute dieses Personenkreises ihre Listenzugehörigkeit nach außen hin sichtbar durch einen auf dem Revers des Mantels oder Anzuges befestigten Stoffstreifen markierten. In der Rangordnung standen sie damit um einige Grade über der misera plebs der Vollslawen, aber natürlich wesentlich unter der unvermischten deutschen Bevölkerung, ganz

zu schweigen von den aus dem Reichsgebiet zugezogenen Hoheitsträgern und rassischen Aufnordern. Daran freilich, dass die deutsche Minderheit seit den Tagen der Ordensherrschaft, insbesondere aber seit 1773, als das Kulmerland der preußischen Königskrone zugesprochen worden war, stets die geistige Oberschicht gestellt und die Kultur repräsentiert hat, besteht kein Zweifel. Mehrere Persönlichkeiten von Format haben innerhalb der Mauern Kulms das Licht der Welt erblickt. Ich nenne hier nur den Heidedichter Hermann Löns und den bedeutenden Führer der deutschen Sozialdemokratie nach 1945, Kurt Schumacher. Von des letzteren Existenz hatte ich damals allerdings noch keine Ahnung.

Meine beiden Kameraden und ich betrachteten uns also an diesem Ausgangsnachmittag eingehend das Leben und Treiben in dieser Stadt. Soweit ich es vermochte, gab ich historische Erläuterungen. Da in der katholischen Marienkirche gerade ein Gottesdienst stattfand, konnten wir sie leider nicht mehr von innen besichtigen. Meine naturgemäß nicht ganz so kunstbeflissenen Begleiter verlangte es überdies nun auch mit Macht nach einer leiblichen Stärkung. So entschlossen wir uns zu einer Einkehr im Restaurant Schützenhaus, wo es uns jedoch nur mit größter Mühe gelang, drei Plätze zu erobern. In den schrecklich verräucherten Gasträumen wimmelte es förmlich von Uniformierten aller Chargen. Jaulende Kaffeehaus-Orchestermusik, endloses Warten auf dünnes Bier und ein mageres Kartoffelgericht erhöhten nicht gerade die Aufenthaltsfreude. Immerhin durften wir uns aber nach der Rückkehr sagen, an diesem Tage doch allerhand Neues und Interessantes kennengelernt zu haben.

7. In nahrhafter Abgeschiedenheit: Zu Gast bei deutschen Siedlern

Das letzte Wochenende im März bescherte uns gewissermaßen den Höhepunkt der ganzen RAD-Dienstzeit. Schon drei Wochen vorher hatte der Abteilungsführer, Oberstfeldmeister Hermann, angekündigt, mit uns in der Umgebung von Kulm einen Dorfgemeinschaftsabend zu veranstalten, wobei wir für eine Nacht bei Bauern in Quartier gehen und am nächsten Morgen mit aufgeschultertem Gepäck nach Kulm zurückmarschieren sollten. Tatsächlich war es seiner Energie und Umsicht gelungen, den Gemeiderat des Marktfleckens Lissen für diesen Plan zu interessieren und für Sonntag, 26. März, den dortigen Gasthofssaal zu mieten. Leute mit musikalischem oder rezitatorischem Talent mussten sich melden und unter Regieanweisung von Hermann selbst und von Obertruppführer Hientzsch in der Vorwoche eifrig proben. Der Hauptanteil fiel naheliegenderweise den Thüringer Musikschülern zu.

Der Sonnabend vor dieser Großveranstaltung war ein höchst ungemütlicher Tag. Da der Abteilungsführer in dem besagten westpreußischen Kaff mit uns ganz großen Staat einlegen wollte, was schon rein äußerlich einen erstklassigen Aufzug erforderte, jagte ein Sachenappell den anderen. Wir kamen aus dem Stiefelwalken, Spatenflimmern, Tornisterpacken und Felddecken-Rollen gar nicht mehr heraus. Kaum eine dieser Musterungen ging ohne grantige Nörgeleien ab.

Am Sonntag morgen überprüfte Hermann nur noch mal in groben Zügen unsere Ausrüstung, fand alles in bester Ordnung und kommandierte: "Rechts-um! Im Gleichschritt marsch!" Unter schmissiger Marschmusik setzte sich die gesamte Abteilung in Bewegung und zog zum Bahnhof. Dort besetzten wir die Waggons eines kurzen Personenzuges, in dem nur ganz wenige Zivilreisende mitfuhren. Gegen 10 Uhr dampfte und prustete das Bähnchen los. Draußen tanzte ein wilder Flockenwirbel und überzog die Fluren, obwohl nach dem Kalender vor fünf Tagen der Frühling begonnen hatte, noch einmal mit einem winterlichen Kleid. Ich hatte mir einen Fensterplatz erobert und schaute auf die mich in ihrer Kargheit und Weiträumigkeit befremdende östliche Landschaft. Keine Berge, keine Wälder, keine Täler, nur kahle Geländewellen und Moränenhügel, hie und da das verwitterte Ziegelrot eines Einzelgehöftes oder einer Kleinsiedlung, dazwischen eine mit unbehauenen Feldsteinen bepflasterte Landstraße. Zwei- oder dreimal hielt der Zug in ganz unbedeutenden Stationen und erreichte nach etwa einer halben Stunde den Bahnhof Konraten (Kornatowo), wo unsere Nebenstrecke in die Hauptlinie Thorn-Kulmsee-Graudenz einmündete.

Vor dem Stationsgebäude formierten wir uns, huckten den Tornister auf und marschierten im nasskalten Schneetreiben zur Ortschaft Lissen, die wir nach zwei bis drei Kilometern erreichten. Das Sauwetter hatte die allgemeine Stimmung etwas gedämpft. Unsere sorgsam gescheuerten und geflimmerten Spatenblätter, die beim Einzug in den Flecken wie Spiegelglas glitzern sollten, waren vom Schnee rasch blind und unansehnlich gemacht worden. Ja, es zogen sich sogar schon rotgelbe Rostbahnen über sie hinweg. Lissen oder Lissau (poln. Lissewo) mochte kaum mehr als 1500 Einwohner zählen, wies aber einen sehr geräumigen Marktplatz auf, der wohl den Mittel-, Treff- und Umschlagepunkt für die ganze weitere Umgebung bildete. Mehrere Geschäfte und Werkstätten umsäumten ihn. Nicht zu vergessen jener stattliche Gasthof, in dem unsere Abenddarbietungen über die Bühne gehen sollten.

Auch hier in Lissen vernahmen wir allenthalben polnischen Zungenschlag. Unsere vier Züge postierten sich mitten auf dem Marktplatz. Die Musikkapelle gab ein kleines Platzkonzert. Dazwischen ertönten zwei oder drei völkische Chorlieder mit einer Sprechchoreinlage, die in dem Ruf "Deutschland erwache!" gipfelte. Vor dem Rathaus, einem sehr schlichten und niedrigen Gebäude, hatten sich ein paar Würdenträger der Partei, der Hitlerjugend und der NS-Frauenschaft - Organisationen, die auch hier nicht fehlen durften - versammelt.

Deutsche Bibliothek

Der braunbehemdete Ortsgruppenleiter stammelte ein paar höchst armselige Begrüßungsfloskeln hervor. Da hätte ja selbst sein Waldenburger Amtskollege, von uns immer als 'Schiefhals' verspottet, die Worte schon noch etwas wohlgesetzter von sich gegeben. Doch konnten wir alsdann recht anschaulich erleben, was nationalsozialistische Organisation heißt. Mittlerweile war nämlich eine beträchtliche Menge von Pferdeschlitten auf dem Lissener Markt aufgefahren, um alle Mann von uns (etwa 225) nach den ihnen zugewiesenen Gütern zu befördern. Jeder von uns erhielt einen Zettel in die Hand gedrückt mit Namen und Anschrift des Quartiergebers und Nummer des Gespanns. Binnen fünf Minuten hatte ein jeder seinen Schlitten gefunden.

Mein Bestimmungsort trug den schönen deutschen Namen Drenauhof. Mit mir erklommen noch vier Kameraden den ziemlich breiten Schlitten. Ein hünenhafter, rundköpfiger Mann mit Fellmütze schwang sich auf den Kutschbock und nahm die Zügel in die Hand. Er sei, wie er erläuterte, Bessarabiendeutscher. Im Rahmen der von Hitler mit Stalin vereinbarten Rückholaktion deutscher Siedler aus jenem Landstrich in Nähe des Schwarzen Meeres habe es ihn hierher nach Westpreußen verschlagen, wo er nun den Hof eines enteigeneten polnischen Besitzers bewirtschafte. Die beiden Rappen trabten hurtig dahin. Lissen entschwand bald unseren Blicken. Eisiger Wind peitschte uns entgegen. Unter dickem Deckenballast saßen wir aber ziemlich geschützt. Nach gut halbstündiger Fahrt durch eine Schneewüste ohne Baum, Strauch und menschliches Anwesen tauchten vor uns einige wenige und weit auseinander liegende Gutshöfe auf. Es war Drenauhof, an sich wohl nur ein Teil davon, da es - wie uns der Bessarabiendeutsche erklärte - keine geschlossene Ortschaft im Sinne unserer mitteldeutschen Dörfer darstelle, sondern einen aus mehreren kleinen Siedlungsblöcken bestehenden Kolonisationsbezirk. An einer Wegkreuzung hielt unser Schlitten an. Mühsam pellten wir uns aus dem Deckenwust. Unser Kutscher wies zwei Kameraden nach links, mich nach einem kleineren Gut nach rechts und nahm die restlichen beiden nach dem größten Gut mit, zu dem wohl noch ein halber Kilometer zurückzulegen war.

Als ich nach wenigen Minuten durch den dicken Schnee stapfend mein Quartier erreicht hatte, empfingen mich meine Wirtsleute an der Toreinfahrt. Die Begrüßung verlief etwas steif und einsilbig. Ich meinerseits, ohnehin ungewandt im gesellschaftlichen Umgang und mit der Mentalität eines Bauern nur wenig, mit der eines Ostkolonisten aber absolut nicht vertraut, blieb für's erste ebenfalls recht wortkarg. Einiges Unbehagen flößte mir das leidige 'Ochsenauge' ein, das den Rockaufschlag des Bauern zierte. (Mit dieser Bezeichnung bedachte der Volksmund das kreisrunde Mitgliederabzeichen der NSDAP.) Man nötigte mich, die nassen Sachen abzustreifen, und führte mich in die behagliche Wohnstube. Die Bäuerin und ihre etwa 22 bis 24jährige Tochter trugen sogleich die dampfende Mittagsmahlzeit auf den Tisch. Es gab reichlich viel Schweine- und Kalbsbraten, Kohl und Kartoffeln und hernach noch Himbeerpudding. Ich ließ es mir wahrlich schmecken und sparte auch nicht mit meinem Lob. Ob ich es damit richtig traf, blieb mir allerdings verborgen.

Nach der sättigenden Mittagsmahlzeit lief dann aber so allmählich eine ganz rege Unterhaltung an. Meine Wirtsleute wollten wissen, was wir beim RAD zu tun hätten, was diese Organisation überhaupt bezwecke und aus welcher Gegend des Reiches ich stamme. Da gab ich bereitwillig Auskunft und ließ mir auch aus ihrem Leben etliches berichten. Ich merkte bald, dass ich trotz ihrer anfänglichen Zurückhaltung und Schwerfälligkeit und trotz des 'Ochsenauges' auf dem Rockaufschlag durchaus redliche und tüchtige Leute vor mir hatte, die meinen ungeteilten Respekt verdienten. Als Reichsdeutsche waren sie kurz vor dem Ersten Weltkrieg aus der Lüneburger Heide ausgewandert und hatten hier in Westpreußen neues Siedlungsland unter den Pflug genommen. Nach mühevollem Aufbau ihrer Wirtschaft hatte ihnen der Versailler Diktatfrieden polnische Oberherrschaft aufgezwungen. Es sei, so beteuerten sie, nicht leicht gewesen, sich aller Übergriffe und Schikanen der neuen Machthaber zu erwehren. Und darum hätten sie erlöst aufgeatmet, als 1939 deutsche Truppen

das Land eroberten und für das Reichsgebiet zurückgewannen. Aus der Sicht eines deutschen Kolonisten schien mir ihre Bewunderung für Hitler und das neue deutsche Reich bis zu einem bestimmten Grade schon begreiflich. Musste aber, so fragte ich mich zugleich, selbst hierzulande an der Peripherie nicht längst auch zu erkennen gewesen sein, dass die Nazis ihrerseits alles andere als eine humane Herrschaft ausübten und mit ihrer größenwahnsinnigen Machtgier ringsum nur neuen Hass auf unser Land lenkten? Wie übel wurde doch nun den polnischen Landeignern mitgespielt! Wir kamen schließlich auch auf die gegenwärtige Kriegslage zu sprechen. Ich musste meine Ansichten natürlich mit großer Vorsicht formulieren, verhehlte aber nicht, für wie ernst und gefährdet ich Deutschlands Situation hielt. Der Bauer folgte meinen Ausführungen mit gespannter Aufmerksamkeit. Ihr einziger Sohn stand z.Z. an einem hart umkämpften Abschnitt der Ostfront. Man gedachte seiner mit Seufzen.

Nach solchem Gedankenaustausch versäumte ich nicht, mich nach Hof und Stallungen näher zu erkundigen und mir das ganze Anwesen mal zeigen zu lassen. Dieses Interesse quittierten meine Gastgeber mit sichtlichem Wohlgefallen, ist der eigene und zumal ganz aus eigener Kraft errichtete Hof doch der ganze Stolz eines Landwirtes. Er konnte sich auch wirklich sehen lassen. Alles war sauber und wohlgeordnet, in den Ställen ein ansehnlicher Rindviehbestand, ein paar Schweine, zwei prächtige zweijährige Kaltblut-Jungpferde, ein Fuchs und eine Schimmelstute mit einem niedlichen neugeborenen Fohlen.

Als die Bäuerin zum Kaffeetrinken rief, mussten wir unseren Rundgang abbrechen. Gegen 17.30 Uhr traf ich mich mit den vier anderen Kameraden an der Wegkreuzung, um zur Abendveranstaltung nach Lissen zu fahren. Diesmal nahm uns ein anderer Pferdeschlitten auf, den zwei junge Burschen kutschierten. Sie preschten wie die Teufel los und machten sich einen Spaß daraus, sämtliche übrige Schlitten, die ebenfalls Lissen ansteuerten, mit knallenden Peitschen zu überholen. Bereits nach wenig mehr als 20 Minuten stand unser Gefährt mit den beiden braven, vor Anstrengung noch dampfenden und zitternden Rappen vor dem Gasthofsgebäude. Hier herrschte schon Hochbetrieb. Der riesige Saal füllte sich zusehends mit erwartungsvollen Bewohnern von Lissen und Umgebung, für die solch eine Veranstaltung zweifellos ein ungewöhnliches Ereignis bedeutete. In Sorge, ich könnte unterdessen verhungern, hatten mir meine Wirtsleute noch ein dickes Paket mit Schinken- und Räucherwurststullen und drei gekochten Eiern auf den Weg gegeben, das ich denn tatsächlich auch im Laufe des Abends restlos aufzehrte.

Den genauen Programmablauf des bunten Dorfgemeinschaftsabends habe ich nicht mehr im Gedächtnis behalten. Er gliederte sich jedenfalls in einen sog. ernsteren, mit Dietrich-Eckart- oder Gerhard-Schumann-Lyrik, aber wohl auch einigen klassischen Dichterproben ausgeschmückten, und einen sog. heiteren Teil. An einer Stelle erklang auch des Abteilungsführers Lieblingsgesang "Im schönsten Wiesengrunde", mit gefühlsseligen Kopfstimmschwellern versehen, um es ja recht nachhaltig zu unterstreichen, wie gemütstief und seelenvoll doch unser deutsches Volk im Unterschied zu den jüdisch versippten und plutokratisch missleiteten Feindvölkern veranlagt sei. Wenn man sich vor Augen hält, was nach 1945 an den Tag gelangte und wovon wir damals allerdings noch keine umfassende Vorstellung hatten, wie erbarmungslos zur selben Zeit im Namen eben dieses so gemütstief und seelenvoll veranlagten Volkes in Konzentrationslagern gewütet und gemordet wurde, bekommt diese an sich belanglose Szene nachträglich noch einen arg faden Beigeschmack. In der Hauptsache hatten sich um das Gelingen des Abends die Thüringer Musikschüler verdient gemacht. Als Nichtaktiver saß ich etwas ungünstig im Hintergrund des Saales eng mit vielen anderen Kameraden auf einem Tisch. Ich atmete erleichtert auf, als gegen 22.30 Uhr der allgemeine Aufbruch erfolgte.

Leider bemerkte ich zu spät, dass mir meine Feldmütze entglitten war. Obwohl ich nochmals in den Saal zurückeilte, vermochte ich sie trotz krampfhaftesten Suchens nicht wieder aufzustöbern. Da meine Kameraden zur Abfahrt drängten,

blieb mir nichts anderes übrig, als barhäuptig durch die eisige Winternacht nach Drenauhof zurückzubrausen. Trotz der unangenehmen Zugluft musste ich vor Müdigkeit unterwegs eingedusselt sein, schrak ich doch auf, als plötzlich an der Wegkreuzung das Brrrr für die Pferde ertönte.

Durch tiefen Schnee watete ich zu meinem Quartier. Eine unbeschreibliche Stille lag über der weltabgeschiedenen kleinen Siedlungskolonie. Nicht einmal ein Hund rasselte kläffend an seiner Kette. Die Bauersleute waren schon zu Bett gegangen. Ihre Tochter aber, ein stattliches, wohlproportioniertes, zudem blondhaariges, doch keineswegs mit derben, sondern eher etwas herb anmutenden Gesichtszügen versehenes Landmädchen, hatte meiner Rückkehr noch geharrt und mir ein reichhaltiges Spätabendbrot mit Schinken und Räucherwurst bereitgestellt. Das war des Guten nun freilich doch zu viel. Lediglich der warmen Milch sprach ich dankbar und in vollen Zügen zu. Ich schließe gewiss nicht aus, dass sich meine abendliche Gastgeberin von dem jungen Arbeitsmann aus dem Herzen des Reichsgebietes insgeheim wohl ein wenig mehr an Unterhaltungssinn, vielleicht auch an persönlicher Zuwendung erhofft haben mochte als ich in meiner Art und der damals noch ausgeprägten Scheu vor jeglichem Umgang mit Vertreterinnen des anderen Geschlechts meiner Altersstufe zu entfalten in der Lage war. Andererseits verstand sie es sehr gut, sich in jeder Hinsicht ganz selbstbeherrscht zu geben, ohne dabei ihre Natürlichkeit zu verleugnen. Dies wiederum beeindruckte mich nicht eben wenig. So kamen wir denn doch miteinander in einen immer reger werdenden Gedankenaustausch. Zunächst wollte meine Gesprächspartnerin noch allerlei über unsere Darbietungen im Lissener Gasthof erfahren. Der weiten Entfernung wegen hatte sie auf eigene Teilnahme an der Veranstaltung verzichtet. Dann erzählte sie mir noch so einiges über das Leben hier auf dem platten Lande, ein arbeits- und - abgesehen von der Ernährung - recht entbehrungsreiches, vor allem aber auch ein sehr einsames Leben. Sämtliche Burschen ab dem 18. Lebensjahr stünden ja, wie sie bedauernd bemerkte, längst unter den Fahnen.

Die Zeit verstrich wie im Fluge. Meine vorangegangene Müdigkeit schien wie weggeflogen. Ganz verdutzt blickte ich schließlich auf den Uhrzeiger. Es war schon weit nach Mitternacht, als ich - nun freilich doch recht erschöpft - in das dicke weiche Daunenbett des bäuerlichen Gastzimmers sank. Nach wochenlangem Kampieren auf dem harten Strohsack des RAD-Lagers ein gänzlich ungewohntes Horizontalgefühl, allerdings infolge unmäßiger Magenbelastung fast ein wenig beklemmend. Ich wälzte mich jedenfalls noch lange von einer Seite auf die andere, ehe der Körper völlig zur Ruhe gelangte.

Ein Viertel vor 6 Uhr mahnte mich am nächsten Morgen ein Klopfzeichen zum Aufbruch. Der Oberstfeldmeister hatte uns angewiesen, punkt 7 Uhr auf dem Lissener Marktplatz bereitzustehen. Rasch erledigte ich meine Morgentoilette. Als ich vor der Haustür noch ein wenig die Knobelbecher überbürsten und auch das vom gestrigen Schneetreiben leicht angerostete Spatenblatt mit neuem Glanz versehen wollte, kamen meine Wirtsleute hinzu und bestimmten sogleich, dass ich mich damit nicht belasten solle. Dafür sei Katinka, die Polenmagd, da. Sie baten mich zum Morgenkaffee. Ich staunte über mich selbst, dass ich dem dargebotenen Kuchen und den mit feiner Mettwurst belegten Weißbrotscheiben schon wieder alle Ehre erweisen konnte. Außerdem nötigte mir die treffliche Hausfrau noch ein riesengroßes Stullenpaket mit vier gekochten Eiern als Wegzehrung für den bevorstehenden Rückmarsch nach Kulm auf. Zwar hatte unser Abteilungsführer den Lissener Gemeindevorsteher wohl gebeten, seinen Bauern nahezuzlegen, uns als Dank für den Dorfgemeinschaftsabend ja recht viel Nahrhaftes zukommen zu lassen, doch erschien mir das, was meine Gastgeber insgesamt aufgetragen hatten, zumal jetzt im 5. Kriegsjahr, wo daheim in Sachsen Schmalhans schon geraume Zeit Küchenmeister war, als schlechterdings nicht überbietbar. Ich sagte ihnen denn auch am Schluss ein bewegtes Wort des Dankes.

Mein Quartierwirt, der es für diesen Morgen übernommen hatte, mich und meine vier Kameraden aus den Nachbargehöften nach Lissen zurückzubefördern,

drängte zum Aufbruch, da er einspännig kutschieren musste und sein Brauner ein zu forsches Tempo nicht gut vertragen konnte. Im Flur übergab mir die schwarzsträhnige Katinka mit verstohlen musterndem Augenaufschlag den wieder blinkenden Spaten.

Die Fahrt verlief in der Tat ganz erheblich langsamer als am gestrigen Abend. Zudem stürmte und schneite es wie wild. Erst punkt 7 Uhr erreichten wir den Marktplatz , wo die Abteilung schon nahezu vollständig bereitstand. Meine vermisste Feldmütze hatte sich glücklicherweise beim Aufräumen des Saales wieder angefunden. Oberstfeldmeister Hermann tauchte auf, befahl "Abteilung 2/28 antreten!" und überprüfte die Vollzähligkeit. Dank des gestrigen Erfolges zeigte er sich bestens gelaunt. Zu unserer großen Überraschung und Erleichterung blies er im Hinblick auf die ausgesprochen unwirtliche Witterung den geplanten 25-km-Gepäckmarsch nach Kulm ab. Wir brauchten lediglich wie tagszuvor die verhältnismäßig kurze Strecke bis zum Haltepunkt Konraten zurückzulegen. Dort musten wir noch geraume Zeit auf die Ankunft des kleinen Stichbahnzuges warten. Trotz Schneesturm und Frost schlugen die Wogen der Begeisterung ringsum meterhoch. Meine Kameraden überboten sich förmlich in der Schilderung ihrer lukullinarischen und teilweise wohl auch amourös gefärbten Landerlebnisse. Sogar dem berüchtigten selbstgebrannten Fusel, vor dessen Einnahme uns Oberstfeldmeister Hermann vorher ganz eindringlich gewarnt hatte, war man wohl nicht überall gehorsam aus dem Wege gewichen.

Nach Rückkunft im Lager gewährte der Abteilungsführer für den Nachmittag dienstfrei. Aufgetragen wurde uns lediglich, alle im Tornister verstauten Sachen wieder sorgfältig und vorschriftsmäßig in unsere Spinde einzubauen. Zur großen Bestürzung unseres Küchenbullen wanderten nach dem Mittagessen fast sämtliche Terrinen mit dampfendem Graupeneintopf unberührt zum Schalter zurück. Der allgemeine Sättigungspunkt war noch immer um etliche Grade überzogen. Für den Rest des Tages wartete in meinem Spind überdies noch ein dicker Packen mit Weißbrotschnitten, deftig belegt mit Butter, Schinken und Räucherwurst, nebst vier gekochten Eiern auf einen Verzehrer. Gelobt sei, was satt macht! Ein Hoch auf die westpreußische Landwirtschaft!

8. Mit Beil und Buschmesser

Eine Woche nach unserem nahrhaften Kulmer Landaufenthalt, über den der Winter noch einmal sein strenges Zepter geschwungen hatte, zogen laue Lüfte über das in Frost erstarrte Westpreußen, tauten mit hurtiger Geschwindigkeit die Schneedecke hinweg und gewährten den ersten Botes des Lenzes Einlass. Am Montag, 3. April, schien die Sonne schon früh am Morgen beim Wecken so leuchtkräftig und verheißungsvoll in die Baracke, da tschilpten die Spatzen so vergnügt von der Dachrinne herab und umwehte uns beim Lockerungslauf eine so frische, nach Tau und Erde duftende Brise, dass dieses freudige Erwachen und befreite Aufatmen der Natur auch auf uns übersprang. Jedermann pfiff, sofern er nicht ausgerichtet in der Marschkolonne stand, vergnügt vor sich hin, nicht zuletzt auch im Gedanken daran, dass die Tage bis zur Entlassung aus dem RAD ja schon zu zählen seien. Selbst unsere Führer schienen von diesem allgemeinen Frohsinn angesteckt zu sein. Abteilungsführer Hermann hatte jedenfalls seine glänzendste Laune aufgesteckt und gab sich beim Morgenappell gar nicht so hektisch-fanatisch wie für gewöhnlich. Und was Obertruppführer Günther anbelangte, so liess er gleich doppelt so viele witzhafte Bemerkungen vom Stapel als es seiner sonstigen Norm entsprach.

Für den Vormittag hatte unser Zug einen Sonderauftrag erhalten. Er sollte in der Weichselaue Weidenruten schneiden, bündeln und aufladen. Das Flechten von Körben und anderen Gegenständen gehörte zur Erwerbsindustrie von Kulm. Der Gerätewart drückte uns Beile und Buschmesser in die Hand, und ab ging es mit Gesang durch das Städtchen hinab in die Stromniederung. Klarblau prangte der Himmelsbogen, nur dann und wann von kleineren, rasch dahineilenden Kumuluswolken bevölkert. Obertruppführer Günther begleitete unseren Zug nicht, sondern hatte das Kommando einem Hauptvormann übertragen. Als wir nach einer knappen Stunde das uns zugewiesene Gebiet erreicht hatten, eine fast unübersehbar langgestreckte, von Weidenbüschen dicht bestandene und mit Moortümpeln, Schilfröhricht und verlandeten Rinnen durchzogene Fläche parallel zum Stromlauf, liess der Hauptvormann erst einmal eine fünfzehnminütige Frühstücks- bzw. Stäbchenpause einlegen, die er fast auf eine halbe Stunde ausdehnte. Dann ging es aber 'ran an die Arbeit. Eine Gruppe hieb mit den Buschmessern die dicht gewachsenen Ruten ab, von denen viele schon niedliche Blütenkätzchen trugen, während die andere das Abgeschlagene sortierte, bündelte und zu großen Haufen schichtete, damit es anschließend mittels Pferdewagen abtransportiert werden konnte.

Hatten wir zunächst unermüdlich geschuftet, so sank mit steigendem Sonnenstand die Arbeitslust. Wir schienen ohnehin genügend Rutenmaterial angesammelt zu haben. So schlug sich denn einer nach dem anderen im wahrsten Sinne des Wortes seitwärts in die Büsche und legte sich flach. Als der Hauptvormann schließlich sich alleingelassen auf weiter Flur vorfand, zog er nicht etwa wütend seine Trillerpfeife, sondern folgte vielmehr dem allgemeinen Beispiel. Herrlich war das, mal so ganz und gar unbehelligt von allem Schnigg und Drill in den blauen Himmel träumen zu können! Kein Laut durchbrach die mittägliche Ruhe. Nur die Bienen summten emsig in den blühenden Kätzchen und sammelten den ersten Nektar ein. Als eine Stunde dieses süßen Nichts-Tuns verronnen war, gab der Hauptvormann noch eine zweite zu. Die Zeit der Essensausgabe hatten wir längst überschritten. Zunächst scherte uns das herzlich wenig. Etwas später meldete der Magen dann aber doch gebieterisch seine Ansprüche an. Wir marschierten wieder ins Lager zurück. Die intensive Frühlingssonne hatte unsere Gesichter geradezu auffallend bronziert, so dass wir nach dem Abnehmen der Käppis ganz genau deren Nahtstellen auf der Haut erkennen konnten. Der Hauptvormann verstand, dem Oberstfeldmeister einen triftigen Grund für unser Längerverweilen vorzuspiegeln. Und dieser, sonst so streng und unerbittlich in seinen Nachforschungen, schenkte ihm ohne weiteres Glauben. So kamen wir sogar noch zu unserem aufgewärmten Eintopf.

Die freundliche Stimmung hielt in den folgenden Tagen an. Selbst als mich am Dienstag der begreiflicherweise wenig geschätzte Auftrag ereilt hatte, mit einigen anderen Kameraden die Jauchengrube des Lagers leerzuschöpfen, ließ ich mich davon nicht umwerfen.

Am 5. April reduzierte sich unser Lager für knapp 14 Tage um die Hälfte seines Bestandes. Die Züge 1 und 2 mussten nämlich in Grützen, einem kleinen Ort hinter Schwetz, einen Aufbaueinsatz ableisten. Wir Angehörigen der restlichen beiden Züge begleiteten sie am Morgen bis zur Weichselfähre und nahmen für die genannte Zeitdauer von ihnen Abschied. Wie es sich nach ihrer Rückkehr herausstellte, hatten wir Zurückgebliebenen entschieden das bessere Los gezogen. Grützen muss ein fürchterliches Schlammnest gewesen sein, in dem es harte Arbeit zu verrichten gab bei fader Kost.

9. Vom Eise befreit

Der Frühling hatte sich siegreich auf der ganzen Linie behauptet. Nachdem die beiden ersten Züge das Lager zum Baueinsatz in Grützen verlassen hatten, gestaltete sich unser Dienst etwas lockerer als bisher. Die theoretischen Unterweisungen und Exerzierübungen fielen kürzer aus. Um so mehr Arbeitsdienst stand dafür auf dem Plan. Der Luftschutzgraben sollte endlich seine Fertigstellung erfahren. Im Bereich des Lagers gab es außerdem noch vieles zu verrichten. So besserten wir die Wege aus und legten neue Steinfliesen. Außerdem bepflanzten wir die kahlen Steilhänge mit Setzlingen und Buschwerk. Dabei hoben wir das sandige Erdreich aus und füllten die entstandenen Pflanzlöcher mit gutem Mutterboden und Jauchendünger. Da die Sonne es gar zu gut meinte und der Regen gänzlich ausblieb, mussten wir an den folgenden Tagen in rollendem Einsatz vom Waschraum schüsselweise Wasser heranschleppen, um die Setzlinge tüchtig zu begießen. Unterwegs lieferten wir uns dabei die wildesten Spritzschlachten, die schließlich in einem bellum omnium contra omnes ausarteten. Meine Dienstjacke konnte ich am Ende nur noch auswringen.

Während ich mich ausgerechnet am Karfreitag vormittag in einem Holzhack-Kommando abschinden musste, sollte es uns über die beiden Osterfeiertage, 9.-10. April, blendend ergehen. Am Sonnabend nachmittag wartete unser rühriger Abteilungsführer mit einer großen Überraschung auf. Da war nämlich eine Abordnung der Deutschen Frauenschaft aus Kulm mit einer bunt und niedlich gekleideten Kinderschar herbeigekommen. Zierliche Stimmchen trugen uns rauherzigen Arbeitsmännern ein paar zarte Frühlingsweisen vor. Und anschließend empfing jeder von uns aus einem großen Waschkorb drei bemalte Ostereier. Es lässt sich denken, dass nach dieser unverhofften Bescherung das allgemeine Stuben- und Revierreinigen gleich etwas besser schmeckte und viel flotter von der Hand ging als für gewöhnlich.

Am Ostersonntag weckte uns der Vormann erst um 8 Uhr, ohne uns - wie üblich - gleich vom Strohsack herunterzuzerren. Wir verrichteten unsere Morgentoilette in aller Gemütsruhe, manch einer mit dem damals geläufigen Schlager auf den Lippen:

"Ja, das ist mein Sonntagsvergnügen,
da schlaf ich mich mal so richtig aus ..."

Der Morgenappell auf dem Antreteplatz entfiel. Dafür gab es um 9 Uhr ein gemeinsames festliches Kaffeetrinken im Speiseraum mit Ei, Milchkaffee und einem stattlichen süßen Weißbrotwecken für jeden Mann. Die Post brachte neben lieben Grußzeilen von zu Hause allerdings auch etwas mit, das mich weniger entzückte: ein Schreiben der Ortsgruppenleitung der NSDAP von Waldenburg mit der Aufforderung, beiliegende Übernahmeerklärung von der HJ in die Partei unterschrieben zurückzusenden. 1936 hatte ich als 'Pimpf' dem 'Deutschen Jungvolk' beitreten müssen, weil ich sonst nicht die Zulassung zur Oberschule erlangt hätte. Nach dem Übergang in die eigentliche Hitlerjugend hatte ich zwar in pedantischer Pflichterfüllung den oft stupiden 'Dienst' weiterbesucht, mir allerdings geschworen, keinen Führerposten anzunehmen und keinesfalls anschließend in die NSDAP einzutreten. Um das erste Versprechen einzulösen, hatte ich lediglich einmal kurz vor meiner Einberufung zum Luftwaffenhilfsdienst mit Nachdruck kämpfen müssen. Nun galt es, auch im Hinblick auf den zweiten Punkt nicht weich zu werden. Am nächsten Morgen überantwortete ich das Schriftstück kurzentschlossen den Flammen.

Der weitere Vormittag stand uns zur freien Verfügung, allerdings nur innerhalb des Lagerbereiches. Es beeindruckte mich nicht eben wenig, dass unser Stubenältester, der aus dem Eichsfeld stammende Troost, es sich trotz sonst so stramm zur Schau getragener regimetreuer Gesinnung nicht hatte nehmen lassen, für sich und seinen Klassenkameraden Löffler um Erlaubnis zu ersuchen,

das Lager verlassen und an der Hl. Messe in der katholischen Marienkirche teilnehmen zu dürfen. Sein Gefährte schien darüber zwar gar nicht so unbedingt erbaut zu sein und hätte sich die Zeit wohl lieber mit uns übrigen vertrieben, doch drängte Troost unerbittlich:
"Du weißt, dass das unsere Pflicht ist. Also komm' mit!"
Für ihn bestand also durchaus noch eine allen sonstigen irdischen Instanzen übergeordnete höhere Zuständigkeit.

Gewiss gab es in Kulm auch eine Evangelische Kirchengemeinde, doch muss ich gestehen, dass es mir damals gar nicht in den Sinn gekommen wäre, eine Ausgangsbewilligung für den Besuch des Gottesdienstes zu beantragen. So verbrachte ich den Rest des Ostervormittages lesenderweise. Schon vor Tagen hatte ich mir in der Lagerbücherei, die vorrangig nur völkische und Kriegsliteratur anzubieten hatte, die "Schriften des Waldschulmeisters" von Peter Rosegger herausgesucht. Mich in die einsame, klare und geordnete Welt der Gebirgsdörfler zu versenken und bestätigt zu finden, dass es noch eine andere Wirklichkeit als die des militärischen Drills und des totalen Kriegseinsatzes gibt, tat mir wohl.

Nach reichlichem Mittagsmahl öffnete sich uns um 14 Uhr die Lagerbarriere. Zunächst besuchten wir geschlossen eine Filmvoführung. Der Vorfilm über das Leben der Kriechtiere beeindruckte mich insofern besonders, weil es der erste Buntfilmstreifen war, den ich im Leben zu sehen bekam. Was dagegen der Hauptfilm "Liebespremiere" zu bieten hatte, war seicht und banal. Anschließend durften wir bis 23 Uhr frei ausschwärmen. Da es Naumann und Raeder, meinen beiden Kumpeln vom letzten Ausgang, diesmal - dem allgemein bestehenden, durch den Titel des soeben erlebten Filmes aber noch zusätzlich angefachten Verlangen gehorchend - nach Mädchenarmen und -herzen brennend gelüstete, mir selbst aber nicht das mindeste an zweifelhaften Abenteuern lag, trennten sich unsere Wege. Im Grunde war ich geradezu froh, mal für ein paar Stunden ganz für mich allein sein zu können. Und so zog es mich aus dem quellenden Uniformgewoge der engen Stadtgassen mit aller Macht in die Weichselaue hinab. Gewiss hatte die Sonne an diesem Festtag viele Spaziergänger vor die Tore der Stadt gelockt, doch fand ich bald Wege und Stege, die der Menschenstrom nicht berührte und die sich höchst anmutig durch blühendes Weidengebüsch und anderen Bewuchs schlängelten. Überall knisterte es unter dem dahindörrenden Laub des Vorjahres. Die Halmspitzen brachen sich ihren Weg zum Licht. Huflattich und Scharbockskraut streckten allenthalben ihre gelben Blütenkränze empor. Eine gute Strecke lief ich auf dem Weichseldeich entlang und blickte immer wieder fasziniert auf den mächtigen Strom, dessen Wellen an diesem Tag im Gegenlicht der Sonne grausilbern glitzerten. Nichts gab er mehr von jener bleiernen Schwere zu erkennen, die ich bei meinem ersten Besuch als so lastend empfunden hatte. Schließlich setzte ich mich für eine gute Weile unmittelbar an den Rand des Strombettes, so dass ich bequem mit der Hand die kleinen gurgelnd und murmelnd anbrandenden Wellenausläufer erhaschen konnte. Lange ließ ich meinen Blick hinüber ans andere Ufer und zu den fernen Höhenzügen schweifen und hing so meinen Gedanken nach, die es ähnlich zerfließend dahintrieb wie die rauschende Strömung des majestätischen Wasserlaufes.

Als sich der Abend nahte, wendete ich mich wieder dem Städtchen zu. Aber auch jetzt vermochte mich die drangvolle Schwüle innerhalb der Mauern nicht zu halten. Ich ging durch das Graudenzer Tor in südliche Richtung am Lager vorbei bis zur nächsten freien Anhöhe, wo ich den Schritt verhielt und den Untergang der Sonne betrachtete. Schon breiteten sich erste Nebelschleier im Weichseltal aus. Die Vögel verstummten. Es wurde dunkler und dunkler, bis sich die Baumkronen silhouettenhaft vom dämmerlichterfüllten Abendhimmel abzeichneten. Mit tröstender, ja aufrichtender Gewissheit ließ ich mich von dem befreienden Gedanken beflügeln, nicht verlassen, nicht verstoßen, sondern eingefriedet zu sein in den Herrschaftsbereich einer höheren Allmacht, die alles sieht und um alles weiß, in der das Niedrige, Quälende, Bedrückende

längst aufgehoben und überwunden ist. Häufig hatte ich abends auf dem Strohsack noch ein wenig in meiner Tornisterbibel geblättert, ohne wesentlich vom Text berührt worden zu sein. Hier aber - unterm freien Firmament - gewann die Botschaft wirklich Widerhall und Zusage.

Als sich ringsum nächtliche Finsternis ausgebreitet hatte, begab ich mich ins Lager zurück. Die übrigen Stubengenossen nutzten ihren Ausgang aber noch bis zur letzten Neige. In aller Gemütsruhe ließ ich mir mein Abendbrot schmekken, das mit leckerem Wurstaufschnitt, Käse und einer Dose Ölsardinen einen höchst delikaten Genuss bot. Überhaupt war unsere Verpflegung seit der Abstellung der beiden Züge nach Grützen noch besser und üppiger geworden als zuvor. Der geschickte Organisator Hermann hatte es nämlich verstanden, sich die Zuteilung für die 14 Tage nicht kürzen zu lassen. Ein gutes Weilchen schmökerte ich noch in den "Schriften des Waldschulmeisters". Als die Kameraden lärmend und polternd zurückkehrten und sich ihrer Saufleistungen und amourösen Straßeneroberungen brüsteten, hatte ich mich bereits auf meinen Strohsack geschwungen und die Decke über die Ohren gezogen.

Am Ostermontag zeigte ich mich aber von wesentlich geselligerer Seite. In den Vormittagsstunden klopfte ich mit drei Kameraden einen zünftigen Dauerskat. Da unser Trupp sog. Trupp vom Dienst war, durften wir abends erst nach 18 Uhr das Lager verlassen. So setzten wir uns an den Steilhang unseres Lagerhügels und sonnten uns oder lasen oder alberten herum. Kamerad Steudemann, unser Trupptrottel, der trotz seines linkischen und ungewandten Auftretens geistigen Dingen ein auffallendes Interesse entgegenbrachte, hatte irgendwo in der Stadt angeschlagen gesehen, dass abends in der Aula des Gymnasiums ein Vortrag über Friedrich Nietzsche stattfinden sollte. Obwohl nicht unbedingt vom Thema angezogen, willigte ich ein, ihn zu begleiten. Es stellte sich dann aber heraus, dass der Vortrag erst für Montag in einer Woche vorgesehen war. So blieb es bei einem harmlosen Stadtbummel. Wir trafen auf andere Kumpels. Da es ziemlich dunstig und schwül geworden war, entschlossen wir uns zu einer Erfrischung und einem bescheidenen Stammgericht in einem Lokal, das rein äußerlich etwas gepflegter anmutete und nicht so überfüllt erschien wie die meisten übrigen in der Stadt.

10. Parademarsch

Am Freitag oder Sonnabend nach Ostern kehrten die beiden ersten Züge ziemlich ausgelaugt von ihrem Arbeitseinsatz in Grützen zurück. Unglücklicherweise sollte gleich am darauf folgenden Montag die Besichtigung unserer Abteilung durch den Bereichsarbeitsführer aus Danzig erfolgen. Da war natürlich nichts mit Ausgang über das Wochenende. Vielmehr gab es zu exerzieren und Spatengriffe zu üben bis zur Weißglut; denn Hermann wollte unbedingt Ehre einlegen mit seiner Abteilung.

Am Morgen des entscheidenden Tages scheuerten und schrubbten wir unsere Räume mit einem verbissenen Eifer, als sollten wir es bezahlt bekommen. Mit Aasgeieraugen überwachte die gesamte Führerschaft unseren Reinigungseinsatz. Dann x-mal Anzugskontrolle. Als die hohe Kommission am Vormittag erschien, lief die ganze Besichtigung so ruhig programmgemäß ab wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Neben dem Bereichsarbeitsführer beäugten uns noch zwei oder drei weitere höhere Führer, ziemlich farblos wirkende Gestalten übrigens. Sie ließen sich Exerzierübungen einzeln und in der Kolonne, Umgang mit Gewehr und Gasmaske und natürlich Spatengriffe und nochmals Spatengriffe vorführen. Ausgerechnet an diesem Tag passierte mir das schändlichste Missgeschick des RAD-Mannes, beim Umgreifen den Spaten fallen zu lassen. Glücklicherweise geschah es im hintersten Glied, und der Spaten landete weich im Sand. Vielleicht ist so der Vorfall den Blicken der Prüfenden ganz entgangen.

Als wir auch in der politischen Schulung mit zackigen Antworten geglänzt und im Sport unsere Beweglichkeit unter Beweis gestellt hatten, mussten wir zur Abschlusskritik auf dem Appellplatz antreten. Das Urteil fiel sehr günstig aus. Unser Abteilungsführer strahlte über das ganze Gesicht. Er hatte es wieder einmal geschafft und die beste Abteilung im ganzen Arbeitsbereich herangebildet. Aus Freude über diesen Erfolg gewährte er uns für den Rest des Nachmittages und für den Abend dienstfrei. Unser Trupp zog mit einem Fußball ins Tal hinab und lieferte sich auf dem dort angelegten Sportplatz einen harten Match. Ganz abgekämpft und trotz der vorübergehend wieder kühler gewordenen Witterung ziemlich erhitzt kehrten wir in unsere Baracke zurück. Waren bislang wegen unseres Entlassungstermines die wildesten 'Latrinen' (Gerüchte) umhergeschwirrt, so hatten wir nun endlich Gewissheit darüber erlangt, dass am 26. April das Lager geräumt sein sollte. Alle Mann johlten und grölten in ausgelassenster Stimmung:
"Nur acht, neun Tage noch beim RAD, dann ist alles vorbei".

Trotz gut bestandener Besichtigung fehlte es aber auch in den letzten Tagen nicht an Aufgaben und Anforderungen. So mussten wir uns in einem verlassenen Fabrik- oder Ziegelleigebäude einer Gasmaskenprüfung unterziehen. In dem Raum brachte der Zugführer eine Tränengaspatrone zur Auslösung. Daraufhin hatten wir schnell die Maske aus dem Behälter zu reißen und über das Gesicht zu ziehen, auch mittendrin sie noch einmal abzustreifen und wieder anzulegen. - An einem anderen Vormittag galt es, unsere Schießkünste mit dem 98er-Gewehr unter Beweis zu stellen. Zwar gelang es mir nicht ganz, die geforderte Ringzahl zu erreichen, doch hatte ich mich immerhin von Schuss zu Schuss zu verbessern vermocht.

Ein hoher Feiertag, ja der höchste im Dritten Reich überhaupt, des 'Führers' Geburtstag, stand uns noch bevor. Oberstfeldmeister Hermann hatte von der örtlichen Parteileitung den Auftrag erhalten, für die feierliche Ausgestaltung einer großen öffentlichen Kundgebung am Abend des 20. April zu sorgen. Das war für ihn eine hochwillkommene Gelegenheit, erneut mit seiner Abteilung zu brillieren. Bereits zwei Tage vorher zog unser Zug mit Spitzhacken und Schaufeln zum Kulmer Marktplatz, um dort Löcher auszuheben und Fahnenmasten einzurammen. Ich übernahm mich bei diesem Arbeitseinsatz kaum, sondern beobachtete vielmehr, sofern uns nicht gerade Obertruppführer Günther kräftig

anheizte, das rege Alltagsleben und -treiben auf dem weitläufigen Platz. Da fielen die bunten Kopftücher der Marktfrauen besonders ins Auge, aber auch die an allen Ecken umhertollenden Scharen fast durchweg polnisch sprechender und ärmlich gekleideter Kinder. Bei ihren zahllosen Raufereien mischten auch manche der Mädchen recht handfest mit. Dann und wann überschritt ein schmucker Wehrmachtsoffizier das Geviert. Aber auch Menschen von gutbürgerlichem Habitus, die als Beamte oder Geschäftsleute mit Aktentasche unter dem Arm ihren Verpflichtungen nachgingen, ließen sich allenthalben blicken.

Am Nachmittag wie auch am folgenden Mittwoch drillten uns die Ausbilder noch einmal tüchtig im Stechschritt; denn den Ausgang der Feier sollte ein schneidiger Parademarsch der RAD-Abteilung 2/28 bilden. Allerdings wurden nur die zackigsten Marschierer auserwählt, zu denen ich nicht zählte, was mir aber nur lieb war.

Der große Tag brach an. Oberstfeldmeister Hermann zelebrierte die Flaggenhissung in feierlichster Zeremonie. Hysterisch aufjubelnder Begrüßungsschrei:
"Heil Hitler!"
Losungswort: "Adolf Hitler".
(Na, die heutige Parole kann man ja schon auf meilenweite Entfernung hin erriechen, dachte ich bei mir.)
Und immer wieder: "Unser geliebter Führer ... vorwärts mit ihm ... Großdeutschland ... Wir glauben an den Sieg, weil wir den Führer haben ..."
(Zum Kotzen, Herr Major, meldete sich die innere Stimme erneut.)
Aber das Essen war wieder mal ganz große Klasse an diesem Tag.

Und dann abends 18 Uhr auf dem Kulmer Marktplatz: Abordnungen von Partei, Staat und Wehrmacht harrten in stattlicher Anzahl und strammer Haltung der großen Kundgebung, dazu natürlich auch die SA und Hitlerjugend in ihren braunen Hemden, BDM, 'Glaube und Schönheit' und JM in leuchtend weißen Blusen und schwarzen Röcken. Und wir Arbeitsmänner in unserer bestens gebürsteten und gewienerten Ersten Garnitur mit der Staatsausgehmütze auf dem Kopf, die wegen ihrer eigenartig gekerbten und unwillkürlich an einen bestimmten menschlichen Körperteil erinnernden Form despektierlich als 'Arsch mit Griff' bezeichnet wurde. Rings um den Platz und aus den Häusern flatterten die Hakenkreuzfahnen. Feierlich wirbelnder Trommelschlag. Durchdringende Trompetenfanfaren. Gleißende Hymnen:

"Grüßet die Fahnen, grüßet die Zeichen,
grüßet den Führer, der sie schuf!
Grüßet alle, die für sie starben ..."

Schließlich aufrüttelnde Sprechchöre, dargeboten von unseren stimmkräftigsten Vertretern, die sich unter Obertruppführer Hientzschs Anleitung zu schneidigsten NS-Geschreikünstlern hochstilisiert hatten. Ja, und nun musste er kommen, der weithin gellende Ruf:

"Deutschland, erwache!!!"

(Dazu wird es auch verflixt Zeit, hakte die beharrliche Unterstimme wieder ein. Im Raum Lemberg sollen die russischen Panzerspitzen bereits etliche Kilometer tief in das Gebiet des Generalgouvernements eingedrungen sein.)

Nachdem er verhallt war, trat der Kulmer Kreisleiter der NSDAP, ein feister kleinbürgerlicher Mehlsack, auf das Rathausperron und hackerte seine schier endlos währende Ansprache herunter. Jammervolles Phrasengewäsch. Endlich durften die neuernannten politischen Leiter vortreten und ihr Treuegelöbnis auf Führer, Fahne und Reich ablegen. Der Oberbonze erteilte ihnen den feierlichen Ritterschlag und dazugehörigen Segen. Nationalhymne, dann ihr unvermeidliches Anhängsel: "Die Fahne hoch - peng, peng -, die Reihen dicht geschlossen ..." Die Knochen waren steif geworden vom langen Stehen. Zuerst zogen die Pimpfe ab. "Wum, wum, wum-wum-wum" plautzte der Schlegel auf das stupide Landsknechtstrommelfell. Oberstfeldmeister Hermann mit gespannten

Gesichtszügen und mahnender Geste vor seinen RAD-Marschierern:
"Achtung, Abteilung 2/28! Im Paradeschritt marsch!!"
Zackige Musik der Thüringer Kapelle. Die Stiefeleisen dröhnten gleich wuchtigen Hammerschlägen auf das Kulmer Straßenpflaster. Das sollte die Wehrmacht erst mal nachmachen! Donnerwetter, diese RAD-Männer, was sind das doch für tolle Kerle! Und wie die Spaten glitzern!! Großartig, wie in der Wochenschau! Hinterher das erlöste Antlitz des Oberstfeldmeisters:
"Stolz auf euch, Männer... Stadtausgang heute bis 23 Uhr."

Mit Naumann, Raeder und Steudemann schlenderte ich ein wenig ziellos durch Kulms Straßen und Gassen, die noch nie so vollgestopft gewirkt hatten wie an diesem Führer-Geburtstags-Abend nach der großen Kundgebung. Wir entschlossen uns, im Soldatenheim in der Nähe des Marktplatzes einzukehren, wo wir erst nach längerem Warten einen Tisch erobern konnten. Dafür schmeckte das Gericht, welches wir uns bestellt hatten, ganz ausgezeichnet, war reichlich bemessen und kostete nur wenige Marken. Dass der hohe Festtag zum Abschluss noch begossen werden musste, stand außer Frage. Also eine Flasche Rotwein auf den Tisch! Eine ganz vortreffliche Sorte. Französische Beuteware, wie es hieß. Freilich musste man dafür auch entsprechend tief im Säckel kramen. Wenn es um uns herum nicht so uniformquirlig und rauchig zugegangen wäre, hätte mir der edle Tropfen gewiss noch viel besser gemundet, aber immerhin... Auf den 'Heißgeliebten' wurde zum Glück nicht angestoßen, nur auf unsere sich gedeihlich entwickeln mögende Zukunft. Nun ja, wer konnte es schon wissen, was das Schicksal einem bereithielt? Hauptsache erst einmal, in sechs Tagen RAD passé. Mal wieder heimatlichen Wind um die Nase spüren können. Mal wieder ein bisschen Ungebundenheit.

Es blieb nicht bei einer Flasche. Der Wein stieg ganz schön zu Kopf. Verflixt, man schwankte direkt ein bisschen.
"Mach' bloß keinen blöden Quatsch, Mensch!" sprach ich zu mir selbst. "Im Gleichschritt marsch - Richtung RAD-Lager!"
Naumann, der sonst so schwergängige Müllerbursche, wirkte direkt enthemmt, rempelte mit den Ellenbogen mutwillig eine kichernde Mädchenschar an, dass sie kreischend auseinanderfleuchte. Schließlich lallten etliche von uns sentimentalen Schmalzgesang vor sich hin:
"Sing, Nachtigall, sing ein Lied aus alten Zeiten..." Oder sie seufzen: "Schon der Professor Sokrates hatt' es mit den Frauen schwer..."
Dann aber hieß es: "Achtung, Wachhäuschen in Sicht! Zusammenreißen, Kameraden!"
"Melden uns vom Ausgang zurück."
"In Ordnung, Leute. Gute Nacht!"
War es nicht ein netter Einfall vom 'Führer', heute Geburtstag zu haben? Im übrigen, wer es noch nicht wissen sollte:
"Nur fünf, sechs Tage noch beim RAD, dann ist alles vorbei."

11. "Heim ins Reich"

Die letzten Tage vergingen wie im Fluge. Nichts konnte uns mehr schocken. Am Freitag morgen nach Hitlers Geburtstag marschierte unser Zug noch einmal zum Kulmer Marktplatz, um die Fahnen einzuholen und die Stangen wieder abzumontieren. An einem anderen Vormittag galt es, einen Werbevortrag für die Waffen-SS zu schlucken. In allen Tonarten versuchten die Schwarzjacken, uns den Dienst bei dieser Spezialtruppe, die damals längst zu einer Wehrmacht innerhalb der Wehrmacht mit entsprechendem Machtapparat angewachsen war, schmackhaft zu machen. Ob sie viele Seelen gewannen? Wohl kaum; denn die meisten Oberschüler hatten sich längst freiwillig als ROB (Reserveoffiziersbewerber) gemeldet und waren somit bereits vergeben. Wie ich, der ich nicht zu den ROBs gehörte, meine ablehnenden Gründe formuliert habe, ist mir heute nicht mehr bekannt. Jedenfalls kam ich wie schon bei zwei vorangegangenen Werbeveranstaltungen während meiner Waldenburger Schulzeit glatt über die Hürden. Allerdings räume ich ein, dass es Kameraden mit Längenmaßen von mehr als 1.75 m, blondem Haarwuchs und kräftiger körperlicher Konstitution wesentlich schwerer hatten als ich, sich der Aufdringlichkeit der Siegrunen-Werber zu entziehen.

Im übrigen traten wir dienstlich nur noch kurz. Am Sonnabend abend sollte zum Abschluss ein großer Kameradschaftsabend im Speisesaal veranstaltet werden, dessen Vorbereitungen etliche Zeit in Anspruch nahmen. Troost, unser Stubenältester, brannte vor Ehrgeiz, mit dem gesamten Trupp 9 etwas auf die Beine zu stellen, und bimste uns nach typischer Paukermanier einen Singsketch ein, der sich kaum über Kindergartenniveau erhob, aber - aus dem Born alten deutschen Brauchtums geschöpft - zweifellos des Beifalls unseres Abteilungsführers sicher sein konnte. Der Abend selbst verrann bei aufgelockerter Stimmung, versackte nur gegen Ende in Traumschnulzenseligkeit. Briest, unser Küchengehilfe, schmalzte von "dunkelroten Rosen" im Wechsel mit Bochmannschen und sonstigen Schlagermelodien. Unsere Obrigkeit dürfte das weniger entzückt haben, doch ließ sie großzügig gewähren.

Am Montag und Dienstag taten wir kaum viel mehr, als unsere Sachen noch einmal in den besten Stand zu versetzen und nach eingehender Musterung durch Trupp- und Zugführer bei der Kammer abzuliefern. Zuletzt reinigten wir sämtliche Baracken und zogen anschließend unsere Zivilsachen an. Hermann schwang noch ein paar feurige Abschiedsworte. In aufgelockerter Formation zogen wir am Dienstag nachmittag gegen 16 Uhr zum Kulmer Bahnhof und besetzten die Abteile des bereitstehenden Bromberger Zuges. Obertruppführer Günther fungierte als Reiseleiter.

Die Sonne glänzte über den Dächern des alten westpreußischen Landstädtchens, als unser Personenzug losdampfte - welch ein Gegensatz zu unserer Ankunft bei düstergrauer Winterkälte zur Februarmitte. Es waren harte, strapaziöse Wochen gewesen, insbesondere die ersten, wohingegen sich zuletzt das Joch verhältnismäßig leicht hatte ertragen lassen. Aber nun war alles geschafft, war auch diese letzte vormilitärische Hürde genommen, glimpflicher eigentlich als vorher befürchtet. Nun ging es wieder heim ins Reich.

Auf dem Bromberger Bahnhof strömten RAD-Entlassene in Mengen von anderen Einheiten herbei. Der Abend nahte bereits, als unser Sammeltransportzug einlief. Ausgerechnet in meinem Abteil ließ sich Obertruppführer Günther nieder. Das Witzeln und Frotzeln konnte er sich auch jetzt nicht verkneifen, doch gab er sich in diesem Rahmen ganz zivil, ja menschlich-kameradschaftlich. Möglicherweise trug auch er, wie wir, bei dieser Fahrt keinen Uniformrock. So entwickelte sich denn eine recht lustige Heimreise. Sie führte nicht über Posen, sondern über Schneidemühl. In den Nachtstunden drückten wir den Kopf gegen die harte Rückenlehne und versuchten, ein wenig zu pennen, wobei es

nur leicht geschehen konnte, dass der Schädel einmal nach dieser, einmal nach jener Seite abglitt und röchelnd auf den Schultern des Nachbarn landete. Als der neue Tag anbrach, gaben wir unsere Schlafbemühungen bald auf und blinzelten durch die angelaufenen Fensterscheiben nach draußen. Küstrin hatten wir erreicht, wenig später Frankfurt an der Oder. Weiter ging es über Cottbus und die Niederlausitz durch das Senftenberger Braunkohlenrevier nach Sachsen hinein. Wiesen und Buschwerk prangten hier schon in einem üppigeren Grün als auf Westpreußens Fluren. Beim Anblick der schmucken Dörfer und bunten Frühlingsbeete, der leuchtenden Äcker und Haine jubelte es in meinem Herzen, und warm schlugen meine Grüße und Empfindungen dem Heimatgau entgegen.

Vorüber rauschten Großenhain und Riesa an der Elbe. Bei Waldheim überquerten wir das Zschopautal und erreichten gegen Mittag Chemnitz, wo die meisten Kameraden den Zug verließen. Nach halbstündigem Aufenthalt brauchten wir nicht mehr lange bis Glauchau. Von dort ging es mit dem nächsten 'Muldental-expresszug' ins liebe Heimatstädtchen. Froh, erleichtert, ja glückstrahlend trat der gewesene RAD-Mann über die Schwelle seines Elternhauses. Wer wollte es ihm verargen, dass er sich an diesem Tag nicht mit Gedanken an die Zukunft beschwerte?

Abbildungen

Uniformen des Reichsarbeitsdienstes (RAD)



73. RAD-Mann

74. Reichsarbeitsführer

75. RAD-Arzt

Reichsarbeitsdienst (RAD)

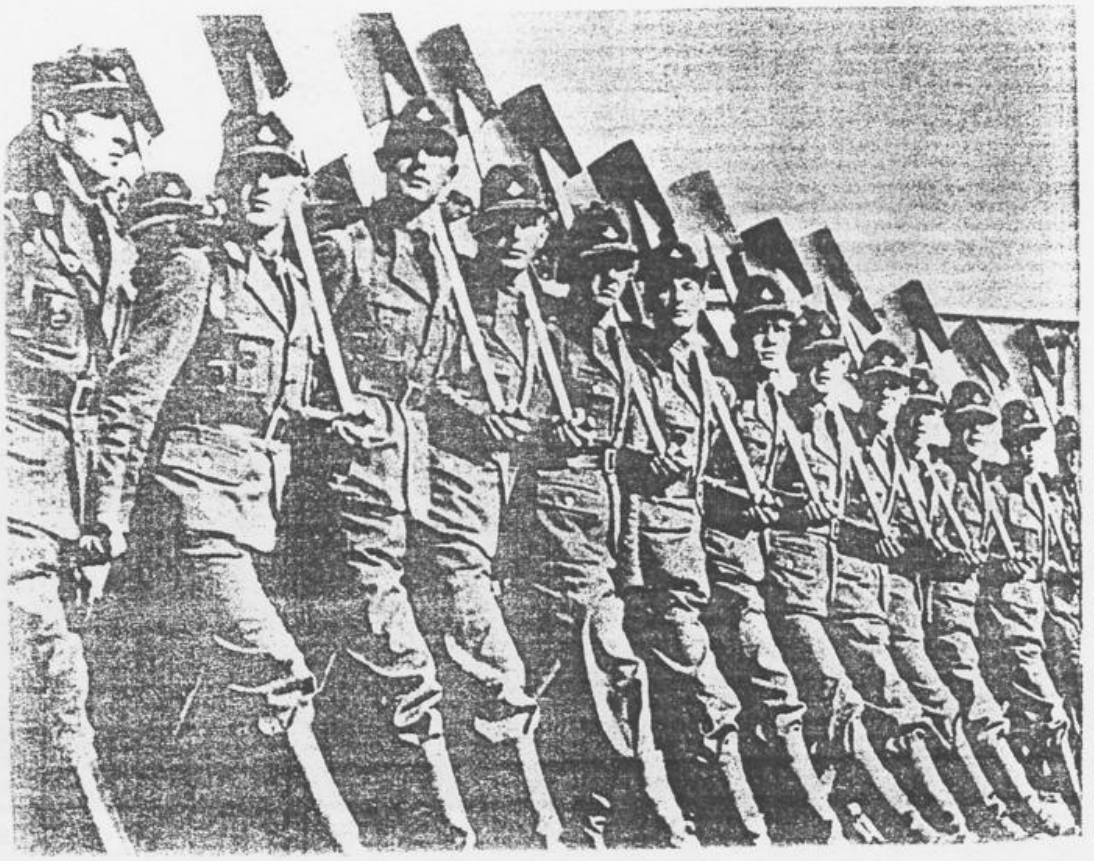


70. RAD-Musiker
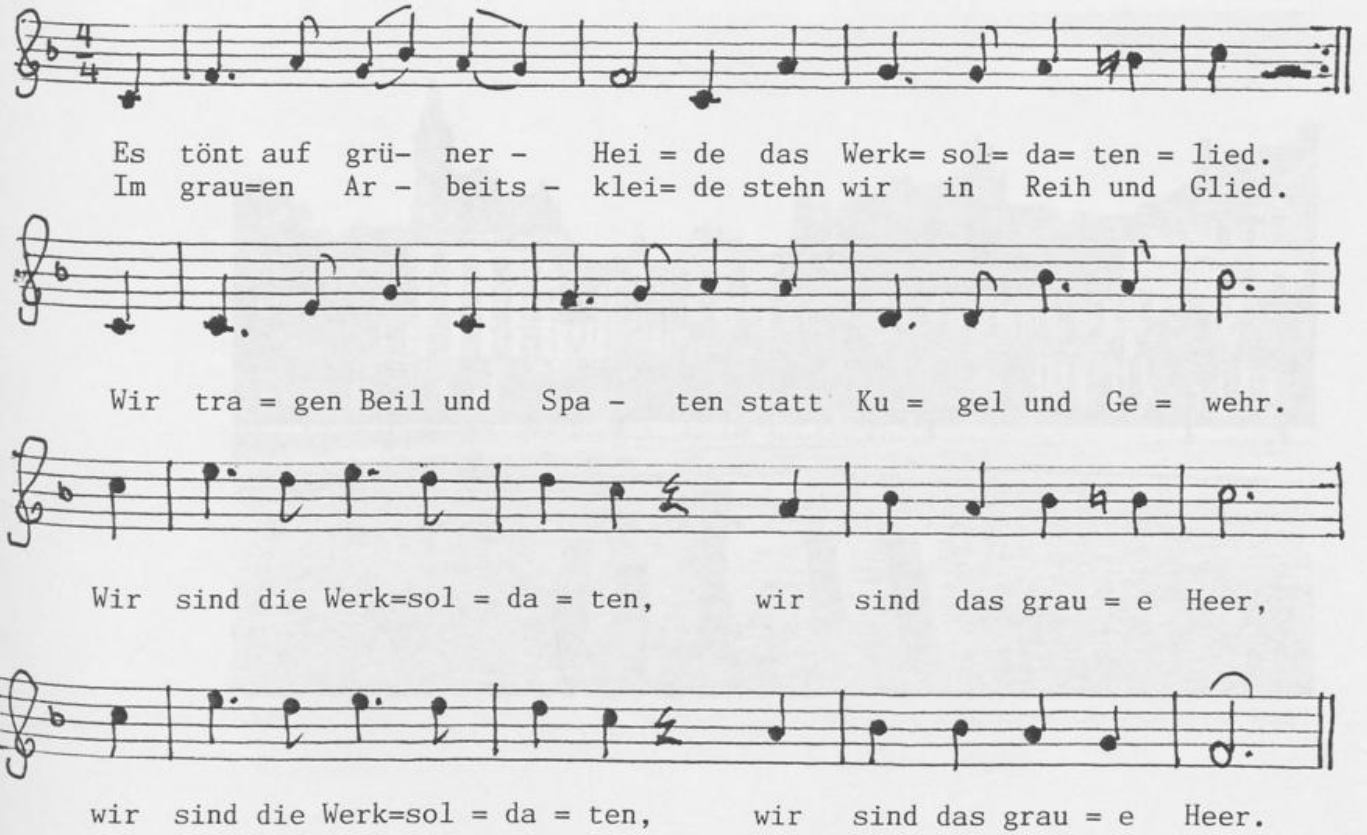
71. RAD-Unterfeldmeister

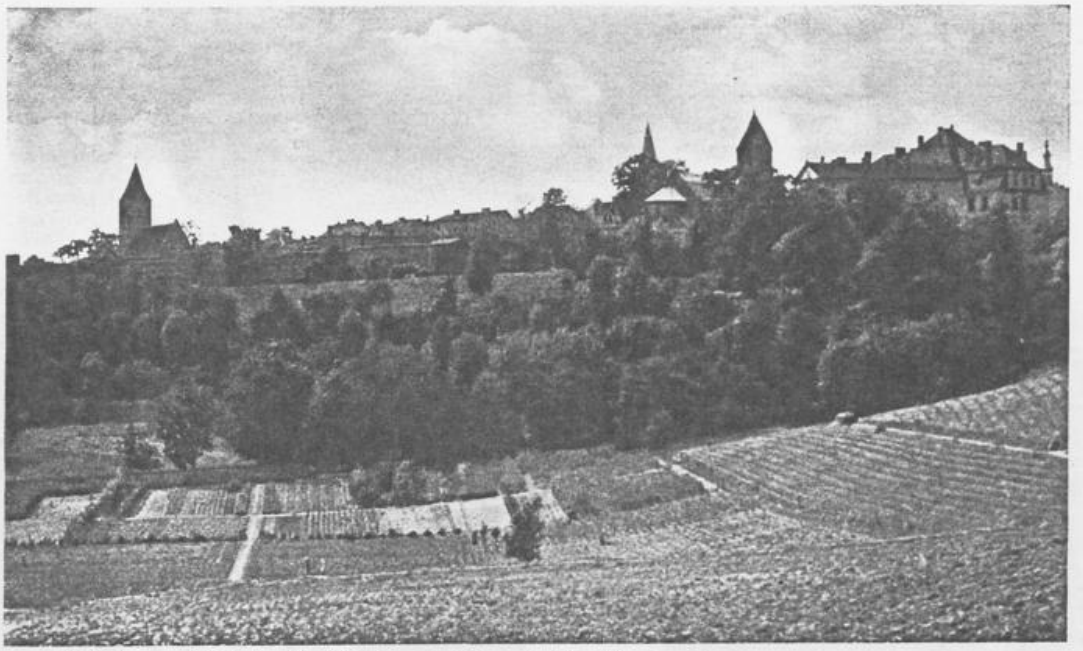
72. RAD-Arbeitsführer

Aus: Brian Leigh Davis / Pierre Turner:
Deutsche Uniformen im Dritten Reich 1933-1945
München: Heyne 1980



Das Werksoldatenlied





Kulm a. Weichsel. Teilansicht mit Stadtmauer.

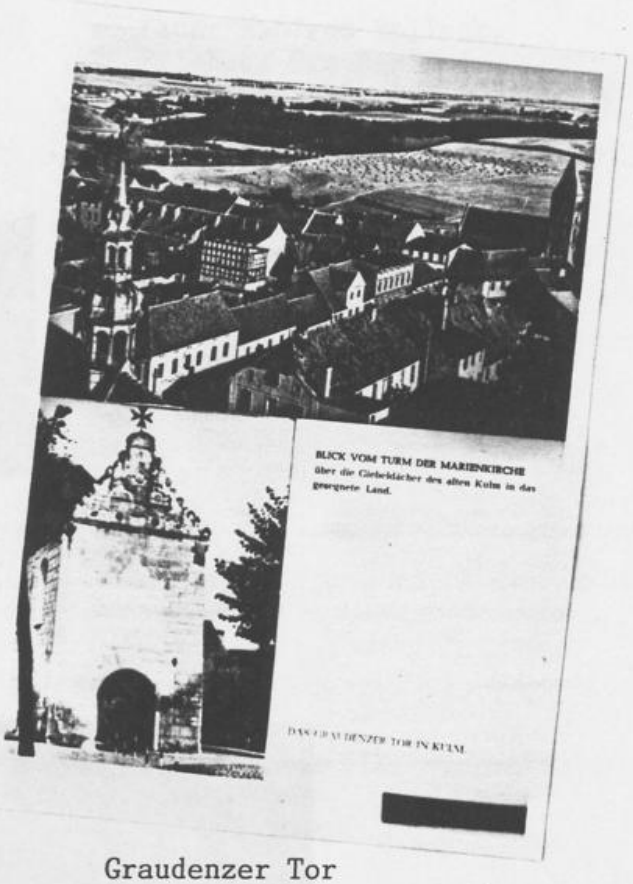
Kulm an der Weichsel



:ULM ADOLF-HITLER-PLATZ MIT POST



Rathaus und Marktplatz



Graudenzer Tor



Blick von der Weichselniederung



Marienkirche in Kulm.
Nach e. Aquarell v. C. Rave.

(Aus: Manfred Vollack,
Erlebtes Preußenland.
Husum 1983, S. 111.)



Trupp 9 der RAD-Abt. 2/28
in Kulm an der Weichsel
Febr./April 1944

(Einziges persönliches Fotodokument
aus damaliger Zeit.)

Um 11126848
Gm 11126809